

HEYNE <

DMITRY
GLUKHOVSKY
METRO
2034

ROMAN

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 01 - DIE VERTEIDIGUNG DER SEWASTOPOLSKAJA

Kapitel 02 - RÜCKKEHR

Kapitel 03 - NACH DEM LEBEN

Kapitel 04 - VERFLECHTUNGEN

Kapitel 05 - ERINNERUNGEN

Kapitel 06 - VON DER ANDEREN SEITE

Kapitel 07 - GRENZEN

Kapitel 08 - MASKEN

Kapitel 09 - LUFT

Kapitel 10 - NACH DEM TOD

Kapitel 11 - GESCHENKE

Kapitel 12 - ZEICHEN

Kapitel 13 - EINE GESCHICHTE

Kapitel 14 - WAS NOCH?

Kapitel 15 - ZU ZWEIT?

Kapitel 16 - IN DER ZELLE

Kapitel 17 - WER SPRICHT?

Kapitel 18 - ERLÖSUNG

EPILOG

ANMERKUNGEN

Copyright

DIE VERTEIDIGUNG DER SEWASTOPOLSKAJA

Sie waren nicht zurückgekehrt, weder am Dienstag noch am Mittwoch, noch am Donnerstag - dem letzten vereinbarten Termin. Der Außenposten war rund um die Uhr besetzt, und hätten die Wachen auch nur das Echo eines Hilferufs gehört oder den schwachen Widerschein einer Lampe an den feuchten, dunklen Tunnelwänden gesehen, dort, wo es zum Nachimowski prospekt ging, so wäre unverzüglich ein Stoßtrupp losgeschickt worden.

Die Anspannung wuchs mit jeder Stunde. Die Wachen - hervorragend ausgerüstete und eigens für solche Einsätze trainierte Soldaten - schlossen nicht eine Sekunde lang die Augen. Der Stapel Spielkarten, mit dem sie sich sonst die Zeit zwischen den Alarmeinsätzen vertrieben, staubte schon seit zwei Tagen in der Schublade der Wachstube vor sich hin. Ihre zwanglosen Unterhaltungen waren erst kurzen, nervösen Absprachen gewichen, und jetzt herrschte nur noch unheilvolles Schweigen. Jeder hoffte, als Erster die hallenden Schritte der zurückkehrenden Karawane zu hören. Es hing einfach zu viel davon ab.

Alle Bewohner der Sewastopolskaja, ob fünfjähriger Knabe oder alter Greis, verstanden es, mit Waffen umzugehen. Sie hatten ihre Station in eine uneinnehmbare Bastion verwandelt. Doch obwohl sie sich hinter MG-Nestern, Stacheldraht, ja sogar Panzersperren aus verschweißten Schienen eingegipelt hatte, drohte diese scheinbar unverwundbare Festung jeden Augenblick zu fallen. Ihre Achillesferse war der Mangel an Munition.

Wäre den Bewohnern anderer Stationen das widerfahren, was die Sewastopolskaja täglich auszuhalten hatte, sie hät-

ten keinen Gedanken daran verschwendet, sich zu verteidigen, sondern wären geflohen wie die Ratten aus einem überfluteten Tunnel. Selbst die mächtige Hanse, der Zusammenschluss der Stationen auf der Ringlinie, hätte im Ernstfall wohl kaum zusätzliche Streitkräfte zum Schutz dieser einen Station abgeordnet - aus Kostengründen. Sicher, die strategische Bedeutung der Sewastopolskaja war enorm. Doch der Preis war zu hoch.

Hoch war auch der Preis für Elektrizität. So hoch, dass die Sewastopoler, die eines der größten Wasserkraftwerke der Metro errichtet hatten, sich für ihre Stromlieferungen von der Hanse mit Munition versorgen lassen und dabei sogar noch Gewinn machen konnten. Aber viele von ihnen bezahlten dies nicht nur mit Patronen, sondern mit einem verkrüppelten, kurzen Leben.

Das Grundwasser war zugleich Segen und Fluch der Sewastopolskaja. Wie die Fluten des Styx die morsche Barke des Charon umströmten, so war die Station von allen Seiten von Wasser umgeben. Das Grundwasser schenkte ihr und einem guten Drittel der Ringlinie Licht und Wärme, denn es setzte die Schaufeln Dutzender von Wassermühlen in Bewegung. Diese hatten geschickte Konstrukteure der Station nach eigenen Plänen in Tunneln, Grotten, unterirdischen Wasserläufen, kurz: an jedem Ort, der sich für diese Zwecke erschließen ließ, errichtet.

Zugleich jedoch nagte das Wasser unablässig an den Pfeilern, löste allmählich den Zement aus den Fugen, während es ganz nah, hinter den Wänden der Station vorbeigluckerte, wie um die Bewohner einzulullen. Das Grundwasser hinderte sie daran, überflüssige, nicht genutzte Streckenabschnitte zu sprengen. Und genau durch diese Tunnel bewegten sich Horden alptraumhafter Kreaturen auf die Sewastopolskaja zu, wie ein endloser giftiger Tausendfüßler, der in einen Fleischwolf kriecht.

Die Bewohner der Station kamen sich vor wie die Mannschaft eines Geisterschiffs auf dem Weg durch die Hölle. Ständig waren sie dazu verdammt, neue Löcher zu finden und zu flicken, denn ihre Fregatte war schon vor langer Zeit Leck geschlagen. Und ein Hafen, in dem sie Schutz und Ruhe finden könnten, war nicht in Sicht.

Gleichzeitig mussten sie eine Attacke nach der anderen abwehren, denn von der Tschertanowskaja im Süden und vom Nachimowski prospekt nördlich ihrer Station kamen Monster durch Lüftungsschächte gekrochen, tauchten aus der trüben Brühe der Abwasserleitungen auf oder stürmten aus den Tunneln heran. Die ganze Welt schien sich gegen die Sewastopoler verschworen zu haben und keine Mühen zu scheuen, um ihre Heimstatt von der Metrokarte zu tilgen. Doch sie verteidigten ihre Station mit Klauen und Zähnen, als wäre sie die letzte Zuflucht im gesamten Universum.

So geschickt allerdings ihre Ingenieure auch sein mochten, so hart und gnadenlos die Ausbildung ihrer Kämpfer auch war -ohne Patronen, ohne Glühlampen für die Scheinwerfer, ohne Antibiotika und Verbandszeug würden sie die Station nicht halten können. Freilich, sie lieferten Strom, und die Hanse zahlte dafür einen guten Preis. Doch die Ringlinie hatte noch andere Lieferanten und eigene Quellen; die Sewastopoler dagegen würden ohne Versorgung von außen nicht einen Monat lang überleben. Und ihr Vorrat an Patronen neigte sich bedrohlich dem Ende.

Jede Woche wurden bewachte Karawanen zur Serpu-chowskaja geschickt, um für den Kredit, den man bei den Kaufleuten der Hanse eröffnet hatte, alles Notwendige zu beschaffen und sogleich wieder zurückzukehren. Solange sich die Erde drehte, solange die unterirdischen Ströme flossen und die von den Metrobauern errichteten Gewölbe hielten, würde sich daran nichts ändern.

Diesmal aber verzögerte sich die Rückkehr der Karawane. Und zwar so sehr, dass nur ein Schluss möglich war: Etwas Unvorhergesehenes musste geschehen sein, etwas Furchtbares, das weder die schwer bewaffneten, kampferprobten Begleitsoldaten noch die jahrelang gepflegten Beziehungen zur Führung der Hanse hatten verhindern können.

Die Sache wäre weniger beunruhigend gewesen, wenn man wenigstens hätte kommunizieren können. Doch mit der Telefonleitung zur Ringlinie war etwas nicht in Ordnung, die Verbindung war bereits am Montag abgebrochen, und der Trupp, den man auf die Suche nach der defekten Stelle geschickt hatte, war ohne Ergebnis zurückgekehrt.

Die Lampe mit dem breiten grünen Schirm hing tief über dem runden Tisch. Sie beleuchtete einige vergilbte Blätter, auf denen mit Bleistift Grafiken und Diagramme eingezeichnet waren. Es war eine schwache Birne, höchstens vierzig Watt, aber nicht weil man Strom sparen musste - das war an der Sewastopolskaja wirklich kein Problem -, sondern weil der Besitzer dieses Büros grelles Licht nicht mochte. Der Aschenbecher quoll über von ausgedrückten Kippen - alles Selbstgedrehte von schlechter Qualität. Ätzender, blaugrauer Rauch hing in trägen Schwaden unter der niedrigen Decke.

Der Stationsvorsteher Wladimir Iwanowitsch Istomin wischte sich über die Stirn, hob die Hand und blickte mit seinem einzigen Auge auf die Uhr - zum fünften Mal innerhalb der letzten halben Stunde. Dann knackste er mit den Fingern und erhob sich mühsam. »Eine Entscheidung muss her. Wir dürfen nicht länger zögern.«

Auf der anderen Seite des Tisches saß der ältere, aber kräftig gebaute Mann mit der wattierten Tarnjacke und dem abgewetzten blauen Barett. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, bekam jedoch einen Hustenanfall. Mürrisch kniff

er die Augen zusammen und verscheuchte den Rauch mit der Hand. Dann sagte er: »Na schön, Wladimir Iwanowitsch, ich sage es noch einmal: Aus dem Südtunnel können wir niemanden abziehen. Der Druck auf die Wachen dort ist gewaltig - sie können sich schon jetzt kaum halten. In der letzten Woche allein drei Verletzte, einer davon schwer, und das trotz der Befestigungen. Ich werde es nicht zulassen, dass du den Süden weiter schwächst. Zumal dort ständig zweimal drei Aufklärer in den Schächten und im Verbindungstunnel patrouillieren müssen. Und im Norden müssen wir die eintreffenden Karawanen absichern, da können wir keinen einzigen Kämpfer entbehren. Tut mir leid, aber da musst du dich schon selber umschauen.«

»Du bist Kommandeur der Außenposten, also such du gefälligst!«, knurrte der Vorsteher. »Ich kümmere mich um meinen Kram. In einer Stunde muss eine Gruppe los. Wir beide denken einfach in unterschiedlichen Kategorien. Es geht doch nicht nur um unsere Probleme hier und jetzt! Was, wenn etwas Schlimmes passiert ist?«

»Und ich finde, Wladimir Iwanowitsch, du machst unnötigen Wirbel. Wir haben noch zwei ungeöffnete Kisten Kaliber 5.45 im Arsenal, die reichen noch anderthalb Wochen. Und dann hab ich noch was zu Hause unterm Kissen liegen.« Der Oberst grinste, so dass seine großen, gelben Zähne sichtbar wurden. »Eine Kiste bekomm ich da sicher noch zusammen. Nicht die Patronen sind unser Problem, sondern die Leute.«

»Und jetzt sag ich dir mal, was unser Problem ist. Wenn wir keine Lieferungen mehr kriegen, werden wir in zwei Wochen die Tore nach Süden schließen müssen, denn ohne Munition können wir die Tunnel dort sowieso nicht halten. Das bedeutet, dass wir zwei Drittel unserer Mühlen nicht mehr instand halten können. Schon nach einer Woche werden die ersten kaputtgehen, und Ausfälle bei den Stromlie-

ferungen hat die Hanse gar nicht gern. Wenn sie Glück haben, finden sie ruckzuck einfach einen anderen Versorger. Wenn nicht . Aber was interessiert mich der Strom! Seit fast fünf Tagen ist der Tunnel mausetot, und kein Schwein zu sehen. Was, wenn dort was eingestürzt ist? Oder durchgebrochen? Was, wenn wir jetzt abgeschnitten sind?«

»Halt die Luft an. Die Stromkabel sind in Ordnung. Die Zähler laufen, also scheint die Hanse ihren Strom zu bekommen. Einen Einsturz hätten wir doch sofort mitbekommen. Und wenn es Sabotage wäre, wäre nicht das Telefon, sondern die Stromleitungen gekappt. Und was die Tunnel angeht - wovor fürchtest du dich denn? Selbst in den besten Zeiten hat sich doch niemand hierher verirrt. Allein schon der Nachimowski prospekt: Ohne Begleitung kommst du da nicht durch. Fremde Händler wagen sich doch längst nicht mehr zu uns. Und die Banditen wissen inzwischen auch Bescheid - schließlich haben wir jedes Mal einen von ihnen lebend gehen lassen. Also keine Panik.«

»Du hast gut reden«, brummte Wladimir Iwanowitsch, hob die Binde über der leeren Augenhöhle und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Ich geb dir drei Mann«, sagte der Oberst, nun etwas milder. »Mehr geht beim besten Willen nicht. Und hör auf zu rauchen. Du weißt doch, dass ich das nicht einatmen darf, außerdem vergiftest du dich selber! Ein Tee wäre mir ehrlich gesagt lieber.«

»Aber bitte, immer gerne.« Der Vorsteher rieb sich die Hände, nahm den Telefonhörer ab und blaffte: »Istomin hier. Tee für mich und den Oberst.«

»Lass den diensthabenden Offizier kommen«, bat der Kommandeur der Außenposten und nahm sein Barrett ab. »Dann regle ich das gleich mit dem Suchtrupp.«

Tee gab es bei Istomin immer einen besonderen, von der WDNCh, eine Auslese. Kaum jemand konnte sich so etwas

noch leisten, denn auf dem Weg vom anderen Ende der Metro hierher schlug die Hanse auf den Lieblingstee des Stationsvorstehers ganze drei Mal ihre Zölle auf. Das machte ihn so teuer, dass Istomin sich diese Schwäche wohl nie erlaubt hätte, wären da nicht seine guten Verbindungen an der Dobryninskaja gewesen. Mit irgendwem war er dort gemeinsam im Krieg gewesen, und so hatten die Karawanenführer, wenn sie von der Hanse zurückkamen, jedes Mal ein schmuckes Paket dabei, das Istomin stets persönlich in Empfang nahm.

Vor einem Jahr allerdings hatte es erste Lieferausfälle gegeben, und alarmierende Gerüchte waren bis zur Sewastopolskaja gedrungen: Die WDNCh werde von einer neuen, furchtbaren Gefahr heimgesucht, die womöglich die gesamte orangene Linie bedrohte - anscheinend unbekannte Mutanten von der Oberfläche. Diese seien fast unsichtbar, praktisch unverwundbar und könnten Gedanken lesen. Es hieß, die Station sei gefallen, und die Hanse habe aus Angst vor einer Invasion die Tunnel jenseits des Prospekt Mira gesprengt. Die Teepreise schossen damals in die Höhe, eine Zeit lang war gar keiner mehr zu bekommen, und Istomin machte sich bereits ernsthaft Sorgen. Doch einige Wochen später hatten sich die Wogen geglättet, und die Karawanen brachten neben Patronen und Glühbirnen auch wieder den berühmten Tee zur Sewastopolskaja. War das nicht die Hauptsache?

Während Istomin dem Kommandeur Tee in eine Porzellantasse mit abgeblättertem Goldrand goss, genoss er für einen Moment mit geschlossenem Auge den aromatischen Dampf. Dann schenkte er sich selbst ein, sank schwer in seinen Stuhl und begann mit einem Silberlöffelchen klingelnd eine Saccharintablette umzurühren.

Die Männer schwiegen, und eine Minute lang war das melancholische Klingeln das einzige Geräusch in dem

halbdunklen, mit Tabakrauch vernebelten Büro. Plötzlich wurde es von einem schrillen Glockenläuten übertönt, das - fast im gleichen Takt - aus dem Tunnel heranflog: »Alarm!«

Der Kommandeur der Außenposten sprang überraschend behende von seinem

Platz auf und rannte aus dem Zimmer. In der Ferne knallte erst ein einsamer Gewehrschuss, dann setzten Kalaschnikows ein - eine, zwei, drei. Beschlagene Soldatenstiefel hämmerten über den Bahnsteig, und man hörte die kräftige Bassstimme des Obersts, wie sie - bereits aus einiger Entfernung - die ersten Befehle erteilte.

Istomin streckte die Hand nach der glänzenden Miliz-MP aus, die an seinem Schrank hing, doch dann griff er sich ans Kreuz, stöhnte, winkte ab, setzte sich wieder an den Tisch und nahm noch einen Schluck Tee. Ihm gegenüber dampfte einsam die Tasse des Obersts, und daneben lag dessen Barett - er hatte es in der Eile liegen gelassen. Der Stationsvorsteher zog eine Grimasse und begann erneut, diesmal halblaut, mit dem jetzt abwesenden Kommandeur zu streiten. Es ging noch immer um das gleiche Thema - doch nun brachte er neue Argumente vor, die ihm zuvor im Eifer des Gefechts nicht eingefallen waren.

An der Sewastopolskaja kursierte so mancher düstere Witz darüber, warum die benachbarte Station ausgerechnet Tschertanowskaja hieß; zu deutlich ließ sich aus ihrem Namen das Wort »Tschort« - Teufel - herauslesen. Die Mühlen des Wasserkraftwerks erstreckten sich ziemlich weit in ihre Richtung, doch obwohl sie als verlassen galt, dachte niemand auch nur im Entferntesten daran, sie einfach zu besetzen und zu erschließen - wie sie es zuvor mit der Kachowskaja getan hatten. Die technischen Teams, die unter Begleitschutz die äußersten Generatoren montiert hatten und nun von Zeit zu Zeit warten mussten, sahen sich vor, der Tschertanowskaja höchstens auf hundert Meter nahe zu

kommen. Fast jeder, dem eine solche Expedition bevorstand und der kein fanatischer Atheist war, bekreuzigte sich heimlich, und manche nahmen sogar für alle Fälle von ihren Familien Abschied.

Die Tschertanowskaja war eine üble Station, das spürte jeder, der sich ihr auch nur auf einen halben Kilometer näherte. In ihrer Naivität hatten die Sewastopoler in der Anfangszeit schwer bewaffnete Stoßtrupps losgeschickt, um ihren Einflussbereich zu erweitern. Zurück kamen diese, wenn überhaupt, schwer angeschlagen und mindestens um die Hälfte dezimiert. Dann saßen die gestandenen Haudegen am Feuer, stotternd und sabbernd, und obwohl man sie so nah hingestellt hatte, dass ihre Kleidung zu schmoren begann, zitterten sie in einem fort. Nur mit Mühe erinnerten sie sich daran, was sie erlebt hatten - und nie glich ein Bericht dem anderen.

Es hieß, dass irgendwo jenseits der Tschertanowskaja Seitenzweige des Haupttunnels tief hinabtauchten und sich zu einem enormen Labyrinth natürlicher Höhlen vernetzten, in dem es angeblich von Ungeheuern nur so wimmelte. Dieser Ort wurde an der Sewastopolskaja »das Tor« genannt -ein willkürlicher Begriff, denn niemand der lebenden Bewohner hatte diesen Teil der Metro je betreten. Allerdings erzählte man sich eine Geschichte aus der Zeit, als die Linie noch nicht erschlossen war. Eine große Aufklärungseinheit war damals angeblich bis hinter die Tschertanowskaja gekommen und hatte das »Tor« entdeckt. Über einen Sender -eine Art Kabeltelefon -hatte der Funker mitgeteilt, sie stünden am Eingang eines schmalen Korridors, der fast senkrecht hinabführte. Weiter kam er nicht. In den folgenden Minuten vernahmen die Chefs der Sewastopolskaja gellende Schreie voller Entsetzen und Schmerz. Seltenerweise versuchten die Aufklärer nicht zu schießen -vielleicht begriffen sie, dass gewöhnliche Waffen sie nicht

schützen würden. Als Letzter verstummte der Kommandeur der Gruppe, ein gewissenloser Söldner von der Station Kitai-gorod, der seinen Gegnern, nachdem er sie besiegt hatte, stets den kleinen Finger abschnitt. Er schien sich in einiger Entfernung von dem Mikrofon zu befinden, das dem Funker entglitten war, denn seine Worte waren schlecht zu verstehen. Doch bei genauerem Hinhören verstand der Stationsvorsteher, was der Mann im Todeskampf vor sich hinschluchzte: ein Gebet. Eines dieser einfachen, naiven Gebete, die kleine Kinder von ihren gläubigen Eltern lernen.

Dann brach die Leitung ab.

Nach diesem Vorfall wurden alle weiteren Versuche, bis zur Tschertanowskaja vorzudringen, eingestellt. Ja, es hatte sogar Pläne gegeben, auch die Sewastopolskaja aufzugeben und sich bis zur Hanse zurückzuziehen. Doch die verfluchte Station schien jener Grenzposten zu sein, der das Ende der menschlichen Herrschaft in der Metro markierte. Die Kreaturen, die diese Grenze bedrängten, machten den Bewohnern der Sewastopolskaja eine Menge Ärger, aber sie waren nicht unverwundbar, und bei einer gut organisierten Verteidigung ließen sich diese Angriffe relativ leicht und fast ohne eigene Verluste zurückschlagen - solange die Munition ausreichte. Einige dieser Monster ließen sich zwar nur mit Explosivgeschossen oder Hochspannungsfallen aufhalten. Doch in den meisten Fällen hatten es die Wachen mit nicht ganz so furchteinflößenden - wenn auch extrem gefährlichen - Wesen zu tun.

»Da, noch einer! Oben, im dritten Rohr!«

Der obere Scheinwerfer war aus seiner Halterung gebrochen, baumelte zuckend wie ein Gehenkter an einem Kabel und verstreute sein hartes Licht über die Szenerie vor den Befestigungsanlagen: Mal griff er sich gebückte Gestalten anschleichender Mutanten heraus, mal verbarg er sie wieder in der Dunkelheit, mal blendete sein grelles Licht die Wa-

chen. Verräterische Schatten rasten umher, zogen sich zusammen und dehnten sich wieder aus, verzerrten sich zu hässlichen Fratzen, so dass man nicht mehr zwischen Mensch und Bestie unterscheiden konnte.

Der Posten lag günstig, denn an dieser Stelle liefen zwei Tunnel zusammen. Kurz vor der Apokalypse hatte die Metrostroi hier mit Reparaturarbeiten begonnen, die jedoch nie vollendet wurden. Die Sewastopoler hatten an diesem Knotenpunkt eine Festung errichtet: zwei MG-Stellungen, eineinhalb Meter dicke Schutzwälle aus Sandsäcken, Panzersperren und Schranken auf den Gleisen, Hochspannungsfallen in näherer und weiterer Entfernung sowie ein sorgfältig durchdachtes Warnsystem. Doch wenn die Mutanten in Wellen kamen, wie an diesem Tag, schien selbst diese Verteidigungsanlage zu wanken.

Der MG-Schütze lallte monoton vor sich hin. Blutige Blasen schlugen aus seinen Nasenlöchern, und er betrachtete verwundert seine feuchten, glänzend roten Handflächen. Die Luft rund um seinen Petscheneg flimmerte vor Hitze, doch jetzt klemmte das verfluchte Ding. Der Schütze gab ein kurzes Grunzen von sich, lehnte sich gegen die Schulter seines Nachbarn, eines hünenhaften Kämpfers mit geschlossenem Titanhelm, und verstummte. In der nächsten Sekunde ertönte ein markerschütterndes Kreischen: Die Bestie griff an.

Der Mann im Helm schob den blutverschmierten MG-Schützen zur Seite, stand auf, riss seine Kalaschnikow hoch und gab einen kurzen Feuerstoß ab. Das widerliche, sehnige, von mattgrauer Haut umspannte Tier war bereits losgesprungen, hatte die knotigen Vorderklauen ausgebreitet und segelte auf seinen Flughäuten von oben herab. Der Bleihagel setzte dem Kreischen ein Ende, doch das tote Tier flog noch ein Stück weiter. Dann rammte der 150-Kilo-

Rumpf gegen die Sandsäcke, so dass eine dichte Staubwolke hochwirbelte.

»Das war's wohl.«

Der scheinbar endlose Ansturm der Kreaturen, der vor ein paar Minuten aus den riesigen abgesägten Rohren an der Tunneldecke losgebrochen war, schien tatsächlich versiegt. Vorsichtig verließen die Wachleute ihre Deckung.

»Eine Trage hierher! Einen Arzt! Schnell, bringt ihn zur Station!«

Der Hüne, der das letzte Tier getötet hatte, befestigte ein Bajonett auf seinem Sturmgewehr und näherte sich ohne Hast all den toten und verletzten Kreaturen, die in der Kampfzone herumlagen. Er drückte mit dem Stiefel das zähnestarrende Maul des jeweiligen Tiers zu Boden und stieß mit dem Bajonett kurz und gezielt in dessen Auge. Schließlich lehnte er sich erschöpft gegen die Sandsäcke, blickte in den Tunnel, hob endlich das Visier seines Helms und nahm einen Schluck aus seiner Feldflasche.

Die Verstärkung von der Station traf ein, als alles bereits entschieden war.

Auch der Kommandeur der Außenposten kam schließlich angehumpelt, schwer atmend und seine diversen Gebrechen verfluchend, die Tarnjacke aufgeknöpft.

»Wo bekomme ich jetzt drei Mann her? Soll ich sie mir vielleicht aus dem Fleisch schneiden?«

»Was meinen Sie damit, Denis Michailowitsch?«, fragte einer der Wachleute.

»Istomin will, dass wir sofort einen Aufklärungstrupp zur Serpuchowskaja schicken. Er hat Schiss wegen der Karawane. Nur wo krieg ich drei Leute her?«

Ausgerechnet jetzt .«

»Noch immer nichts Neues?«, fragte der Mann mit der Feldflasche, ohne sich umzudrehen.

»Nichts«, bestätigte der Alte. »Aber viel Zeit ist ja auch nicht vergangen. Was bitte ist gefährlicher? Wenn wir jetzt unsere Stellungen im Süden schwächen, ist in einer Woche vielleicht keiner mehr da, um die Karawane zu empfangen!«

Der andere schüttelte den Kopf und schwieg. Er rührte sich auch nicht, als der Kommandeur endlich aufhörte zu murren und die Wachleute fragte, ob jemand sich für einen Drei-Mann-Trupp melden wolle.

Freiwillige gab es genug. Die meisten Wachen hatten genug vom Herumsitzen an der Station und vermochten sich einfach nicht vorzustellen, dass etwas gefährlicher sein könnte als die Verteidigung des Südtunnels.

Von den sechs Leuten, die sich bereit erklärten, wählte der Oberst diejenigen aus, auf die er am besten glaubte verzichten zu können. Ein vernünftiger Gedanke: Keiner der drei sollte jemals wieder zur Station zurückkehren.

Drei Tage waren vergangen, seit man die Troika losgeschickt hatte. Dem Kommandeur schien es, dass die Leute hinter seinem Rücken flüsterten und ihm misstrauische Blicke zuwarfen. Selbst die intensivsten Gespräche verstummten, wenn er sich näherte, und in dem angespannten Schweigen, das dann folgte, glaubte er eine unausgesprochene Forderung zu vernehmen: Erkläre es uns, rechtfertige dich.

Dabei tat er nur seine Arbeit - er sorgte für die Sicherheit der Außenposten an der Sewastopolskaja. Er war Taktiker, kein Stratege. Es gab ohnehin zu wenig Soldaten. Welches Recht hatte er, sie einfach so zu verheizen, indem er sie auf irgendwelche zweifelhaften, wenn nicht gar völlig sinnlosen Expeditionen schickte?

Vor drei Tagen war er davon noch absolut überzeugt gewesen. Doch jetzt, da jeder verängstigte, missbilligende, zweifelnde Blick seine Gewissheit aushöhlte, begann er zu schwanken. Ein Aufklärerteam mit leichter Bewaffnung be-

nötigte für den ganzen Weg von der Hanse und zurück nicht einmal einen Tag - selbst wenn man mögliche Kampfhandlungen und Verzögerungen an den Grenzen der unabhängigen Stationen berücksichtigte.

Der Kommandeur befahl, niemanden einzulassen, schloss sich in seinem kleinen Büro ein, presste die heiße Stirn gegen die Wand und begann vor sich hin zu murmeln. Zum hundertsten Mal ging er alle Möglichkeiten durch. Was war mit den Händlern passiert? Was mit dem Spähtrupp?

Vor Menschen hatte man an der Sewastopolskaja keine Angst -höchstens vielleicht vor der Armee der Hanse. Der schlechte Ruf der Station, die übertriebenen Erzählungen der wenigen Augenzeugen darüber, welch hohen Preis die Stationsbewohner für das eigene Überleben zahlten - all das war von den Händlern aufgenommen und per Mundpropaganda in der Metro verbreitet worden. Und es hatte bald Wirkung gezeigt. Die Stationsleitung begriff schnell, welche Vorteile eine solche Reputation mit sich brachte, und nahm deren Festigung fortan selbst in die Hand. Informanten, Kaufleute, Reisende und Diplomaten durften von nun an mit offizieller Genehmigung die schrecklichsten Lügenmärchen über die Sewastopolskaja und den gesamten Abschnitt jenseits der Serpuchowskaja erzählen.

Nur wenige vermochten hinter diesem Vorhang aus Schall und Rauch die Attraktivität und wahre Bedeutung der Station zu erkennen. Vereinzelt hatten in den letzten Jahren ahnungslose Banden versucht, die Außenposten zu durchbrechen, doch die Kriegsmaschinerie der Sewastopolskaja, angeführt von ehemaligen Offizieren, zermalmte sie ohne weitere Probleme.

Die Aufklärungstroika hatte jedenfalls genaue Instruktionen erhalten: Wenn sie auf eine Bedrohung trafen, sollten

sie jegliche Konfrontation vermeiden und schnellstmöglich wieder zurückkehren.

Natürlich gab es auf der Strecke noch die Nagornaja - kein so furchtbarer Ort wie die Tschertanowskaja, aber dennoch gefährlich und unheilvoll. Und den Nachimowski prospekt, dessen Tore zur Oberfläche klemmten, weshalb er vor Eindringlingen von oben nicht ganz gefeit war. Die Ausgänge zu sprengen kam für die Sewastopolskaja nicht infrage, da die Stalker den Ausstieg am Nachimowski prospekt für ihre Expeditionen nutzten. Alleine wagte niemand die Station zu passieren, doch bisher war noch jede Troika mit den Kreaturen, die dort gelegentlich lauerten, fertig geworden.

Ein Einsturz? Das Grundwasser? Ein Sabotageakt? Ein plötzlicher Überfall der Hanse? Es war der Oberst, nicht der Stationsvorsteher Istomin, der den Frauen der vermissten Aufklärer jetzt eine Antwort geben musste, während diese ihm unruhig und fragend in die Augen blickten, in der Hoffnung, dort ein Versprechen, einen Trost zu finden. Er musste es den Soldaten der Garnison erklären. Zum Glück stellten die keine überflüssigen Fragen und waren ihm - noch - treu ergeben. Und schließlich musste er all die besorgten Leute beruhigen, die sich nach Feierabend an der Stationsuhr trafen, um nachzusehen, wie lange die Karawane schon unterwegs war.

Istomin hatte erzählt, er sei in den letzten Tagen mehrfach gefragt worden, warum das Licht an der Station heruntergedreht worden sei. Einige Male hätten sie ihn sogar aufgefordert, die Lampen wieder auf die alte Leistung zu bringen. Dabei hatte niemand auch nur daran gedacht, den Strom herunterzufahren: Die Beleuchtung lief auf vollen Touren. Nein, es war nicht die Station selbst, sondern es waren die Herzen der Menschen, in denen die Finsternis

zunahm, und nicht einmal die hellsten Quecksilberlampen kamen dagegen an.

Die Telefonleitung zur Serpuchowskaja war noch immer tot. Was dem Oberst ein sehr wichtiges, weil für die Bewohner der Metro seltenes Gefühl nahm: das Gefühl der Nähe zu anderen Menschen. Solange die Kommunikation funktionierte, solange die Karawanen regelmäßig unterwegs waren und die Reise bis zur Hanse weniger als einen Tag dauerte, war jeder der Bewohner frei zu gehen oder zu bleiben. Jeder wusste, dass nur fünf Tunnel weiter die eigentliche Metro begann, die Zivilisation - die Menschheit.

Ähnlich hatten sich früher wahrscheinlich die Polarforscher im arktischen Eis gefühlt, wenn sie sich -sei es aus wissenschaftlichem Interesse oder wegen der hohen Löhne - auf einen monatelangen Kampf gegen Kälte und Einsamkeit einließen. Sie waren Tausende von Kilometern vom Festland entfernt, und doch blieb es immer in ihrer Nähe, denn das Radio funktionierte, und einmal im Monat hörten sie das Dröhnen des Flugzeugs, wenn es wieder einige Kisten mit Dosenfleisch über ihnen abwarf.

Die Eisscholle jedoch, auf der sich die Sewastopolskaja befand, war losgebrochen, und mit jeder Stunde trieb sie weiter fort -in einen Eissturm, einen schwarzen Ozean, in Leere und Ungewissheit.

Das Warten zog sich hin, und die vage Sorge des Obersts wurde allmählich zu einer düsteren Gewissheit: Die drei Aufklärer, die er zur Serpuchowskaja geschickt hatte, würde er nicht wiedersehen. Nun noch drei weitere Kämpfer von den Außenposten abzuziehen, um sie ebenfalls dieser unbekannten Gefahr auszusetzen, war völlig ausgeschlossen. Ihren sicheren Tod, der doch keinen Ausweg aus der Lage bot, konnte er sich einfach nicht leisten. Dennoch schien es ihm verfrüht, die hermetischen Tore herabzulassen, die Südtunnel zu schließen und einen großen Stoßtrupp zu bil-

den. Warum musste ausgerechnet er diese Entscheidung treffen? Eine Entscheidung, die in jedem Fall die falsche war.

Der Kommandeur der Außenposten seufzte, öffnete die Tür leicht, sah sich hastig um und rief den Posten zu sich. »Hast du eine Zigarette für mich? Das ist aber die allerletzte, das nächste Mal gib mir keine mehr, egal wie sehr ich dich darum bitte. Und sag es niemandem.«

Als Nadja, ein stämmiges, gesprächiges Tantchen mit löchrigem Daunenschal und verschmierter Schürze, den Topf mit Fleisch und Gemüse brachte, lebten die Wachleute auf. Kartoffeln, Gurken und Tomaten galten als absolute Delikatessen, und außer an der Sewastopolskaja boten höchstens noch einige Kabaks an der Ringlinie oder in der Polis Derartiges an. Das lag nicht nur an den komplexen Hydrokulturen, die zum Anbau der eingelagerten Samen notwendig waren, sondern auch daran, dass es sich kaum jemand in der Metro leisten konnte, kilowattweise Strom zu verpulvern, nur um die Speisekarte der Soldaten etwas aufzulockern.

Selbst die Stationsleitung bekam lediglich an Feiertagen Gemüse auf den Tisch, denn es wurde vor allem für die Kinder gezüchtet. Istomin hatte erst heftig mit den Köchen streiten müssen, um sie davon zu überzeugen, dass sie zu dem Schweinefleisch, das es an ungeraden Tagen immer gab, noch je hundert Gramm gekochte Kartoffeln und eine Tomate dazulegten - um die Moral zu heben.

Und tatsächlich: Als Nadja ihr Sturmgewehr etwas ungeschickt ablegte und den Topfdeckel anhub, glätteten sich die Falten auf den Gesichtern der Wachleute augenblicklich. Keiner von ihnen hätte jetzt noch über die vermisste Karawane oder die verschollene Aufklärertruppe reden wollen -es hätte ihnen nur den Appetit verdorben.

Ein etwas älterer Mann in einer Wattejacke mit schmalen Metro-Abzeichen rührte lächelnd die Kartoffeln in seiner Schüssel um und sagte: »Heute muss ich den ganzen Tag schon an die Komsomolskaja denken. Die würde ich gern mal wieder sehen. Diese Mosaiken! Die schönste Station in ganz Moskau, finde ich.«

»Ach, hör auf, Homer«, entgegnete ein unrasierter Dicker mit Ohrenklappenmütze. »Du hast da eben gelebt, klar, dass du sie immer noch magst. Aber was ist mit den Glasmalereien an der Nowoslobodskaja? Und den herrlichen Säulen und Deckenfresken an der Majakowskaja?«

»Mir hat die Ploschtschad Rewoljuzii immer gefallen«, gestand schüchtern ein ernster, nicht mehr ganz junger Mann, der als Scharfschütze eingeteilt war. »Ich weiß, es ist blöd, aber all diese finsternen Matrosen und Piloten, die Grenzsoldaten mit ihren Hunden . das fand ich schon als Kind so toll.«

»Also ich finde das gar nicht blöd«, pflichtete ihm Nadja bei, während sie die Reste im Topf zusammenkratzte. »Besonders unter den männlichen Statuen gibt es ein paar sehr gutaussehende Typen. He, Brigadier! Halt dich ran, sonst gehst du noch leer aus!«

Der großgewachsene, breitschultrige Kämpfer, der abseits gesessen war, näherte sich mit gemächlichen Schritten dem Lagerfeuer, nahm seine Portion und kehrte an seinen Platz zurück -möglichst nah am Tunnel, möglichst weit weg von den Menschen.

Der Dicke deutete mit dem Kopf auf den breiten Rücken des Mannes, der wieder ins Halbdunkel abgetaucht war, und fragte flüsternd: »Lässt der sich eigentlich auch mal an der Station blicken?«

»Nein, er sitzt schon über eine Woche hier«, antwortete der Scharfschütze ebenso leise. »Er übernachtet im Schlafsack. Wie er das bloß aushält . Vielleicht braucht er das ja.

Vor drei Tagen, als die Bestien beinahe Rinat aufgefressen hätten, hat er danach jede einzelne kaltgemacht. Eigenhändig. Eine Viertelstunde lang. Als er zurückkam, waren seine Stiefel voller Blut, und sein Gewehr auch. Richtig zufrieden sah er aus.«

»Das ist kein Mensch, sondern eine Maschine«, bemerkte ein hagerer MG-Schütze. »Ich würde lieber nicht in seiner Nähe schlafen wollen. Hast du gesehen, was mit seinem Gesicht passiert ist?«

Der Alte, den sie Homer nannten, zuckte mit den Schultern und sagte: »Komisch, ich fühl mich nur mit ihm wirklich sicher. Was wollt ihr denn von ihm? Der Typ ist in Ordnung, hat eben was abgekliegt. Wozu brauchen wir hier Schönheit, das ist was für die Stationen. Und weil wir gerade dabei sind: Deine Nowoslobodskaja ist für mich der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Diese Glasfenster kann ich mir nicht mal nüchtern anschauen. Glasfenster, dass ich nicht lache!«

»Und ein Kolchosen-Mosaik über die halbe Decke ist vielleicht keine Geschmacklosigkeit?«

»Wo bitte hast du so was denn an der Komsomolskaja gesehen?«

Jetzt geriet der Dicke in Fahrt. »Die ganze verdammte Sowjetkunst hat doch nur ein Thema: das Leben auf der Kolchose und unsere heldenhaften Piloten!«

»Serjoscha, lass die Piloten aus dem Spiel«, warnte ihn der Scharfschütze.

Plötzlich ertönte eine dumpfe, tiefe Stimme: »Die Komsomolskaja ist Scheiße, und die Nowoslobodskaja auch.«

Vor lauter Überraschung blieb dem Dicken seine Tirade im Hals stecken, und er starrte erschrocken ins Halbdunkel zu dem Brigadier hinüber. Auch die anderen verstummten. Der Fremde nahm so gut wie nie an ihren Gesprächen teil.

Selbst wenn man ihn etwas fragte, antwortete er, wenn überhaupt, nur einsilbig.

Er saß noch immer mit dem Rücken zu ihnen, die Augen unentwegt in den Schlund des Tunnels gerichtet. »An der Komsomolskaja sind die Decken viel zu hoch und die Säulen zu dünn, da liegt der ganze Bahnsteig wie auf dem Präsentierteller. Außerdem lassen sich die Übergänge schlecht verbarrikadieren. Und an der Nowoslobodskaja sind die Wände voller Risse, egal wie oft die da was drüberschmieren. Mit einer Granate kannst du die komplette Station begraben. Und deine Glasfenster sind schon längst zersplittert. Viel zu spröde.«

Über diese Art von Kriterien hätte man trefflich streiten können, doch niemand wagte Einspruch zu erheben. Der Brigadier schwieg eine Weile, dann sagte er wie beiläufig: »Ich gehe zur Station. Homer kommt mit. Ablösung ist in einer Stunde. Artur übernimmt so lange das Kommando.«

Der Scharfschütze stand hastig auf und nickte, obwohl der Brigadier das gar nicht sehen konnte. Auch der Alte erhob sich und begann seine umherliegenden Habseligkeiten einzupacken, obgleich er noch gar nicht fertig gegessen hatte. Als der Kämpfer ans Feuer zurückkehrte, trug er bereits die komplette Montur, samt Helm und voluminösem Rucksack.

»Viel Glück!«, sagte der Scharfschütze.

Während sich die beiden ungleichen Gestalten -der hünenhafte Brigadier und der hagere Homer - in dem noch beleuchteten Teil des Tunnels allmählich entfernten, folgte ihnen der Scharfschütze mit dem Blick. Dann rieb er sich fröstelnd die Hände und schüttelte sich. »Irgendwie ist mir kalt. Legt noch ein paar Kohlen drauf.«

Unterwegs verlor der Brigadier kein einziges Wort. Er erkundigte sich nur, ob Homer tatsächlich einmal als Hilfszugführer und davor als einfacher Streckenwärter gearbeitet

hatte. Der Alte blickte ihn erst misstrauisch an, doch dann nickte er. An der Sewastopolskaja hatte er stets behauptet, er habe es bis zum Zugführer gebracht, und seine Arbeit als Streckenwärter hatte er stets unterschlagen, da ihm das ein wenig peinlich war.

Der Brigadier entbot den Wachleuten einen kurzen militärischen Gruß. Diese machten ihm Platz, und er betrat das Büro des Stationsvorstehers ohne anzuklopfen. Istomin und der Oberst erhoben sich überrascht von ihren Stühlen und gingen ihm entgegen. Beide sahen irgendwie zerzaust, müde und verloren aus.

Während Homer schüchtern am Eingang stehenblieb und von einem Bein aufs andere trat, zog der Brigadier den Helm vom Kopf, legte ihn mitten auf Istomins Papiere und fuhr sich mit der Hand über den glattrasierten Schädel. Im Licht der Lampe war erneut zu sehen, wie furchtbar entstellt sein Gesicht war: Die linke Wange war zusammengezogen wie nach einer Brandverletzung, das Auge darüber war nur noch ein enger Spalt, und eine riesige violette Narbe kroch in Windungen vom Mundwinkel bis zum Ohr. Obwohl Homer diesen Anblick schon zu kennen glaubte, lief es ihm erneut eiskalt über den Rücken, als sähe er es zum ersten Mal.

»Ich gehe selbst zum Ring«, stieß der Brigadier hervor. Er hatte nicht mal begrüßt.

Es folgte tiefes Schweigen. Homer wusste bereits, dass dieser Mann ein außergewöhnlicher Kämpfer war und daher bei der Stationsleitung in besonderem Ansehen stand. Doch erst jetzt begann er zu begreifen, dass der Brigadier im Unterschied zu allen anderen Sewastopolern überhaupt keinem Befehl unterstand. Er erwartete offenbar keinerlei Genehmigung von den beiden alten und erschöpften Herren, im Gegenteil: Eher schien er ihnen einen Befehl erteilt zu ha-

ben, den sie auszuführen hatten. Und wieder - zum wievielten Mal? - fragte sich Homer: Wer war dieser Mann?

Der Kommandeur der Außenposten warf dem Stationsvorsteher einen Blick zu. Sein Gesicht verfinsterte sich, als wolle er Einspruch erheben, doch dann winkte er ab. »Wie du willst, Hunter«, sagte er. »Dir kann man sowieso nichts ausreden.«

2

RÜCKKEHR

Homer horchte auf. Hunter. Diesen Namen hatte er an der Sewastopolskaja noch nie gehört. Es klang wie ein Spitzname - wie sein eigener, denn natürlich hieß er nicht Homer, sondern Nikolai Iwanowitsch. Nach dem Schöpfer der griechischen Heldenepen hatte man ihn erst hier, an dieser Station benannt, denn er liebte Geschichten und Gerüchte aller Art.

»Euer neuer Brigadier«, hatte der Oberst den Wachleuten im Südtunnel zwei Monate zuvor erklärt. Sie musterten den breitschultrigen Mann mit dem Kevlaranzug und dem schweren Helm mit einem Gemisch aus Misstrauen und Neugier. Der wiederum wandte sich gleichgültig von ihnen ab; der Tunnel und die Befestigungsanlagen interessierten ihn offenbar weit mehr als die ihm anvertrauten Leute. Denjenigen, die zu ihm kamen, um sich vorzustellen, drückte er die Hand, jedoch ohne ein Wort zu sagen. Schweigend nickte er, prägte sich ihre Namen ein und paffte ihnen blauen Papirossa-Dunst ins Gesicht, als wolle er sie auf Abstand halten. Im Schatten seines hochgeklappten Visiers schimmerte trübe das von der tiefen Scharte entstellte, leblose Auge. Weder damals noch später wagten die Wachleute nach seinem Namen zu fragen, und so blieb er für sie einfach nur »der Brigadier«. Offenbar hatte die Station einen

jener teuren Söldner angeheuert, die keinen eigenen Namen benötigten.

Hunter.

Während Homer unschlüssig am Eingang von Istomins Büro stand, formte er dieses seltsame Wort lautlos mit den Lippen. Es passte nicht zu einem Menschen - eher zu einem mittelasiatischen Schäferhund. Er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken: Tatsächlich, früher hatte es einmal solche Hunde gegeben. Wie kam das alles bloß in seinen Kopf? Eine kämpferische Rasse, mit gestutztem Schwanz und direkt am Schädel kupierten Ohren - nichts Überflüssiges.

Doch je öfter er sich den Namen vorsagte, desto bekannter erschien er ihm. Wo hatte er ihn schon einmal gehört? Vermutlich war er irgendwann einmal in jenem unendlichen Strom aus Legenden und Geschwätz an ihm hängengeblieben und bis auf den Grund seines Gedächtnisses gesunken. In der Zwischenzeit hatte sich darüber eine dicke Schlammschicht aus Namen, Fakten, Gerüchten und Zahlen gebildet - all diese unnützen Daten über das Leben anderer Menschen, denen Homer so begierig lauschte und die er sich so gewissenhaft zu merken versuchte.

Hunter . Ein Schwerverbrecher, auf dessen Kopf die Hanse eine Belohnung ausgesetzt hatte? Homer warf einen Stein in den trüben Teich seines Gedächtnisses und lauschte. Nein. Ein Stalker? Passte nicht zu seinem Äußeren. Ein Feldkommandeur? Schon eher. Und, wie es schien, ein legendärer noch dazu .

Homer musterte noch einmal verstohlen das ausdruckslose, gleichsam gelähmte Gesicht des Brigadiers. Der Hundename passte erstaunlich gut zu ihm.

»Ich brauche noch zwei Mann. Homer kommt mit, er kennt die Tunnel hier.«

Der Brigadier bat den Alten nicht um sein Einverständnis, ja er wandte sich ihm nicht einmal zu. »Den anderen könnt ihr auswählen. Einen Läufer, einen Kurier. Ich gehe noch heute los.«

Istomin nickte hastig, doch dann besann er sich und sah den Oberst fragend an. Dieser murmelte finster sein Einverständnis, obwohl er all diese Tage so verzweifelt mit dem Stationsvorsteher um jeden Mann gerungen hatte. Homers Meinung schien niemanden zu interessieren, aber er dachte auch nicht im Entferntesten daran zu protestieren. Trotz seines Alters hatte er sich noch nie geweigert, derartige Aufträge auszuführen. Er hatte seine Gründe.

Der Brigadier nahm seinen Helm vom Tisch und ging auf den Ausgang zu. Einen Augenblick lang hielt er in der Tür inne, dann sagte er in Homers Richtung: »Verabschiede dich von deiner Familie. Rüste dich für einen langen Marsch. Nimm keine Patronen mit, du bekommst sie von mir.« Dann verschwand er.

Homer lief ihm nach, um wenigstens ungefähr zu erfahren, was ihm bei dieser Expedition bevorstand. Doch als er auf den Bahnsteig kam, sah er, dass Hunter sich bereits mit riesigen Schritten entfernt hatte. Es war aussichtslos ihn einzuholen. Kopfschüttelnd blickte Homer ihm nach.

Entgegen seiner Gewohnheit hatte der Brigadier seinen Helm nicht aufgesetzt. Vielleicht war er einfach in Gedanken versunken, oder er brauchte mehr Luft. Er kam an ein paar jungen Mädchen vorbei, die träge auf dem Bahnsteig herumsaßen. Es waren Schweinehüterinnen, die gerade Mittagspause hatten. Plötzlich flüsterte eine von ihnen ihm hinterher: »Schaut mal, Mädels, was für ein Zombie!«

»Wo hast du denn den ausgegraben?«, fragte Istomin. Erleichtert sank er auf seinem Stuhl zusammen und streckte seine dicken Finger nach einer Packung Papirossapapier aus.

Das Kraut, das an dieser Station mit Genuss geraucht wurde, hatten angeblich Stalker an der Oberfläche unweit des Bitzewski-Parks gefunden. Einmal hatte der Oberst zum Spaß einen Geigerzähler an ein Päckchen »Tabak« gehalten, und dieser hatte tatsächlich unheilvoll zu ticken begonnen. Er entschloss sich umgehend mit dem Rauchen aufzuhören, und der Husten, der ihn bis dahin immer nachts heimgesucht und mit der Vorstellung von Lungenkrebs gequält hatte, ließ etwas nach. Istomin dagegen weigerte sich, der Geschichte mit der Radioaktivität zu viel Bedeutung beizumessen. Und er hatte nicht ganz unrecht - in der Metro gab es so gut wie nichts, das nicht mehr oder weniger »strahlte«.

»Wir kennen uns schon ewig«, erwiderte der Oberst unwillig. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Früher war er anders. Irgendetwas ist mit ihm passiert.«

»Seinem Gesicht nach zu urteilen, ist ganz sicher was mit ihm passiert.« Der Stationsvorsteher hüstelte und blickte nervös zum Eingang hinüber, als befürchte er, Hunter könne seine Worte hören.

Der Kommandeur der Außenposten wollte sich keineswegs darüber beschweren, dass der Brigadier so plötzlich aus dem Nebel der Vergangenheit aufgetaucht war; schließlich hatte sich dieser in kürzester Zeit zur wichtigsten Stütze des südlichen Außenpostens entwickelt. Doch konnte Denis Michailowitsch die Rückkehr seines alten Bekannten noch immer nicht ganz glauben.

Die Nachricht von Hunters furchtbarem und zugleich seltsamem Tod hatte sich ein Jahr zuvor wie ein Tunnel-echo in der Metro verbreitet. Als er dann vor zwei Monaten plötzlich vor der Tür des Oberst erschien, hatte sich dieser hastig bekreuzigt. Die Leichtigkeit, mit der der Auferstandene die Wachposten passiert hatte - als wäre er durch die

Kämpfer hindurchgegangen -, schürten bei Denis Michailowitsch Zweifel daran, ob alles mit rechten Dingen zugeht.

Das Profil, das er durch den beschlagenen Türspion erblickte, kam ihm irgendwie bekannt vor: der Stiernacken, der glänzende Schädel, die leicht eingedrückte Nase. Doch der nächtliche Gast verharrte aus irgendeinem Grund halb abgewandt, hielt den Kopf gesenkt und machte keine Anstalten, die angespannte Stille aufzulösen. Der Oberst warf einen bedauernden Blick auf die geöffnete Flasche Süßwein auf seinem Tisch, seufzte tief und schob den Riegel am Türschloss beiseite. Der Kodex verpflichtete ihn, den eigenen Leuten zu helfen - ungeachtet, ob sie lebten oder nicht.

Hunter hob den Blick erst, als sich die Tür öffnete. Nun wurde klar, warum er die andere Seite seines Gesichts abgewandt hatte. Er hatte wohl befürchtet, der Oberst würde ihn sonst nicht erkennen. Zwar hatte Denis Michailowitsch schon so manches gesehen, und das Garnisonskommando an der Sewastopolskaja kam ihm - im Vergleich zu seinen wilden Jahren - wie eine Ehrenpension vor, doch nun verzog er schmerzvoll das Gesicht, als habe er sich verbrannt. Dann lachte er unsicher, wie um sich für sein undiszipliniertes Verhalten zu entschuldigen.

Der Gast zeigte nicht einmal die Andeutung eines Lächelns. In dieser Nacht lächelte er kein einziges Mal. Während der vergangenen Monate waren die furchterregenden Narben, die sein Gesicht entstellten, zwar etwas verheilt, doch hatte dieser Mensch kaum noch etwas mit jenem Hunter gemein, an den sich Denis Michailowitsch erinnerte.

Über seine wundersame Rettung und die lange Abwesenheit sprach er kein Wort, und die erstaunten Fragen des Oberst schien er gar nicht zu hören. Vielmehr bat er Denis Michailowitsch, niemandem von seiner Rückkehr zu berichten. Wäre der Oberst dem gesunden Menschenverstand

gefolgt, er hätte unverzüglich die Ältesten informiert - aber es gab da eine alte Schuld, die er bei Hunter zu begleichen hatte, und so ließ er ihn in Ruhe.

Dennoch stellte Denis Michailowitsch insgeheim Nachforschungen an. Tatsächlich hielt man seinen Gast überall für tot. Er war weder in Straftaten verwickelt gewesen, noch wurde er gesucht. Man hatte Hunters Leiche zwar nie gefunden, doch - das galt als ganz sicher - hätte Hunter andernfalls sicher ein Lebenszeichen von sich gegeben. Jaja, nickte der Oberst.

Dafür tauchte Hunter, besser gesagt: sein verschwommenes und -wie in solchen Fällen üblich - geschöntes Abbild in einem guten Dutzend halbwahrer Mythen und Erzählungen auf. Offenbar war ihm diese Rolle durchaus recht, und er beließ seine Kameraden in dem Glauben, so dass diese ihn lebendig zu Grabe trugen.

Denis Michailowitsch dachte an seine alte Schuld und zog die einzig richtige Konsequenz: Er beruhigte sich und spielte das Spiel mit. Waren Dritte anwesend, sprach er Hunter nicht mit seinem Namen an. Nur Istomin weihte er ein, ohne jedoch allzu sehr ins Detail zu gehen.

Den kümmerte das nicht viel, denn der Brigadier hatte sich seine tägliche Portion Suppe bald mehr als verdient. Tag und Nacht hielt er am Außenposten im Südtunnel die Stellung; an der Station tauchte er höchstens einmal pro Woche auf - am Badetag. Und selbst wenn er hier, in dieser Hölle, nur untergetaucht war, um sich vor irgendwelchen Verfolgern zu verstecken, so störte dies Istomin keineswegs. Die Dienste von Legionären mit dunkler Biographie wusste er durchaus zu schätzen -kämpfen war das Einzige, was er von ihnen verlangte, und in dieser Hinsicht war an dem Mann wirklich nichts auszusetzen.

Die Wachleute, die sich zuerst über die herablassende Art ihres neuen Brigadiers beschwert hatten, verstummten nach

dem ersten Kampf. Als sie sahen, wie methodisch und berechnend, in einer Art unmenschlichem, kaltem Rausch dieser alles vernichtete, was zu vernichten war, zog jeder von ihnen seine eigenen Schlüsse. Mit ihm Freundschaft zu schließen versuchte keiner, doch gehorchten sie ihm widerspruchslos, so dass er seine dumpfe, gebrochene Stimme niemals erheben musste. In dieser Stimme lag etwas von dem hypnotischen Zischen einer Schlange, und selbst der Stationsvorsteher nickte stets gehorsam, wenn Hunter zu ihm sprach - noch bevor dieser zu Ende gesprochen hatte, einfach so, für alle Fälle.

- als wäre darin soeben ein lautloses Gewitter niedergegangen, das die lang ersehnte Entspannung gebracht hatte. Es gab keinen Grund mehr zu streiten, denn einen besseren Kämpfer als Hunter gab es nicht. Allerdings: Wenn auch er im Tunnel umkam, blieb den Sewastopolern nur noch eines.

»Soll ich anordnen, dass die Operation vorbereitet wird?«, fragte Denis

Michailowitsch.

»Du hast drei Tage. Das muss genügen.« Istomin schnalzte mit dem Feuerzeug und kniff die Augen zusammen. »Länger können wir nicht auf sie warten. Wie viele Leute benötigen wir?«

»Ein Stoßtrupp steht schon bereit. Ich kümmere mich um einen weiteren, das sind nochmal etwa zwanzig Mann. Wenn von denen übermorgen noch nichts zu hören ist« - der Oberst deutete mit dem Kopf zum Ausgang - »musst du die allgemeine Mobilmachung bekanntgeben. Dann versuchen wir einen Durchbruch.«

Istomin hob die Augenbrauen, doch entgegnete er nichts, sondern zog nur lange an der leise knisternden Selbstgedrehten, während Denis Michailowitsch nach ein paar vollgekritzelten Blättern auf dem Tisch griff und nach einem

nur ihm verständlichen System Kreise um verschiedene Namen zu ziehen begann.

Einen Durchbruch? Der Stationsvorsteher blickte über den grauen Nacken des Oberst hinweg durch den schwimmenden Tabakdunst auf die Metrokarte,

die an der Wand hing. Gelb, speckig und übersät mit kleinen Zeichen war dieser Plan eine Art Chronik des vergangenen Jahrzehnts: Pfeile standen für Aufklärungsmärche, Kreise für Belagerungen, Sterne für Wachposten und Ausrufezeichen für verbotene Zonen. Zehn Jahre waren darin dokumentiert, zehn Jahre, von denen kein Tag ohne Blutvergießen vergangen war.

Unterhalb der Sewastopolskaja, gleich hinter der Station Juschnaja hörten die Markierungen auf. Soweit sich Istomin erinnern konnte, war noch nie jemand von dort zurückgekehrt. Wie ein langer, verzweigter Wurzelstock kroch die Linie nach unten, jungfräulich rein wie die weißen Flecken auf den Karten der spanischen Eroberer, die zum ersten Mal an der Küste Westindiens anlegten. Doch eine Conquista der gesamten Linie war für die Sewastopoler eine Nummer zu groß -keine noch so große Anstrengung dieser von der Strahlenkrankheit geschwächten Menschen hätte dazu gereicht.

Und nun verhüllte der bleiche Nebel der Ungewissheit auch noch jenen Stumpf ihrer gottverlassenen Linie, der nach oben wies, zur Hanse, zu den Menschen. Wenn der Oberst seinen Leuten in Kürze befehlen würde, sich zum Kampf zu rüsten, würde sich niemand weigern. An der Sewastopolskaja war der Krieg um die Vernichtung des Menschen, der vor über zwei Jahrzehnten begonnen hatte, niemals auch nur für eine Minute abgebrochen, und wenn man jahrelang im Angesicht des Todes lebt, weicht die Angst einem gleichgültigen Fatalismus, Aberglauben, Talismänner und tierische Instinkte nehmen überhand. Aber wer wusste

denn, was sie erwartete, dort zwischen dem Nachimowski prospekt und der Serpuchowskaja? Wer wusste, ob man dieses rätselhafte Hindernis überhaupt durchbrechen konnte und ob es dahinter noch etwas gab, was den Kampf lohnte?

Istomin dachte an seine letzte Fahrt zur Serpuchowskaja: Marktstände, Obdachlose auf Bänken, Wandschirme, hinter denen jene schliefen und sich liebten, die noch etwas besaßen. Diese Station produzierte nichts, es gab weder Gewächshäuser noch Viehställe. Nein, die Serpuchower waren diebisch und schlau. Sie lebten von der Spekulation, verkauften längst abgeschriebene Waren, die sie bei verspäteten Karawanen für einen Spottpreis erstanden, und erwiesen den Bürgern der Ringlinie Dienste, für die diese zu Hause vor Gericht gekommen wären. Diese Station war ein parasitärer Pilz, eine Wucherung am mächtigen Stamm der Hanse.

Letztere war ein Bündnis reicher Handelsstationen, passenderweise nach dem deutschem Vorbild benannt, ein Bollwerk der Zivilisation in der Metro, die sonst überall in einem Sumpf aus Barbarei und Armut versank. In der Hanse gab es eine echte Armee, elektrisches Licht sogar noch an den ärmlichsten Zwischenhalten sowie ein Stück Brot für jeden, der den ersehnten Bürgerschaftsstempel in seinem Pass hatte. Selbst auf dem Schwarzmarkt kosteten diese Pässe ein Vermögen, und wenn die Grenzposten jemanden als Besitzer eines gefälschten Dokuments überführten, so kostete ihn dies den Kopf.

Ihren Reichtum und ihre Stärke verdankte die Hanse ihrer außergewöhnlichen Lage: Die Ringlinie verband alle anderen Linien des sternförmigen Komplexes zu einem Bündel und eröffnete so die Möglichkeit, von einer beliebigen Linie auf alle anderen zu wechseln. Ob fahrende Händler, die Tee von der WDNCh mitbrachten, oder Draisinen, die Patronen aus den Waffenschmieden der Baumanskaja

transportierten - alle luden sie ihre Fracht am liebsten bei der nächstgelegenen Zollstation der Hanse ab und kehrten dann wieder nach Hause zurück. Es war für sie allemal besser, ihre Waren etwas billiger abzugeben, als sich auf der Jagd nach höheren Profiten auf eine Wanderschaft durch die Metro zu begeben, die jederzeit fatal enden konnte.

Es kam mitunter vor, dass die Hanse benachbarte Stationen angliederte, doch häufiger blieben diese sich selbst überlassen - eine geduldete Grauzone, in der jene Geschäfte abgewickelt wurden, mit denen die Bonzen der Hanse offiziell nichts zu tun haben wollten. Natürlich wimmelte es an diesen sogenannten Radialstationen von Spionen der Hanse, und de facto waren sie längst von den Geschäftsleuten der Ringlinie aufgekauft worden, doch rein formal blieben sie unabhängig. So war es auch mit der Serpuchowskaja.

In einem der Tunnel zwischen ihr und der Tulsckaja war an jenem Tag vor langer Zeit ein Zug stecken geblieben. Istomin hatte die Linie zwischen den beiden Stationen auf der Karte mit einem katholischen Kreuz markiert, denn die Waggons, die dort mitten im Tunnel standen, wurden von Sektierern bewohnt, die aus dem leblosen Zug eine Art einsames Gehöft inmitten einer schwarzen Wüste gemacht hatten. Istomin hatte nichts gegen die Sektierer. Zwar trieben sich ihre Missionare an den Nachbarstationen herum, um gefallene Seelen aufzulesen, doch bis zur Sewastopolskaja kamen diese Hirtenhunde Gottes nie, und auch die vorbeikommenden Wanderer behinderten sie nicht -außer vielleicht durch ihre missionarischen Reden. Der saubere und leere Tunnel zwischen der Tulsckaja und der Serpuchowskaja wurde von den Karawanen der Gegend gerne genutzt.

Wieder einmal wanderte Istomin mit seinem einen Auge die Linie entlang. Die Tulsckaja? Die Siedlung dort zeigte erste Anzeichen von Verwilderung.

Ihre Bewohner lebten von dem, was die vorbeimarschierenden Konvois der Sewastopolskaja und die schlauen Händler der Serpuchowskaja zurückließen.

Die einen reparierten allen möglichen mechanischen Schrott, andere wiederum suchten an der Grenze zur Hanse nach Gelegenheitsarbeiten; tagelang hockten sie da und warteten, bis irgendein Vorarbeiter mit dem Benehmen eines Sklavenhalters sie anwarb. Auch sie sind arm, dachte Istomin, aber wenigstens haben sie nicht diesen schmierigen Gaunerblick wie die Serpuchower, und an der Station herrscht Ordnung. Gefahr schweißt eben zusammen.

Die nächste Station war die Nagatinskaja. Auf Istomins Plan war sie mit einem kurzen Strich als unbewohnt markiert, was aber nur die halbe Wahrheit war: Zwar hielt sich dort niemand lange auf, doch trieb sich bisweilen verschiedenstes Gesindel herum und führte ein zwielichtiges, halb animalisches Dasein. In der absoluten Dunkelheit, die dort herrschte, verbargen sich ineinander verschlungene Pärchen vor fremden Blicken. Nur selten flammte zwischen den Säulen ein schwaches Feuer auf und beleuchtete die Schatten finsterer Spießgesellen, die dort ein geheimes Treffen abhielten.

Über Nacht blieben hier jedoch nur Ahnungslose oder äußerst verwegene Individuen, denn nicht alle Besucher dieser Station waren Menschen. In der flüsternden, gallerartigen Finsternis, die die Nagatinskaja erfüllte, waren, wenn man genau hinsah, bisweilen wahrhaft grauenvolle Silhouetten zu erkennen. Und manchmal zerriss ein gellender Schrei die Luft und jagte den anderen Obdachlosen - zumindest vorübergehend - grauenvolle Angst ein, während irgendein Wesen einen armen Kerl in seine Höhle fortzuschleppte, um ihn dort ohne Hast zu verspeisen.

Weiter als bis zur Nagatinskaja wagten sich die Landstreicher nicht vor, so dass sich die Linie bis zu den

Verteidigungsanlagen der Sewastopolskaja in eine Art Niemandsland verwandelt hatte. Dieser Begriff traf allerdings nur bedingt zu, denn auch diese beiden Stationen wurden von gewissen Wesen beherrscht -doch selbst die Sewastopoler Aufklärungstrupps taten alles, um eine Begegnung mit ihnen zu vermeiden.

Aber nun war etwas Neues in den Tunneln aufgetaucht. Etwas völlig Unbekanntes. Etwas, das jeden verschlang, der versuchte auf dieser scheinbar seit langem erforschten Route voranzukommen. Woher sollte Istomin wissen, ob seine Station, selbst wenn man alle wehrfähigen Bewohner zu den Waffen rief, eine genügend große Streitmacht aufbringen würde, um es damit aufzunehmen? Er erhob sich schwer von seinem Stuhl, schlurfte zur Karte hinüber und markierte mit einem Kopierstift den Abschnitt zwischen der Serpuchowskaja und dem Nachimowski prospekt. Daneben setzte er ein dickes Fragezeichen. Eigentlich sollte es genau neben dem Wort »Prospekt« zu stehen kommen, doch irgendwie landete es bei der Sewastopolskaja.

Auf den ersten Blick konnte man glauben, die Sewastopolskaja sei unbewohnt. Keine Spur von irgendwelchen Armeezelten auf dem Bahnsteig, die den Menschen an den meisten Stationen als Wohnstätten dienten. Stattdessen gab es Befestigungen aus Sandsäcken, die, kaum beleuchtet von wenigen trüben Lampen, wie dunkle Ameisenhaufen aussahen. Diese Feuerstellungen waren jedoch nicht besetzt, und die kargen, quadratisch geschnittenen Säulen waren mit einer dicken Staubschicht überzogen. Alles war so angelegt, dass ein Unbefugter, der hier vorbeikam, denken musste, die Station sei vor langem verlassen worden.

Kam es jedoch dem ungebetenen Gast in den Sinn, auch nur kurz zu verweilen, so riskierte er für immer hier zu bleiben. Dann besetzten MG-Mannschaften und Scharfschützen, die rund um die Uhr an der benachbarten Kachowskaja

ihren Dienst taten, in Sekundenschnelle die Gefechtsstände, und anstelle der schwachen Lampen an der Decke flammten Quecksilberscheinwerfer auf und versengten die Netzhaut der Eindringlinge, ob Mensch oder Monster, die kein helles Licht gewohnt waren.

Der Bahnsteig war die letzte, aufs Sorgfältigste geplante Verteidigungslinie der Sewastopoler. Ihre Wohnungen befanden sich im Bauch dieser trügerischen Station -unter dem Bahnsteig. Unter den gewaltigen Granitplatten war, unsichtbar für fremde Augen, ein weiteres Geschoss, nicht weniger breit als die Station darüber, jedoch aufgeteilt in eine Vielzahl einzelner Zellen. Dort befanden sich gut beleuchtete, trockene und warme Wohnräume, gleichmäßig summende Luftfilter und Wasseraufbereitungsanlagen, hydroponische Gewächshäuser. Offenbar fühlten sich die Bewohner der Station nur dann sicher und wohl, wenn sie sich noch tiefer in die Erde zurückzogen.

Homer war sich bewusst, dass die entscheidende Schlacht nicht im Tunnel auf ihn wartete, sondern zu Hause. Während er sich seinen Weg durch den engen Gang, vorbei an den halb geöffneten Türen der ehemaligen Diensträume bahnte, in denen jetzt die Familien der Sewastopoler untergebracht waren, verlangsamte sich sein Schritt immer mehr. Eigentlich hätte er noch einmal seine Taktik überdenken, seine Antworten durchgehen müssen - doch die Zeit lief ihm davon.

»Was soll ich denn tun? Befehl ist Befehl. Du weißt doch selbst, wie die Lage ist. Sie haben mich nicht mal gefragt. Stell dich nicht so an - das ist doch lächerlich! Nein, ich hab mich nicht aufgedrängt. Verweigern? Ausgeschlossen. Das wäre Fahnenflucht, begreifst du das?« So murmelte er vor sich hin, mal empört und entschlossen, mal sanft und bitrend.

An der Schwelle zu seinem Wohnraum angekommen, ging er das Ganze noch einmal durch. Eine Szene war wohl unvermeidlich, aber er würde nicht einknicken. Er setzte einen düsteren Blick auf und drückte kampfbereit die Türklinke.

Von den neuneinhalb Quadratmetern - einem großen Luxus, auf den er vier ganze Jahre in irgendwelchen Zelten gewartet hatte - waren zwei von einer doppelstöckigen Militärrutsche besetzt, einer von einem hübsch gedeckten Esstisch und drei weitere von einem riesigen, bis an die Decke reichenden Stapel Zeitungen. Wäre er ein alter Junggeselle gewesen, so hätte ihn dieser Berg längst unter sich begraben. Doch vor fünfzehn Jahren hatte er Jelena kennengelernt, die nicht nur all das staubige Altpapier in ihrer winzigen Unterkunft duldete, sondern es sogar noch sorgfältig zurechtrückte und so verhinderte, dass ihr heimischer Herd zu einem papierenen Pompeji wurde.

Überhaupt ertrug sie so manches. Die endlosen alarmierenden Zeitungsausschnitte mit Titeln wie »Rüstungswettlauf spitzt sich zu«, »Amerikaner testen neue Raketenabwehr«, »Unser Nuklearschild wächst«, »Abmahnung für den Frieden« und »Geduldsfaden gerissen«, mit denen die Wände des Kämmerchens von oben bis unten wie mit einer Tapete beklebt waren; sein nächtliches Wachen über einem Haufen von Schulheften, einen zerkauten Kugelschreiber in der Hand, bei elektrischem Licht - von Kerzen konnte bei dieser Menge Papier im Haus keine Rede sein; seinen scherzhaft-

närrischen Beinamen, den er selbst mit Stolz trug, den die anderen jedoch mit herablassendem Grinsen aussprachen.

So manches erduldeten sie, aber nicht alles. Weder seinen jugendlichen Überschwang, der ihn jedes Mal mitten ins Epizentrum irgendeines Orkans trieb, nur um zu sehen, wie es dort aussah - und das mit fast sechzig Jahren! Noch den

Leichtsinn, mit dem er jegliche Aufträge der Obrigkeit annahm, ohne daran zu denken, dass er nach einer der letzten Expeditionen beinahe nicht mehr aus dem Jenseits zurückgekommen wäre.

Nicht auszudenken, wenn sie ihn verlor und wieder allein leben musste.

Wenn Homer einmal pro Woche auf Wache ging, blieb sie nie zu Hause sitzen. Sie floh vor ihren sorgenvollen Gedanken zu den Nachbarn oder ging zur Arbeit, selbst wenn sie gar nicht eingeteilt war - gleich wohin, nur um sich abzulenken, um für kurze Zeit zu vergessen, dass ihr Mann womöglich schon in diesem Augenblick irgendwo auf den Schwellen lag, leblos und kalt. Seine typisch männliche Gleichmut gegenüber dem Tod erschien ihr dumm, egoistisch, ja kriminell.

Der Zufall wollte es, dass sie nach der Arbeit nach Hause gekommen war, um sich umzuziehen. Sie hatte ihre Arme gerade in ihre geflickte Wollstrickjacke gesteckt. Nun verharrte sie, wie sie war. Ihre dunklen Haare mit den grauen Strähnen - sie war noch keine fünfzig - waren zerzaust, in ihren blassbraunen Augen war Angst zu lesen. »Kolja . ist was passiert? Du hast doch Dienst bis spät?«

Augenblicklich verlor er den Mut, mit der Tür ins Haus zu fallen. Natürlich, diesmal waren andere für die Entscheidung verantwortlich, er konnte ruhigen Gewissens behaupten, man habe ihn dazu gezwungen. Doch nun zögerte er. Vielleicht sollte er sie doch lieber erst beruhigen und es ihr später - ganz beiläufig - während des Abendessens mitteilen?

»Nur eines bitte ich dich: Lüg mich nicht an«, sagte sie warnend, als sie seinen umherirrenden Blick bemerkte.

»Lena«, begann er. »Ich muss dir etwas sagen.«

»Es ist doch niemand.« Sie fragte gleich nach dem Wichtigsten, dem Furchtbarsten. Das Wort »umgekommen«

wagte sie jedoch nicht auszusprechen, als befürchtete sie, ihre schlimmsten Ahnungen könnten dadurch wahr werden.

»Nein! Nein.« Homer schüttelte den Kopf und fügte wie nebenbei hinzu: »Ich bin von der Wache befreit. Zur Serpu-chowskaja schicken sie mich. Wird schon schiefgehen.«

»Aber.« Jelena stockte der Atem. »Aber da ist doch. Sind sie denn schon wieder zurück, die...«

»Ach was, alles Quatsch«, unterbrach er sie hastig. »Gar nichts ist da.« Die Sache nahm eine ungünstige Wendung: Anstatt ihre Beschimpfungen anzuhören, den mutigen Helden abzugeben und einen günstigen Moment für die Versöhnung abzuwarten, erwartete ihn jetzt eine viel schwerere Prüfung.

Jelena wandte sich ab, trat an den Tisch, stellte das Salzfass von hier nach dort und strich eine Falte im Tischtuch glatt. »Ich hatte einen Traum.« Sie stockte heiser und räusperte sich.

»Das hast du doch immer.«

»Einen schlechten«, entgegnete sie störrisch. Dann schluchzte sie plötzlich auf.

»Was ist? Was soll ich denn. Das ist ein Befehl«, stotterte er und streichelte ihre Finger. Er begriff, dass all seine einstudierten Tiraden jetzt keinen Pfefferling mehr wert waren.

»Soll doch der Einäugige selbst gehen!«, rief sie mit wütender, tränenerstickter Stimme und zog die Hand weg. »Oder dieser Teufel mit dem Barrett! Aber die können nur rumkommandieren. Was hätte er denn zu verlieren? Der ist doch sowieso mit seinem Gewehr verheiratet! Was weiß er schon?«

Eine Frau, die man zum Weinen gebracht hat, kann man nur trösten, indem man sich selbst überwindet. Homer schämte sich, und sie tat ihm aufrichtig leid. Aber es wäre zu einfach, jetzt nachzugeben, ihr zu versprechen, er werde den Befehl verweigern, sie zu beruhigen, ihre Tränen zu

trocknen - um dann für alle Zeiten dieser verpassten Chance nachzutruern. Der letzten Chance vielleicht, die er in seinem ohnehin schon viel zu langen Leben haben würde.

Also schwieg er. Es war Zeit, die Offiziere zusammenzurufen und zu instruieren. Doch der Oberst saß immer noch in Istomins Büro. Den Zigarettenrauch, der ihn immer so gestört und gleichzeitig in Versuchung geführt hatte, nahm er gar nicht mehr wahr.

Während der Stationsvorsteher mit dem Finger über seinen betagten Metroplan fuhr und nachdenklich vor sich hin flüsterte, versuchte Denis Michailowitsch etwas zu begreifen: Was steckte hinter Hunters geheimnisvollem Auftauchen an der Sewastopolskaja? Wieso hatte er sich ausgerechnet hier niedergelassen, und warum trug er in der Öffentlichkeit fast immer seinen Helm? All das konnte nur bedeuten, dass Istomin recht hatte: Hunter war auf der Flucht, und er hatte sich den südlichen Außenposten als Versteck ausgesucht. Dort ersetzte er eine komplette Brigade und war selbst unersetzlich geworden. Wer auch immer nun seine Herausgabe forderte, welchen Preis man auf seinen Skalp auch ausgesetzt hatte, weder Istomin noch der Oberst hätten ihn jemals ausgeliefert.

Das Versteck war ideal. An der Sewastopolskaja gab es keine Fremden, und wenn die hiesigen Karawanenhändler sich auf den Weg in die »Große Metro« machten, so hielten sie, im Unterschied zu den geschwätzigen Kollegen anderer Stationen, ihre Zunge im Zaum. In dem kleinen Sparta, das sich verzweifelt an dieses Fleckchen Erde am Ende der Welt klammerte, kam es vor allem darauf an, dass man zuverlässig war und unerbittlich im Kampf. Hier galten Geheimnisse noch etwas.

Doch warum gab Hunter dies alles nun wieder auf? Warum zog er freiwillig zur Hanse und riskierte damit, erkannt zu werden? Er hatte sich selbst für dieses Kommando ge-

meldet - Istomin hätte es nie gewagt, ihn damit zu beauftragen. Bestimmt war es nicht das Schicksal der vermissten Aufklärer, das den Brigadier interessierte. Auch für die Sewastopolskaja kämpfte er nicht, weil er diese Station so sehr liebte, sondern sicher aus anderen Gründen, die nur ihm bekannt waren.

Vielleicht hatte er einen Auftrag zu erfüllen? Das würde vieles erklären: sein plötzliches Erscheinen, seine Geheimnistuerei, die Ausdauer, mit der er im Tunnel Stellung hielt, schließlich seine Entscheidung, unverzüglich zur Serpuchowskaja aufzubrechen. Doch warum hatte er sich dann verboten, die anderen zu informieren? Wer außer ihnen konnte ihn geschickt haben? Wer?

Nein, es war unmöglich. Hunter, der eine Stütze des Ordens war? Ein Mensch, dem Dutzende, wenn nicht Hunderte von Menschen ihr Leben verdankten -darunter Denis Michailowitsch selbst? Nein, dieser Mensch wäre zu Verrat nicht in der Lage.

Aber war dieser aus dem Nichts zurückgekehrte Hunter denn noch derselbe? Und wenn er im Auftrag von jemandem handelte, hatte er dann eine Art Signal erhalten? Bedeutete dies, dass das Verschwinden der bewaffneten Karawanen und Aufklärungstroikas kein Zufall war, sondern eine sorgfältig geplante Operation? Und was für eine Rolle spielte dann der Brigadier selbst?

Der Oberst schüttelte heftig den Kopf, als wolle er all diese Vermutungen fortschleudern, die wie Blutegel an ihm hingen und immer stärker anschwellen. Wie konnte er so von einem Menschen denken, der ihm das Leben gerettet hatte? Außerdem hatte Hunter der Station bisher fehlerlos gedient und keinen Anlass für Zweifel geboten. Also verbot Denis Michailowitsch sich, den Brigadier auch nur in Gedanken als Spion oder Diversanten zu verdächtigen, und traf seine Entscheidung. »Noch eine Tasse Tee, dann gehe

ich zu den Jungs«, sagte er übertrieben schwungvoll und knackte mit den Fingern.

Istomin riss sich von dem Metroplan los und lächelte müde. Er wollte schon die Wählscheibe seines alten Telefons betätigen, um den Adjutanten zu rufen, als der Apparat plötzlich selbst angestrengt zu rasseln begann. Beide zuckten zusammen und blickten sich an. Seit einer Woche hatten sie dieses Geräusch nicht mehr gehört. Wenn der Diensthabende etwas zu berichten hatte, klopfte er stets an der Tür, und sonst gab es niemanden an der Station, der den Vorsteher direkt anrufen konnte.

»Istomin hier«, meldete er sich vorsichtig.

»Wladimir Iwanowitsch! Die Tulschaja ist in der Leitung«, hörte er die hastig näselnde Stimme des Telefonisten. »Alldings sehr schlecht zu hören . Wahrscheinlich unsere Leute . Aber die Verbindung .«

»Stell schon durch!«, brüllte der Vorsteher und schlug die Faust mit solcher Gewalt auf den Tisch, dass das Telefon gequält klingelte.

Der Telefonist verstummte sofort. Aus dem Lautsprecher drang ein Klicken, dann ein Rauschen, und dann war sie zu hören: eine unendlich ferne, bis zur Unkenntlichkeit verzerrte Stimme.

Jelena hatte das Gesicht zur Wand gedreht, um ihre Tränen zu verbergen. Was konnte sie noch tun, um ihn zurückzuhalten? Warum griff er so begierig nach der erstbesten Möglichkeit, sich aus dem Staub zu machen? Diese jämmerliche Geschichte mit dem Befehl »von oben« und der »Fahnenflucht« - das alles hörte sie zum hundertsten Mal. Was hatte sie ihm nicht alles gegeben, was nicht getan, in diesen fünfzehn Jahren, um ihm die Flausen auszutreiben! Doch wieder zog es ihn in den Tunnel, als ob er dort etwas anderes zu finden hoffte als Finsternis, Leere und Verderben. Was suchte er bloß?

Homer wusste genau, was ihr durch den Kopf ging, als würde sie es ihm direkt ins Gesicht sagen. Er fühlte sich schlecht, aber es war zu spät, einen Rückzieher zu machen. Er öffnete den Mund, um etwas Entschuldigendes, Warmes zu sagen, doch dann schwieg er, denn er wusste: Mit jedem dieser Worte würde er nur noch mehr Öl ins Feuer gießen.

Über Jelenas Kopf weinte Moskau. Sorgsam eingerahmt hing an der Wand eine Farbfotografie der Twerskaja uliza im durchsichtigen Sommerregen, ausgeschnitten aus einem alten Hochglanz-Almanach. Vor langer Zeit, als Homer noch durch die Metro streifte, bestand sein gesamtes Vermögen aus seiner Kleidung und dieser einen Aufnahme. Andere trugen in der Tasche zerknitterte Seiten mit hüllenlosen Schönheiten, die sie aus Männermagazinen herausgerissen hatten, doch für Homer war das kein würdiger Ersatz. Dieses Foto hingegen erinnerte ihn an etwas unendlich Wichtiges, unaussprechlich Schönes. und für immer Verlorenes.

Unbeholfen flüsterte er: »Verzeih«, trat auf den Gang hinaus, schloss vorsichtig die Tür hinter sich und ging entkräftet in die Hocke. Bei den Nachbarn stand die Tür offen, und auf der Schwelle spielten zwei kränklich blasse Kinder - ein Junge und ein Mädchen. Als sie Homer erblickten, hielten sie inne. Der geflickte, mit Lumpen ausgestopfte Teddybär, um den sie sich eben noch gestritten hatten, fiel zu Boden. Die Kinder stürzten auf Homer zu und riefen: »Onkel Kolja, Onkel Kolja! Erzähl uns was! Du hast versprochen, dass du uns was erzählst, wenn du zurückkommst!«

Homer konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Augenblicklich vergaß er den Streit mit Jelena, strich dem Mädchen über die spärlichen blonden Haare und drückte dem Jungen mit ernstem Blick die kleine Hand. »Worüber denn?«

»Kopfloze Mutanten!«, schrie der Bengel fröhlich.

»Nein! Ich will keine Mutanten!«, sagte das Mädchen erschrocken. »Die sind so furchtbar, ich hab Angst!«

Homer seufzte. »Was willst du für eine Geschichte, Tanjuscha?«

Aber der Junge kam ihr zuvor: »Dann über die Faschisten! Oder die Partisanen!«

»Nein. Ich will die Geschichte von der Smaragdenen Stadt«, sagte Tanja und verzog den Mund zu einem zahnلückigen Lächeln.

»Aber die habe ich euch doch schon gestern erzählt. Vielleicht doch lieber die vom Krieg der Hanse gegen die Roten?«

»Von der Smaragdenen Stadt, von der Smaragdenen Stadt!«, riefen beide.

»Na schön«, lenkte Homer ein. »Irgendwo weit, weit am Ende der Sokolnitscheskaja-Linie, hinter sieben verlassenen Stationen, drei eingestürzten Metrobrücken und tausend mal tausend Schwellen liegt eine geheimnisvolle, unterirdische Stadt. Sie ist verzaubert, und gewöhnliche Menschen können sie nicht betreten. Es leben Magier darin, und nur sie können die Stadt durch ihre Tore verlassen und auch wieder dorthin zurückkehren. Darüber, an der Oberfläche, erhebt sich ein riesiges Schloss mit Türmen, in dem die weisen Magier einst lebten. Dieses Schloss hieß .«

»Wirsität!«, rief der kleine Junge und blickte seine Schwester triumphierend an.

»Universität.« Homer nickte. »Als der große Krieg begann und Atomraketen auf die Erde fielen, zogen sich die Magier in ihre Stadt zurück und verzauberten den Eingang, damit die bösen Menschen, die den Krieg begonnen hatten, nicht zu ihnen gelangen konnten. Und sie leben .« Er räusperte sich und verstummte.

Jelena stand da, an den Türrahmen gelehnt. Sie hörte zu. Er hatte gar nicht bemerkt, wie sie im Gang erschienen war.

»Ich packe dir deine Sachen«, sagte sie heiser. Homer ging zu ihr und nahm ihre Hand. Ungeschickt umarmte sie ihn - es war ihr peinlich vor den Kindern - und fragte leise: »Kommst du bald zurück? Dir wird doch nichts passieren?«

Zum tausendsten Mal in seinem ganzen langen Leben stellte Homer verwundert fest, wie sehr sich die Frauen nach Versprechungen sehnten - egal, ob sie erfüllbar waren oder nicht. »Alles wird gut.«

»Ihr seid schon so alt und küsst euch noch, als hättet ihr gerade geheiratet«, sagte das Mädchen und schnitt eine Grimasse, und der Junge rief ihnen frech nach: »Papa sagt, das stimmt alles nicht. Es gibt gar keine Smaragdene Stadt.«

»Mag sein.« Homer zuckte mit den Schultern. »Es ist ein Märchen. Aber was würden wir ohne Märchen tun?«

Die Verbindung war tatsächlich schlecht. Durch ein furchtbares Knistern und Rauschen kämpfte sich eine Stimme, die Istomin entfernt bekannt vorkam: Es war offenbar einer der Aufklärer aus der Troika, die sie zur Serpu-chowskaja geschickt hatten.

»An der Tuskaja. Wir können. Tuskaja.«, versuchte der Mann durchzugeben.

»Verstanden, ihr seid an der Tuskaja!«, schrie Istomin in den Hörer. »Was ist passiert? Warum kommt ihr nicht zurück?«

».Tuskaja. Hier. dürft nicht. Alles, nur nicht .« Immer wieder wurden die Sätze von Sendestörungen unterbrochen.

»Was dürfen wir nicht? Wiederhole, was dürfen wir nicht?«

»Nicht stürmen! Auf keinen Fall stürmen!«, drang es auf einmal klar und deutlich aus dem Hörer.

»Warum?«, entgegnete der Stationsvorsteher. »Was zum Teufel ist bei euch los?«

Doch die Stimme war nicht mehr zu hören. Immer mächtiger schwoll das Rauschen an, dann war die Leitung tot. Isotomin wollte es zuerst nicht glauben und hielt den Hörer weiter in der Hand. »Was geht da nur vor sich?«, murmelte er.

3

NACH DEM LEBEN

Diesen Blick des Wachmanns, der sich von ihnen am äußersten nördlichen Posten verabschiedete, würde Homer im Leben nicht vergessen. Es war ein Blick voller Bewunderung und Melancholie - wie für einen gefallenen Helden, während im Hintergrund die Salutschüsse der Ehrenkompanie ertönen. Wie ein Abschied für immer.

Lebenden galten solche Blicke nicht. Homer fühlte sich, als ob er auf einer wackeligen Leiter in die Kabine eines jener winzigen, landungsunfähigen Flugzeuge hochkletterte, die japanische Ingenieure einst zu Höllenmaschinen umgerüstet hatten. Die kaiserliche Flagge mit den roten Strahlen flatterte im salzigen Wind, auf dem sommerlichen Flugfeld huschten Mechaniker umher, Motoren heulten auf, und ein dicker General, in dessen wässrigen Augen der Neid des Samurais funkelte, hob die Hand zum militärischen Gruß .

»Was bist du so gut gelaunt?«, fragte Achmed den verträumten Alten grimmig. Anders als Homer brannte er keineswegs darauf, herauszufinden, was an der Serpuchowskaja los war. Auf dem Bahnsteig stand schweigend seine Frau, an der linken Hand den ältesten Sohn, auf dem rechten Arm ein quäkendes Bündel, das sie vorsichtig gegen die Brust drückte.

»Das ist wie ein plötzlicher Banzai-Angriff: Man steht auf und läuft geradewegs auf das Maschinengewehr zu«, versuchte Homer zu erklären. »Der Mut der Verzweiflung. Vor uns liegt tödliches Feuer.«

»Kein Wunder, dass man das Selbstmord-Angriff nennt«, brummte Achmed und blickte zu dem winzigen hellen Fleck am Ende des Tunnels zurück. »Genau das Richtige für solche Irren wie dich. Ein normaler Mensch stürmt doch nicht auf ein MG zu. Solche Heldentaten bringen doch keinem was.«

Der Alte antwortete nicht gleich. »Na ja, das ist so eine Sache. Wenn du spürst, dass deine Zeit gekommen ist, beginnst du darüber nachzudenken: Was bleibt von mir? Habe ich etwas erreicht?«

»Hm. Was dich angeht, bin ich mir nicht sicher. Aber ich habe jedenfalls meine Kinder. Die werden mich sicher nicht vergessen.« Nach einer Pause fügte Achmed hinzu: »Zumindest der Ältere.«

Homer wollte schon eine gekränkte Antwort geben, doch Achmeds letzter Satz nahm ihm den Wind aus den Segeln. Natürlich fiel es ihm, einem alten und kinderlosen Mann, leicht, seinen mottenzerfressenen Pelz zu riskieren. Dieser junge Bursche hier hatte dagegen noch zu lange zu leben, um sich schon jetzt Gedanken über seine Unsterblichkeit zu machen.

Sie kamen an der letzten Lampe vorbei - einer Glasdose mit einer Glühbirne darin und einem Gitter aus Bewehrungsstahl voller verbrannter Fliegen und geflügelter Kakerlaken. Das Chitin-Gemenge rührte sich kaum merklich: Einige Insekten lebten noch, versuchten herauszukrabbeln wie angeschossene Todeskandidaten aus einem Massengrab.

Einen Augenblick lang blieb Homer in dem zitternden, ersterbenden, schwächlich-gelben Lichtfleck stehen, der mühsam aus dieser Friedhofslampe hervorquoll. Dann holte er tief Luft und tauchte, den anderen folgend, in die tief-schwarze Finsternis ein, die sich von den Grenzen der Se-

wastopolskaja bis fast zur Tulsckaja ergoss - wenn diese Station überhaupt noch existierte.

Es schien, als seien die traurige Frau und ihre beiden kleinen Kinder mit den Granitplatten des Bodens verwachsen. Sie waren nicht allein auf dem Bahnsteig:

Etwas abseits stand ein einäugiger Dicker mit den Schultern eines Ringers und blickte der sich allmählich entfernenden Gruppe nach. Hinter ihm sprach ein hagerer Alter in einer Soldatenjacke leise mit einem Adjutanten.

»Jetzt können wir nur warten«, resümierte Istomin, während er zerstreut die erloschene Kippe aus einem Mundwinkel in den anderen schob.

»Du kannst von mir aus warten«, entgegnete der Oberst gereizt. »Ich tue, was ich tun muss.«

»Es war Andrej. Der leitende Offizier der letzten Troika, die wir losgeschickt haben.« Wladimir Iwanowitsch hörte wieder die Stimme aus dem Telefonhörer - sie ging ihm einfach nicht aus dem Kopf.

»Na und?« Der Oberst hob eine Braue. »Vielleicht hat er unter Folter gesprochen. Es gibt da Spezialisten, die kennen die verschiedensten Methoden.«

»Unwahrscheinlich.« Der Stationsvorsteher schüttelte nachdenklich den Kopf. »Du hast seine Stimme doch gehört. Dort geht etwas anderes vor sich. Etwas Unerklärliches. Ein Überraschungsangriff nützt da gar nichts.«

»Ich kann dir die Erklärung liefern«, versicherte Denis Michailowitsch. »An der Tulsckaja sitzen Banditen. Sie haben die Station besetzt, einen Teil unserer Leute umgebracht und die anderen als Geiseln genommen. Die Energieversorgung haben sie natürlich nicht gekappt, weil sie selber Strom brauchen und die Hanse nicht nervös machen wollen. Das Telefon haben sie wahrscheinlich einfach abgeschaltet. Wie sonst soll man sich das erklären: ein Telefon, das mal funktioniert und mal nicht?«

»Aber seine Stimme war so.«, murmelte Istomin, als habe er dem anderen gar nicht zugehört.

»Ja, wie denn?«, explodierte der Oberst. Der Adjutant ging vorsichtig einige Schritte zurück. »Steck dir mal Nadeln unter die Fingernägel, dann schreist du noch ganz anders! Und mit'ner Kneifzange mach ich dir aus einem Bass einen Sopran auf Lebenszeit!« Ihm war bereits alles klar, er hatte seine Wahl getroffen. Nun, da er seine Zweifel überwunden hatte, war er wieder auf der Höhe, und seine Finger zuckten nach dem Säbel. Sollte Istomin doch meckern, so viel er wollte.

Dieser antwortete nicht gleich. Er wollte dem erhitzten Oberst etwas Zeit geben, Dampf abzulassen. »Wir warten«, sagte er schließlich. Es klang versöhnlich, aber unerbittlich.

Denis Michailowitsch verschränkte die Arme vor der Brust. »Zwei Tage.«

»Zwei Tage.« Istomin nickte.

Der Oberst machte auf der Stelle kehrt und stiefelte in die Kaserne. Er selbst hatte nicht die Absicht, wertvolle Stunden zu verlieren. Die Kommandeure der Stoßtrupps saßen schon seit einer geschlagenen Stunde zu beiden Seiten des langen Brettertischs im Stab und warteten. Nur zwei Stühle an den gegenüberliegenden Enden waren noch leer: seiner und der von Istomin. Doch diesmal würden sie ohne die Führung beginnen müssen.

Der Stationsvorsteher hatte Denis Michailowitschs Fortgang gar nicht bemerkt. »Seltsam, wie sich plötzlich unsere Rollen vertauscht haben, nicht wahr?«, sagte er nachdenklich.

Als keine Antwort folgte, drehte er sich um und traf auf den betretenen Blick des Adjutanten. Mit einer Handbewegung entließ er den Mann. Der Oberst ist nicht wiederzuerkennen, dachte er dann. Sonst hat er sich doch immer bis zuletzt geweigert, auch nur einen einzigen Kämpfer freizu-

geben. Er spürt etwas, der alte Wolf. Aber ob er diesmal seiner Nase trauen kann?

Istomins Instinkt riet ihm jedenfalls etwas völlig anderes: Ruhig halten. Warten. Der seltsame Anruf hatte seinen Verdacht nur noch verstärkt: Die schwere Infanterie der Sewastopolskaja würde an der Tuskaja auf einen geheimnisvollen, unbesiegbaren Gegner treffen.

Wladimir Iwanowitsch kramte in seinen Taschen, fand das Feuerzeug und entzündete es. Während über ihm zerfetzte Rauchringe aufstiegen, blickte er reglos in den dunklen Schlund des Tunnels. Gleichsam hypnotisiert starrte er hinein - wie ein Kaninchen in das verlockende Maul der Schlange.

Als er zu Ende geraucht hatte, schüttelte er erneut den Kopf und schlenderte zurück in sein Büro. Der Adjutant löste sich aus dem Schatten einer Säule und folgte in gebührender Entfernung.

Ein dumpfes Klicken -und ein Lichtstrahl erleuchtete das gerippte Tunnelgewölbe vor ihnen bis auf gute fünfzig Meter; Hunters Lampe war groß und leistungsstark wie ein Scheinwerfer. Homer atmete lautlos aus. In den letzten Minuten hatte er schon fast geglaubt, der Brigadier werde überhaupt kein Licht anmachen, weil seine Augen keines benötigten.

Kaum waren sie ganz in die Dunkelheit eingetaucht, da hatte jener nichts mehr von einem normalen Menschen -ja einem Menschen überhaupt. Seine Bewegungen waren fließend und schnell wie die eines Tieres. Die Lampe schien er nur für seine Begleiter eingeschaltet zu haben - er selbst verließ sich mehr auf seine Sinne. Er hatte den Helm abgenommen und lauschte immer wieder in den Tunnel. Von Zeit zu Zeit hielt er inne und sog durch die Nase tief die rostige Luft ein - was Homers Verdacht noch bekräftigte.

Lautlos glitt Hunter einige Schritte vor den anderen dahin, ohne sich auch nur einmal nach ihnen umzusehen. Es war, als hätte er ihre Existenz vollkommen vergessen. Achmed, der nur selten im Südtunnel Wachdienst gehabt hatte und daher die seltsamen Angewohnheiten des Brigadiers nicht kannte, stieß den Alten verwundert in die Seite: Was war mit dem los? Homer breitete die Arme aus. Wie sollte er ihm das in zwei Worten erklären?

Warum brauchte er sie überhaupt? Hunter schien sich in den hiesigen Tunneln wesentlich sicherer zu fühlen als Homer. Dabei hatte er ihm doch die Rolle des einheimischen Führers zugedacht. Hätte er den Alten gefragt, so hätte der ihm eine Menge über diese Gegend erzählen können. Legenden, aber auch wahre Begebenheiten, die bisweilen furchtbarer und bizarrer waren als die unwahrscheinlichsten Geschichten, die sich die Wachleute am einsamen Lagerfeuer aus Langeweile erzählten.

Homer hatte seinen eigenen Metroplan im Kopf - Istomins Karte war nichts im Vergleich dazu. Dort, wo auf dem Plan des Stationsvorstehers weiße Flecken gähnten, hätte Homer die gesamte freie Fläche mit seinen Markierungen und Anmerkungen füllen können. Senkrechte Schächte, offene, zum Teil noch erhaltene Diensträume, Verbindungslinien wie feine Spinnweben. Auf seinem Plan gab es zum Beispiel zwischen der Tschertanowskaja und der Juschnaja -also eine Station weiter südlich - eine Abzweigung. Diese mündete irgendwann in den gigantischen Schlauch des Metrodepots Warschawskoje, das Dutzende von Abstellgleisen wie kleine Äderchen umwoben. Homer, der gegenüber Zügen eine heilige Ehrfurcht hatte, empfand dieses Depot als düsteren und zugleich mystischen Ort, wie eine Art Elefantenfriedhof - stundenlang konnte er darüber reden, sofern sich Zuhörer fanden.

Den Abschnitt zwischen der Sewastopolskaja und dem Nachimowski prospekt hielt Homer für überaus schwierig. Die Sicherheitsvorschriften und ein gesunder Menschenverstand erforderten es hier, dass man zusammenblieb, sich langsam und vorsichtig vorwärtsbewegte und dabei die Wände und den Boden aufmerksam im Auge behielt. Auch den eigenen Rückraum durfte man in diesem Tunnel, in dem sämtliche Luken und Spalten von den Baubrigaden der Sewastopolskaja zugemauert und versiegelt worden waren, niemals außer Acht lassen.

Vom Licht der Lampe kurzzeitig aufgerissen, wuchs die Finsternis hinter ihnen sogleich wieder zusammen. Das Echo ihrer Schritte brach sich an den unzähligen Rippen der Tunnelsegmente, und irgendwo in der Ferne heulte einsam der Wind, eingefangen in einem Lüftungsschacht. Große, schwere Tropfen sammelten sich zäh in den Deckenfugen und fielen dann herab. Vielleicht bestanden sie ja nur aus Wasser, doch Homer wich ihnen lieber aus. Einfach so, vorsichtshalber.

In den alten Zeiten, als die aufgeblähte Monsterstadt an der Oberfläche noch ihr fieberhaftes Leben lebte und die Metro für die rastlosen Städter nichts anderes war als ein seelenloses Verkehrssystem, wanderte der noch ganz junge Homer, den alle einfach nur Kolja nannten, bereits mit Taschenlampe und eisernem Werkzeugkasten durch ihre Tunnel.

Normalsterblichen war der Weg dorthin verboten. Für sie waren nur die etwa hundertfünfzig auf Hochglanz polierten Marmorsäle sowie die mit bunter Reklame beklebten, engen Waggons vorgesehen. Obwohl sie täglich zwei bis drei Stunden in den schwankenden Zügen der Metro verbrachten, waren sich Millionen von Menschen nicht bewusst, dass sie damit nur den zehnten Teil eines unglaublich riesigen unterirdischen Reiches zu Gesicht bekamen. Und da-

mit sie erst gar nicht über dessen wahres Ausmaß nachdachten oder darüber, wo all diese unscheinbaren Türen und Eisensperren, die dunklen Seitentunnel

und die monatelang wegen Reparatur geschlossenen Übergänge hinführten, lenkte man sie mit auffälligen Plakaten ab, führte sie mit aufreizend dummen Slogans in die Irre und verfolgte sie sogar noch auf den Rolltreppen mit hölzernen Werbedurchsagen. So zumindest erschien es Kolja, nachdem er begonnen hatte, sich näher mit den Geheimnissen dieses Staats im Staate zu befassen.

Der bunte Metroplan, der in den Waggonen aushing, sollte neugierige Gemüter davon überzeugen, dass sie es mit einem rein zivilen Objekt zu tun hatten. Doch in Wirklichkeit waren diese Linien mit den fröhlichen Farben von einem unsichtbaren Geist geheimer Tunnel durchzogen, an denen überall wie schwere Trauben Militär- und Regierungsbunker hingen. Ja, manche Strecken standen sogar mit einem Gewirr aus Katakomben in Verbindung, das noch in heidnischer Zeit unter der Stadt angelegt worden war.

In Kojas früher Jugend, als sein Land noch zu arm war, um seine Kraft und seine Ambitionen mit anderen zu messen, verstaubten die Bunker und Luftschutzkeller, die man in Erwartung des Jüngsten Tages errichtet hatte. Doch mit dem Geld kehrte auch der alte Dünkel zurück, und mit ihm Menschen, die keine guten Absichten hegten. Knarrend öffneten sich die angerosteten tonnenschweren Türen, Lebensmittel- und Medikamentenvorräte wurden erneuert, Luft- und Wasserfilter instand gesetzt. Gerade noch rechtzeitig.

Die Anstellung bei der Metro war für Kojas, der aus einer anderen Stadt kam und nichts besaß, gleichbedeutend mit der Aufnahme in die Freimaurerloge. Einst ein arbeitsloser Außenseiter, war er nun Mitglied einer mächtigen Organisation geworden, die seine bescheidenen Dienste großzügig

entlohnte und ihm die Teilhabe an den tiefsten Geheimnissen der Weltordnung verhiess. Außerdem erschien ihm der Verdienst, den die Stellenanzeige versprach, äußerst attraktiv, zumal an den künftigen Streckenwärter kaum Ansprüche gestellt wurden.

Es dauerte einige Zeit, bis er aus den zögerlichen Erklärungen seiner Kollegen zu begreifen begann, warum die Metro-Gesellschaft ihre Mitarbeiter mit hohen Gehältern und Gefahrenzulagen ködern musste. Nein, es lag weder an den engen Dienstplänen noch am freiwilligen Verzicht auf Tageslicht. Hier ging es um Gefahren ganz anderer Art.

Den unausrottbaren Gerüchten von düsterem Teufelswerk schenkte Kolja als durch und durch skeptischer Mensch keinen Glauben. Doch eines Tages kehrte ein Bekannter von der Begehung eines kurzen Blindtunnels nicht zurück. Seltsamerweise machte man sich gar nicht die Mühe, ihn zu suchen - der Schichtführer winkte nur deprimiert ab. Ebenso spurlos wie der Mann selbst verschwanden auch sämtliche Unterlagen, die belegten, dass er jemals in der Metro gearbeitet hatte.

Allein Kolja wollte sich, noch jung und naiv, einfach nicht mit dem Verschwinden seines Freundes abfinden. Bis ihn schließlich einer der älteren Angestellten beiseiten nahm und ihm zuflüsterte, wobei er sich immer wieder hastig umblickte, sie hätten seinen Freund »mitgenommen«. Kolja erfuhr also nur allzu deutlich, dass im Moskauer Untergrund Unheilvolles geschah - und das lange bevor Armageddon über die riesige Stadt hereinbrach und mit sengendem Atem alles Leben in ihr zerstörte.

Der Verlust seines Freundes und die Initiation in das verbotene Wissen hätten Kolja Angst einjagen müssen. Er hätte fortgehen, die Arbeit aufgeben und eine andere finden können. Doch hatte sich das, was ursprünglich einer Zweckheirat zwischen ihm und der Metro gleichgekommen

war, inzwischen zu einer leidenschaftlichen Affäre entwickelt. Als er der endlosen Wanderungen durch die Tunnel allmählich überdrüssig wurde, ließ er sich zum Hilfszugführer ausbilden und erstritt sich so einen festen Platz in der komplexen Hierarchie der Metro-Gesellschaft.

Je näher er dieses verkannte Weltwunder kennenlernte, dieses nostalgisch nach der Antike ausgerichtete Labyrinth, diese herrenlose, zyklopische Stadt, ein auf den Kopf gestelltes Spiegelbild der Oberfläche in der dunklen Moskauer Erde, desto tiefer und rückhaltloser verliebte er sich darin. Dieser von Menschen geschaffene Tartaros wäre ohne weiteres der Dichtkunst eines echten Homer würdig gewesen, zumindest aber der fliegenden Feder eines Swift, und es hätte ihn vielleicht noch stärker beeindruckt als die schwebende Insel Laputa . Doch es war nur Kolja, der die Metro insgeheim verehrte und auf ungeschickte Weise besang. Nikolai Iwanowitsch Nikolajew. Lächerlich.

Die Herrin des Kupferberges zu lieben ging ja noch an, doch den Kupferberg selbst?

Tatsächlich beruhte diese Liebe auf Gegenseitigkeit bis hin zur Eifersucht. Sie sollte Kolja seiner Familie berauben, ihm selbst dagegen das Leben retten.

Hunter blieb so plötzlich stehen, dass Homer aus dem weichen Federbett seiner Erinnerungen nicht rechtzeitig wieder auftauchte und dem Brigadier ungebremst in den Rücken lief. Wortlos stieß dieser den Alten zurück und erstarrte erneut, senkte den Kopf und hielt sein entstelltes Ohr in den Tunnel. Wie eine blinde Fledermaus sich ein Bild von dem sie umgebenden Raum zeichnet, schien er unhörbare Schallwellen wahrzunehmen.

Homer hingegen spürte etwas anderes: den Geruch des Nachimowski prospekt, einen Geruch, der nicht zu wechseln war. Wie schnell sie durch den Tunnel gekommen waren. Hoffentlich mussten sie nicht noch dafür bezahlen,

dass man sie so leicht bis hier durchgelassen hatten. Als hätte er Homers Gedanken gehört, riss Achmed sein Sturmgewehr von der Schulter und entsicherte.

»Wer ist das dort?«, murmelte Hunter plötzlich zu Homer gewandt.

Homer grinste innerlich: Wer wusste schon, was ihnen der Teufel dort bescherte? Durch die weit offenen Tore des Nachimowski prospekt fielen von oben wie durch einen Trichter die unvorstellbarsten Kreaturen herein. Doch es gab an dieser Station auch ständige Bewohner. Obwohl sie als ungefährlich galten, empfand Homer ihnen gegenüber ein besonderes Gefühl: ein klebriges Gemisch aus Angst und Ekel.

»Klein . haarlos«, versuchte der Brigadier sie zu beschreiben.

Das genügte Homer: Das waren sie. »Leichenfresser«, sagte er leise.

Zwischen der Sewastopolskaja und der Tulschaja, vielleicht auch in anderen Regionen der Metro, hatte dieses abgeschmackte Schimpfwort in den letzten Jahren eine neue Bedeutung erhalten, nämlich die wörtliche.

»Sie ernähren sich von Fleisch?«, fragte Hunter.

»Eher von Aas.«, erwiderte der Alte unsicher.

Diese widerlichen Geschöpfe - wie spinnengleiche Primaten - griffen Menschen nicht an, sondern ernährten sich von totem Fleisch, das sie von der Oberfläche herunterschleppten. Und am Nachimowski prospekt hatte sich ein großes Rudel

von ihnen eingenistet, weshalb die umliegenden Tunnel von dem ekelerregend-süßen Verwesungsgestank durchtränkt waren - an der Station selbst war er so schwer, dass sich einem der Kopf zu drehen begann. Manche setzten sich schon weit vorher ihre Gasmaske auf, um es wenigstens einigermaßen auszuhalten.

Homer, der diese Besonderheit des Nachimowski in besser Erinnerung hatte, holte hastig seine Atemschutzmaske aus der Tasche und zog sie sich über Mund und Nase. Achmed, der zum Packen kaum Zeit gehabt hatte, blickte ihn neidisch an und vergrub seine Nase in der Ellenbeuge. Die Miasmen, die sich von der Station aus verbreiteten, umhüllten sie, trieben sie an, jagten sie weiter.

Hunter jedoch schien nichts zu empfinden. »Ist es etwas Giftiges? Sporen?«, fragte er Homer.

»Gestank«, blökte dieser hinter seiner Maske hervor.

Der Brigadier blickte den Alten prüfend an, als wolle er sichergehen, dass

dieser sich keinen Spaß erlaubte. Dann zuckte er mit seinen breiten Schultern.

»Das Übliche also.« Er packte sein kurzes Sturmgewehr bequemer, bedeutete ihnen, ihm zu folgen, und ging mit weichen Schritten voraus.

Nach vielleicht fünfzig Metern kam zu dem ungeheuerlichen Gestank noch ein kaum wahrnehmbares, unverständliches Flüstern hinzu. Homer wischte sich schwere Schweißtropfen von der Stirn und versuchte sein galoppierendes Herz zu zügeln. Sie waren ganz nah.

Schließlich ertastete der Schein der Lampe etwas, wischte die Finsternis von zerschlagenen Scheinwerfern, die blind ins Nichts starrten, von einer staubigen, von netzartigen Rissen durchzogenen Frontscheibe, von einer blauen Außenhaut, die sich störrisch dem Rostfraß zu widersetzen schien. Vor ihnen stand der vorderste Waggon eines Zuges, der wie ein riesiger Korken den Hals des Tunnels verstopfte.

Der Zug lag schon seit langem hoffnungslos tot da, doch jedes Mal, wenn er ihn erblickte, verspürte Homer den kindlichen Wunsch, in die verwüstete Fahrerkabine zu steigen, über die Tasten des Armaturenbretts zu streichen und

sich mit geschlossenen Augen vorzustellen, dass er in voller Fahrt durch den Tunnel raste, hinter sich eine Girlande hell erleuchteter Waggons, voll von Menschen, die lasen, dösten, auf die Werbeplakate starrten oder sich beim Heulen der Motoren zu unterhalten versuchten.

»Wird das Alarmsignal ‚Atom‘ gegeben, so ist die nächstgelegene Station aufzusuchen. Dort ist Stellung zu beziehen. Die Türen sind zu öffnen. Den Zivilschutzkräften ist Unterstützung bei der Evakuierung von Verletzten sowie bei der Hermetisierung der Metrostationen zu leisten.«

Für den Jüngsten Tag hatten die Zugführer exakte und einfache Anweisungen erhalten. Überall, wo dies möglich war, wurden sie ausgeführt. Die meisten Züge waren an den Bahnsteigen liegen geblieben und dort in einen lethargischen Schlaf gefallen, und nach und nach hatten die Überlebenden in der Metro, die anstelle einiger Wochen -wie man ihnen versprochen hatte -nun für immer in diesem Unterschlupf ausharren mussten, die Züge komplett demontiert, um sich mit Inventar auszustatten und ihre Ersatzteilstände aufzustocken.

An manchen Orten hatte man sie dagegen erhalten und nutzte sie als Wohnstätte, doch Homer, für den die Züge stets belebte Wesen gewesen waren, empfand dies als Leichenschändung - als hätte man seine Lieblingsskatze ausgestopft. An nicht bewohnbaren Orten wie dem Nachimowski prospekt wiederum hatten zwar die Zeit sowie Vandalen ihre Spuren hinterlassen, die Züge jedoch waren dabei ganz geblieben.

Homer konnte den Blick einfach nicht losreißen. Das Rascheln und Zischen, das sich von der Station her näherte, trat in den Hintergrund, und er hörte wieder die gespenstische Alarmsirene heulen und dann das tiefe Signal des Zuges, das eine bis zu jenem Tag ungehörte Botschaft verbreitete, einmal lang, zweimal kurz: »Atom! Bremsen quietsch-

ten, und aus den Lautsprechern kam die verwirrte Ansage: »Verehrte Passagiere, aus technischen Gründen kann unser Zug derzeit nicht weiterfahren.«

Weder der ins Mikrofon murmelnde Zugführer noch sein Assistent Homer waren sich bewusst, wie viel Ausweglosigkeit in diesem formelhaften Satz lag.

Das angestrengte Knarren der hermetischen Sperren . Sie trennten die Welt der Lebenden ein für alle Mal von der Welt der Toten. Laut Anweisung mussten die Tore spätestens sechs Minuten nach dem Alarmsignal endgültig geschlossen werden, gleich wie viele Menschen sich noch auf der anderen Seite befanden. Diejenigen, die sich der Schließung widersetzen, waren zu erschießen.

Würde ein kleiner Milizionär, der normalerweise Obdachlose und Betrunkene von der Station verjagte, es überhaupt fertigbringen, einem Mann in den Bauch zu schießen, der sich dieser riesigen eisernen Maschine entgegenstemmte,

damit seine Frau mit ihrem abgebrochenen Absatz noch hineinschlüpfen konnte? Würde die dreiste Drehkreuztante mit dem Uniformkäppi, die in ihren dreißig Berufsjahren in der Metro genau zwei Dinge zur Perfektion gebracht hatte, nämlich ihren Durchgang zu versperren und Rowdys zur Ordnung zu pfeifen, würde sie einen nach Luft schnappenden Greis mit bescheidener Ordensspange nicht passieren lassen? Die Instruktionen sahen genau sechs Minuten vor, um sich aus einem Menschen in eine Maschine zu verwandeln. Oder in ein Monster.

Das Kreischen der Frauen und die Schreie der Männer, das hemmungslose Heulen der Kinder, das Knallen der Pistolen und das Rattern der Maschinengewehrsalven . Aus jedem Lautsprecher ertönte metallisch und emotionslos der Aufruf, Ruhe zu bewahren. Jemand Unwissendes verlas ihn, denn niemand, der Bescheid wusste, hätte derart beherrscht

und gleichgültig zu wiederholen vermocht: »Bitte Ruhe bewahren!« Weinen, Flehen . Wieder Schüsse.

Und exakt sechs Minuten nach dem Alarm, eine Minute vor dem Armageddon - das dumpfe Friedhofsläuten der sich schließenden Torhälften. Das satte Klicken der Verriegelung.

Stille.

Wie in einer Gruft.

Um an dem Waggon vorbeizukommen, mussten sie an der Wand entlanggehen; der Zugführer hatte zu spät gebremst, vielleicht war er von irgendwelchen Vorfällen auf dem Bahnsteig abgelenkt gewesen. Über eine Eisenleiter stiegen sie nach oben und fanden sich wenige Augenblicke später in einem erstaunlich geräumigen Saal wieder. Keine Säulen, sondern ein einziges halbrundes Deckengewölbe mit eiförmigen Vertiefungen für die Lampen. Das Gewölbe war riesig, es umfasste sowohl den Bahnsteig als auch beide Gleise mit den darauf befindlichen Zügen. Eine unglaublich elegante, leichte Konstruktion -einfach und lakonisch.

Nur nicht nach unten schauen, nicht unter die Füße, nicht nach vorne.

Nicht sehen, was aus dieser Station geworden war.

Ein grotesker Totenacker, auf dem niemand seine Ruhe fand, eine furchtbare Fleischhalle, übersät mit abgenagten Skeletten, verwesenden Körpern, abgerissenen Leichenteilen. Abscheuliche Kreaturen hatten gierig alles hierhergeschleppt, was sie innerhalb ihres ausgedehnten Reiches erhaschen konnten, viel mehr als sie auf einmal fressen konnten - auf Vorrat. Diese Vorräte verfauten und zersetzten sich, und dennoch häuften sie immer noch mehr an.

Die Hügel aus totem Fleisch regten sich, allen Gesetzen zum Trotz, als ob sie atmeten, und von überallher drang ein widerliches, schabendes Geräusch. Der Lichtstrahl fing eine

dieser seltsamen Gestalten ein: lange, knotige Extremitäten, eine schlaffe, in Falten herabhängende, haarlose graue Haut, ein verkrümmter Rücken. Die trüben Augen glotzten halb blind umher, und die riesigen Ohrmuscheln bewegten sich, als lebten sie ihr eigenes Leben.

Das Wesen gab einen heiseren Schrei von sich und zog sich langsam, auf allen vieren, zu den offenen Waggontüren zurück. Ebenso träge begannen die anderen Leichenfresser von ihren Leichenbergen herabzuklettern. Verärgert zischten und schluchzten sie, fletschten die Zähne und fauchten die Gefährten an.

Aufrecht hätten sie selbst dem nicht gerade großen Homer kaum bis an die Brust gereicht, und er wusste, dass die feigen Geschöpfe einen starken, gesunden Menschen nicht angreifen würden. Doch das irrationale Grauen, das er vor diesen Wesen verspürte, kam von seinen nächtlichen Alpträumen: Geschwächt und verlassen lag er da an einer einsamen Station, und die Bestien kamen immer näher. Wie ein Hai einen Tropfen Blut im Ozean auf mehrere Kilometer riechen kann, so spürten diese Wesen den nahenden Tod eines Fremden und eilten herbei, um ihn in Augenschein zu nehmen.

Die Angst des Alters, sagte Homer verächtlich zu sich selbst. Seinerzeit hatte er viel in Lehrbüchern über angewandte Psychologie geschmökert. Wenn das nur helfen würde.

Die Leichenfresser hingegen fürchteten sich vor den Menschen nicht. Auf diese abstoßenden, aber harmlosen Aasvertilger auch nur eine Patrone zu verwenden, hätte man an der Sewastopolskaja für sträfliche Verschwendung gehalten. Die vorbeiziehenden Karawanen versuchten sie einfach nicht zu beachten, auch

wenn sich die Kreaturen bisweilen provokant verhielten.

An dieser Station hatten sie sich stark vermehrt, und je weiter sich die Troika vorarbeitete - unter ihren Stiefeln zerbrachen mit widerlichem Knacken kleine Knochen -, desto mehr Leichenfresser rissen sich unwillig von ihrem Festmahl los und krochen zu ihren Behausungen. Die Nester befanden sich in den Kadavern der Züge. Und dafür hasste Homer diese Kreaturen noch viel mehr.

Die hermetischen Tore am Nachimowski prospekt standen offen. Es hieß, wenn man die Station schnell passierte, bekam man nur eine geringe, nicht gesundheitsgefährdende Strahlungs-dosis ab, jedoch durfte man sich hier nicht lange aufhalten. So kam es, dass beide Züge relativ gut erhalten waren: Die Fensterscheiben waren noch ganz, durch die geöffneten Türen konnte man verdreckte, aber erhaltene Sitze erkennen, und die blaue Farbe saß noch fest auf der metallenen Außenhaut.

In der Mitte des Saals erhob sich ein wahrer Kurgan aus verdrehten Rümpfen irgendwelcher Lebewesen. Als Hunter ihn erreichte, blieb er plötzlich stehen. Achmed und Homer sahen sich beunruhigt an und versuchten zu erkennen, woher die Gefahr kam. Doch der Grund für die Verzögerung war ein anderer.

Am Fuße des Hügels nagten zwei kleinere Leichenfresser ein Hundeskelett ab - man konnte hören, wie es genüsslich knackte und knurrte. Sie hatten es nicht mehr geschafft sich zu verstecken. Vielleicht waren sie zu sehr mit ihrem Mahl beschäftigt und hatten die Signale ihrer Artgenossen nicht gehört, vielleicht hatte sie aber auch einfach die Gier übermannt.

Geblendet vom schneidenden Licht der Lampe, aber immer noch kauend, begannen sie langsam ihren Rückzug zum nächsten Waggon - doch dann kippten plötzlich beide vornüber und klatschten dumpf, wie zwei mit Innereien gefüllte Säcke, auf den Boden.

Homer sah verwundert zu, wie Hunter die schwere Armeepistole mit dem langen Schalldämpfer in sein Schulterhalfter zurücksteckte. Das Gesicht des Brigadiers war so undurchdringlich und leblos wie immer.

»Die hatten wohl'ne Menge Hunger«, murmelte Achmed. Teils angewidert, teils neugierig, betrachtete er die dunklen Pfützen, die sich unter den breiigen Schädeln der getöteten Wesen ausbreiteten.

»Ich auch«, erwiderte Hunter mit undeutlicher Stimme, so dass Homer zusammenzuckte.

Ohne sich zu ihnen umzudrehen, ging der Brigadier weiter, und Homer kam es vor, als höre er wieder das soeben verstummte gierige Knurren. Mit welcher Anstrengung widerstand er doch jedes Mal der Versuchung, in eines dieser Tiere eine Kugel zu jagen! Er redete sich beruhigend zu, bis er sich wieder in der Gewalt hatte. Er musste sich selbst beweisen, dass er ein erwachsener Mann war, der sich beherrschen konnte und von den eigenen Alpträumen nicht verrückt machen ließ. Hunter hingegen beabsichtigte offenbar gar nicht, sein Verlangen zu unterdrücken.

Doch wonach verlangte ihn eigentlich?

Das lautlose Ableben der beiden Leichenfresser brachte Bewegung in den Rest des Rudels: Der Geruch frischen Todes verjagte selbst die Kühnsten und Trägsten vom Bahnsteig. Leise krächzend und winselnd schlugen sie sich in die beiden Züge, drängten sich an den Fenstern oder roteten sich bei den Türen zusammen und verharrten reglos.

Die Kreaturen schienen keine Wut zu empfinden, noch konnte man irgendwelche Absichten erkennen, diesen Übergriff zu rächen oder abzuwehren. Sobald die Gruppe die Station verlassen hätte, würden sie ihre getöteten Artgenossen ohne zu zögern verspeisen. Aggression ist eine Eigenschaft von Jägern, dachte Homer. Wer sich von Aas ernährt, benötigt sie nicht, denn er muss nicht töten. Alles

Lebende stirbt ohnehin irgendwann und wird so von selbst zu ihrer Nahrung. Sie müssen nur abwarten.

Im Schein der Lampe waren durch die schmutzigrünlichen Fensterscheiben ihre widerlichen Fratzen zu erkennen, ihre schief gebauten Körper und krallenbewehrten Hände, die dieses satanische Aquarium von innen betasteten. In absolutem Schweigen beobachteten Hunderte Paar trüber Augen unablässig den kleinen Trupp, und die Köpfe der Kreaturen drehten sich synchron, während sie die Vorbeiziehenden aufmerksam verfolgten. Vermutlich hätten die

kleinen Missgeburten in ihren Formalingläsern die Besucher der Petersburger Kunstkammer genau so angeblickt, hätte man ihnen nicht vorsorglich die Lider zusammenge-näht.

Obwohl für Homer die Stunde der Sühne für seine Gottlosigkeit immer näher rückte, konnte er sich doch nicht überwinden, an einen Gott oder den Teufel zu glauben. Wenn jedoch das Fegefeuer tatsächlich existierte, so hätte es für den Alten genau so ausgesehen. Sisyphus war verdammt dazu, gegen die Schwerkraft zu kämpfen, Tantalus verurteilt zur Folter durch unstillbaren Durst. Auf Homer jedoch wartete an der Station seines Todes eine zerknitterte Zugführeruniform sowie dieser ungeheuerliche, gespenstische Zug mit seinen ekligen Passagieren, die an mittelalterliche Wasserspeier erinnerten und der Spott und Hohn aller Rachegötter waren. Und sobald der Zug vom Bahnsteig losfuhr, würde sich der Tunnel, wie in einer der alten Metro-Legenden, zu einem Möbiusband krümmen, einem Drachen, der seinen eigenen Schwanz verschlingt.

Hunters Interesse an dieser Station und ihren Bewohnern war erloschen. Den Rest des Saals ließ die Gruppe schnellen Schritts hinter sich. Achmed und Homer mussten sich sputen, um dem plötzlich loseilenden Brigadier zu folgen.

Der Alte verspürte den Wunsch sich umzudrehen, loszuschreien und zu schießen, um diese dreisten Ausgeburten zu erschrecken und all seine schweren Gedanken zu verscheuchen. Doch stattdessen trippelte er mit gesenktem Kopf weiter und versuchte nicht auf irgendwelche verwesenden Leichenreste zu treten. Achmed tat es ihm gleich. Während sie den Nachimowski prospekt fluchtartig verließen, dachte keiner von ihnen mehr daran sich umzusehen.

Der Lichtfleck von Hunters Lampe flog von einer Seite zur anderen, als folge er einem unsichtbaren Akrobaten durch diese unheilvolle Zirkuskuppel, doch auch der Brigadier achtete nicht mehr darauf, was sein Lichtkegel erfasste.

In dem Schein flackerten für Sekundenbruchteile frische Knochen und ein halb abgenagter, eindeutig menschlicher Schädel auf - und verschwanden gleich wieder in der Finsternis. Daneben lagen wie sinnlose Schalen der Stahlhelm eines Soldaten sowie eine Panzerweste.

Auf dem Helm konnte man einen Aufdruck in weißer Farbe lesen:

SEWASTOPOLSKAJA.

4

VERFLECHTUNGEN

Papa... Papa! Ich bin es, Sascha!« Sie löste vorsichtig den Riemen von dem angeschwollenen Kinn ihres Vaters und nahm ihm den Helm ab. Dann griff sie in seine verschwitzten Haare, hob den Gummi an, zog die Gasmaske ab und warf sie fort wie einen verschrumpelten, tödlich-grauen Skalp.

Seine Brust hob sich schwer, die Finger kratzten über den Granit, und seine wässrigen Augen starrten sie an, ohne zu blinzeln. Er antwortete nicht.

Sascha legte ihm den Rucksack unter den Kopf und stürzte zum Tor. Mit ihrer schmalen Schulter stemmte sie sich gegen den enormen Türflügel, holte tief Luft und knirschte mit den Zähnen. Der tonnenschwere Fels aus Eisen gab widerstrebend nach, fuhr herum und fiel ächzend ins Schloss. Sascha schob knallend den Riegel vor und sank zu Boden. Eine Minute, nur eine Minute, um Atem zu holen . gleich würde sie zu ihm zurückkehren.

Jeder neue Streifzug kostete ihren Vater immer mehr Kraft - angesichts der mageren Ausbeute eigentlich eine reine Verschwendung. Diese Expeditionen verkürzten sein Leben nicht um Tage, sondern um Wochen, ja Monate. Doch es war die Not, die ihn dazu zwang: Wenn sie nichts mehr zu verkaufen hatten, blieb ihnen nur noch, Saschas zahme Ratte - die einzige an dieser lebensfeindlichen Station - zu verspeisen und sich dann zu erschießen.

Wenn er es zugelassen hätte, hätte Sascha ihrem Vater längst die Arbeit abgenommen. Wie oft hatte sie um seine Atemschutzmaske gebeten, damit sie selbst nach oben gehen konnte, doch er blieb unerbittlich. Vermutlich wusste er, dass dieses löchrige Stück Gummi mit den längst verstopften Filtern nicht viel mehr taugte als ein Talisman, aber das hätte er ihr gegenüber niemals zugegeben. Er log, er wisse, wie man die Filter reinigen könne, selbst nach einem mehrstündigen Streifzug tat er so, als fühle er sich bestens, und wenn er nicht wollte, dass sie ihn Blut erbrechen sah, schickte er sie weg, angeblich um einfach nur allein zu sein.

Es stand nicht in Saschas Macht, etwas zu verändern. Man hatte sie und ihren Vater in diesen verlassen Winkel gedrängt, man hatte sie am Leben gelassen - nicht aus Mitleid, sondern eher aus sadistischer Neugier. Man hatte wohl geglaubt, sie würden ohnehin nicht länger als eine Woche überleben, doch der Wille und die Ausdauer ihres Vaters

hatten dafür gesorgt, dass sie nun schon jahrelang durchhielten. Man hasste sie, verachtete sie, lieferte ihnen aber regelmäßig Nahrung - natürlich nicht umsonst.

In den Pausen zwischen seinen Streifzügen, jenen seltenen Minuten, in denen sie zu zweit an ihrem spärlich qualmenden Feuerchen saßen, erzählte ihr Vater gerne von früheren Zeiten. Schon vor Jahren hatte er begriffen, dass er sich nichts vorzumachen brauchte - aber wenn er schon keine Zukunft mehr hatte, so konnte ihm seine Vergangenheit doch niemand nehmen.

Früher hatten meine Augen die gleiche Farbe wie deine, sagte er zu ihr. Die Farbe des Himmels. Und Sascha glaubte sich an diese Tage zu erinnern - jene Tage, als sich sein Tumor noch nicht zu einem riesigen Kropf aufgebläht hatte und seine Augen noch nicht verblasst, sondern genauso strahlend waren wie ihre jetzt.

Wenn ihr Vater »Farbe des Himmels« sagte, so meinte er natürlich jenes Azurblau, das noch in seiner Erinnerung lebte, nicht die glutroten Staubwolken, unter denen er sich befand, wenn er an die Oberfläche stieg. Das Tageslicht hatte er seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, und Sascha kannte es überhaupt nicht. Nur in ihren Träumen hatte sie es zu Gesicht bekommen, aber konnte sie mit Gewissheit sagen, dass ihre Vorstellung der Wirklichkeit entsprach? Wie ergeht es Menschen, die von Geburt an blind sind: Träumen sie eine Welt, die der unseren ähnlich ist? Sehen sie überhaupt etwas im Traum?

Wenn kleine Kinder ihre Augen schließen, glauben sie, dass die ganze Welt in Dunkelheit getaucht ist; sie glauben, dass alle um sie herum in diesem Augenblick so blind sind wie sie. In den Tunneln ist der Mensch hilflos und naiv wie diese Kinder, dachte Homer. Er bildet sich ein, dass er Licht und Finsternis beherrscht, wenn er nur seine Taschenlampe an- und wieder ausknipst. Dabei kann selbst

das undurchdringlichste Dunkel voller sehender Augen sein. Seit der Begegnung mit den Leichenfressern ließ ihn dieser Gedanke nicht mehr los. Ablenken. Er musste sich ablenken.

aufgetaucht war, konnte sich keiner der Wächter erklären, wie ein Mann von einer so beeindruckenden Statur unbemerkt sämtliche nördlichen Posten hatte passieren können. Nur gut, dass der Kommandeur von den Diensthabenden keine Erklärung verlangt hatte.

Doch wenn nicht über den Nachimowski prospekt, wie war Hunter dann zur Sewastopolskaja gelangt? Die anderen Wege zur Großen Metro waren längst abgeschnitten. Die verlassene Kachowskaja-Linie, in deren Tunneln aus bekannten Gründen schon seit Jahren kein lebendes Wesen mehr gesichtet worden war? Unmöglich. Die Tschertanowskaja? Lächerlich. Nicht einmal ein so geschickter und gnadenloser Kämpfer wie Hunter konnte sich allein durch diese verfluchte Station schlagen. Außerdem war es unmöglich dorthin zu gelangen, ohne vorher an der Sewastopolskaja aufzutauchen.

Somit waren Norden, Süden und Osten ausgeschlossen. Nun blieb Homer nur noch eine Hypothese: Der geheimnisvolle Besucher war von oben gekommen. Natürlich waren alle bekannten Ein- und Ausgänge der Station sorgfältig verbarrikadiert und wurden ständig bewacht, doch er konnte einen der Lüftungsschächte geöffnet haben. Die Sewastopoler rechneten nicht damit, dass dort oben, in den ausgebrannten Plattenbau-Ruinen, noch jemand über genügend Intelligenz verfügte, um ihr Warnsystem außer Betrieb zu setzen. Das endlose Schachbrett aus mehrstöckigen Wohnkomplexen, durchpflügt von den Splittern der Sprengköpfe, war längst wüst und leer. Die letzten Spieler hatten bereits vor Jahrzehnten aufgegeben, und jene entstellten, Angst einflößenden Figuren, die nun darauf he-

rumkrochen, spielten eine neue Partie nach ganz eigenen Regeln. Aus Sicht der Menschen war an eine Revanche nicht zu denken.

Kurze Expeditionen auf der Suche nach allem Nützlichen, das in über zwanzig Jahren noch nicht zerfallen war, hastige, ja fast verschämte Raubzüge durch die eigenen Häuser -das war das Einzige, wozu sie noch in der Lage waren. Im Harnisch ihrer Strahlenschutzanzüge stiegen die Stalker hinauf, um zum hundertsten Mal die Skelette der umliegenden Chruschtschowkas zu durchsuchen, doch keiner von ihnen wagte es, die jetzigen Einwohner entschlossen zu bekämpfen. Man gab höchstens mal eine MP-Salve ab, zog sich in die von Ratten verdreckten Wohnungen zurück, und sobald die Gefahr vorüber war, stürzte man Hals über Kopf zurück zum rettenden Abstieg in den Untergund.

Die alten Stadtpläne der Hauptstadt hatten jeglichen Bezug zur Wirklichkeit verloren. Wo sich früher auf breiten Ausfallstraßen kilometerlang die Autos stauten, taten sich nun womöglich Abgründe auf oder befand sich schwarzes, undurchdringliches Gestrüpp. Wo einst Wohnviertel gewesen waren, lagen jetzt Sümpfe oder einfach verbranntes, kahles Land. Nur die verwegensten Stalker wagten sich bei ihren Expeditionen bis auf einen Kilometer von ihren Heimatlöchern weg, die meisten gaben sich mit weitaus weniger zufrieden.

Die Stationen jenseits des Nachimowski prospekt -die Nagornaja, Nagatinskaja und Tuskaja - hatten keine offenen Ausgänge, und die Menschen, die an zwei dieser Stationen lebten, scheuten sich nach oben zu gehen. Woher also aus dieser Ödnis ein lebender Mensch auftauchen sollte, war für Homer ein absolutes Rätsel. Und doch drängte sich ihm der Gedanke auf, dass Hunter ihre Station von der Oberfläche her betreten hatte.

Denn es gab nur noch eine letzte andere Möglichkeit, woher ihr Brigadier eingetroffen sein konnte. Diese Möglichkeit kam dem alten Atheisten wider Willen in den Sinn, während er versuchte, seine Atemnot zu bekämpfen und der dunklen Silhouette zu folgen, die vor ihnen dahinglitt, als ob sie den Boden gar nicht berührte.

Von unten . »Ich hab ein schlechtes Gefühl«, sagte Achmed zögernd und so leise, dass Homer ihn gerade noch hören konnte. »Es ist nicht die richtige Zeit, um hier zu sein. Du kannst mir glauben, ich bin schon so oft mit'ner Karawane unterwegs gewesen. An der Nagornaja braut sich was zusammen.«

Die kleinen Räuberbanden, die sich nach einem Überfall möglichst weit von der Ringlinie zurückzogen, um an irgendeiner dunklen Station Rast zu machen, wagten es schon lange nicht mehr, sich den Karawanen der Sewastopolskaja zu nähern. Sobald sie das gleichmäßige Donnern der beschlagenen Stiefel hörten, das die Ankunft schwerer Infanterie ankündigte, suchten sie eilig das Weite.

Nein, nicht wegen der Räuberbanden und auch nicht wegen der Aasfresser vom Nachimowski prospekt waren diese Karawanen immer so gut geschützt. Ihre knochenharte Ausbildung, absolute Furchtlosigkeit, ihre Fähigkeit, sich in Sekundenschnelle zu einer stählernen Faust zusammenzuschließen und jegliche Gefahrenquelle mit einem Kugelhagel zu vernichten, all das hätte die Konvois der Sewastopolskaja zu den unangefochtenen Herren über sämtliche Tunnel bis hin zur Serpuchowskaja machen können - wenn da nicht die Nagornaja gewesen wäre.

Die Schrecken des Nachimowski lagen hinter ihnen, doch weder Homer noch Achmed verspürten auch nur einen Moment so etwas wie Erleichterung. Die unscheinbare, ja unansehnliche Nagornaja war schon für viele Reisende, die ihr nicht mit der nötigen Vorsicht begegnet waren, zur

Endstation geworden. Jene armen Kerle, die zufällig zur benachbarten Nagatinskaja gelangten, hielten sich möglichst weit entfernt vom gierigen Schlund des südlichen, zur Nagornaja führenden Tunnels. Als ob sie das schützte. Als wäre das, was aus diesem Tunnel herauskroch, um Beute zu machen, zu träge, um noch ein wenig weiter zu kriechen und sich ein Opfer nach seinem Geschmack auszusuchen.

Sobald man die Nagornaja betrat, konnte man sich nur auf sein Glück verlassen, denn Gesetzmäßigkeiten kannte diese Station nicht. Mal ließ sie einen schweigend passieren, und die Reisenden betrachteten mit Schauern die blutigen Abdrücke an den Wänden und gerieften Säulen, die die Vermutung nahelegten, dass jemand in letzter Verzweiflung versucht hatte, daran hochzuklettern. Doch nur wenige Minuten später konnte die Station der nächsten Gruppe einen solchen Empfang bereiten, dass der Verlust der halben Mannschaft den Überlebenden wie ein Sieg vorkam.

Sie war unersättlich. Sie begünstigte niemanden. Sie ließ sich nicht erforschen. Für die Bewohner der benachbarten Stationen verkörperte die Nagornaja die Willkür des Schicksals. Sie war die schwerste Hürde für alle, die sich auf den Weg vom Ring zur Sewastopolskaja machten und umgekehrt.

»So viele Vermisste . Das kann nicht die Nagornaja allein gewesen sein.« Achmed war abergläubisch, wie viele Bewohner der Sewastopolskaja, und deshalb sprach er von der Station wie von einem Lebewesen.

Homer wusste, was Achmed meinte. Auch er hatte schon mehrfach darüber nachgedacht, ob es nicht die Nagornaja gewesen war, die die verschwundenen Karawanen sowie alle späteren Aufklärungstrupps verschlungen hatte. Er nickte, doch fügte er hinzu: »Wenn, ist sie hoffentlich daran ertickt.«

»Was sagst du da?«, zischte Achmed ihn böse an. Seine Hand zuckte vor Ärger,

als wolle er dem geschwätzigen Alten einen Stoß verpassen, doch er hielt sich zurück. »An dir wird sie sicher nicht erstickeln!«

Homer nahm die Beleidigung schweigend hin. Er glaubte nicht daran, dass die Nagornaja ihn gleichsam hören könnte und nun verärgert war. Zumindest nicht auf diese Entfernung .

Aberglauben, nichts als Aberglauben! Es war unmöglich, all die Götzen des Untergrunds zu zählen -irgendwem trat man immer auf den Schlips. Homer machte sich darüber längst keine Gedanken mehr, Achmed hingegen schien anderer Ansicht zu sein.

Er fischte eine Art Rosenkranz aus Makarow-Patronen aus seiner Jackentasche und begann die kleinen bleiernen Idole durch seine schmutzigen Finger gleiten zu lassen. Dazu bewegte er die Lippen in seiner Sprache - wahrscheinlich bat er die Nagornaja um Vergebung für Homers Sünden.

Hunter hatte mit seinem übernatürlichen Spürsinn etwas wahrgenommen. Er gab ihnen mit der Hand ein Zeichen, nahm das Tempo raus und ging elastisch in die Hocke.

»Dort ist Nebel«, murmelte er und sog mit der Nase die Luft ein. »Was ist das?«

Homer und Achmed tauschten Blicke. Beide wussten, was das bedeutete: Die Jagd war eröffnet. Jetzt würden sie enormes Glück brauchen, um die Nordgrenze der Nagornaja lebend zu erreichen.

»Wie soll ich dir das sagen?«, erwiderte Achmed unwillig. »Es ist ihr Atem.«

»Wessen Atem?«, erkundigte sich der Brigadier unbeeindruckt und setzte

seinen Rucksack ab, um aus seinem Arsenal das passende Kaliber herauszusuchen.

Achmed flüsterte: »Der Atem der Nagornaja.«

»Das werden wir ja sehen«, sagte Hunter und schnitt eine verächtliche

Grimasse. Homer kam es so vor, als sei das entstellte Gesicht des Brigadiers zum Leben erwacht; in Wahrheit war es reglos geblieben wie immer - nur das Licht war anders darauf gefallen.

Etwa hundert Meter weiter sahen es auch die beiden anderen: Ein schwerer, fahlweißer Dunst kroch ihnen am Boden entgegen, umspielte zunächst ihre Stiefel, wand sich dann um ihre Knie, füllte schließlich den Tunnel bis auf Gürtelhöhe. Es war, als stiegen sie allmählich hinab in ein geisterhaftes Meer, kalt und unfreundlich, als gingen sie mit jedem Schritt immer tiefer über einen schrägen Grund -bis sich das trübe Wasser irgendwann über ihren Köpfen schließen würde.

Man sah kaum noch etwas. Die Strahlen ihrer Lampen blieben in diesem seltsamen Nebel hängen wie Fliegen in einem Spinnennetz -hatten sie sich endlich ein paar Schritte vorausgekämpft, blieben sie schlaff in der Leere hängen, ermattet und ergeben. Geräusche drangen nur gedämpft zu den Männern, wie durch ein Daunenkissen, und jede Bewegung kostete ungeheuer viel Kraft, als ob sie nicht auf Schwellen gingen, sondern durch zähen Bodenschlamm waten.

Auch das Atmen fiel ihnen immer schwerer -nicht wegen der Feuchtigkeit, sondern wegen des ungewohnt bitteren Beigeschmacks, den die Luft hier hatte. Es kostete sie Überwindung, diese Luft einzuatmen -sie wurden das Gefühl nicht los, dass sie in Wirklichkeit den Atem eines riesigen, fremden Wesens in sich aufnahmen, das der Luft allen

Sauerstoff entzog und sie dafür mit seinen giftigen Ausdünstungen tränkte.

Homer zog sich für alle Fälle erneut die Atemmaske über. Hunter streifte ihn mit seinem Blick, fuhr mit einer Hand in seine leinene Schultertasche und setzte auf seine gewöhnliche Maske eine weitere, diesmal aus Gummi. Nur Achmed blieb weiter ohne Atemschutz.

Der Brigadier erstarrte und richtete sein zeretztes Ohr zur Nagornaja hin, doch die dichte weiße Trübe hinderte ihn daran, die Geräuschfetzen von der Station zu entschlüsseln, ein einheitliches Bild daraus zu erstellen. Es klang, als wäre nicht weit entfernt etwas Schweres auf den Boden gefallen, gefolgt von einem langgezogenen Stöhnen - in einer Tonlage, die zu niedrig war für einen Menschen, ja überhaupt für irgendein Lebewesen. Dann hörte man, wie etwas Eisernes hysterisch zu kreischen begann, als würde eine gewaltige Hand eines der dicken Rohre, die an der Wand entlangliefen, zu einem Knoten verbiegen.

Hunter zuckte mit dem Kopf, als wolle er irgendwelchen Schmutz abschütteln, und an die Stelle seiner kurzen Maschinenpistole trat nun eine Armee-Kalaschnikow mit Doppelmagazin und einem unter den Lauf montierten Granatwerfer. »Na endlich«, murmelte er.

Sie begriffen nicht gleich, dass sie die Station bereits betreten hatten; der Nebel an der Nagornaja war jetzt so dick wie Schweinemilch. Während Homer sich die Station durch die angelaufenen Gläser seiner Gasmaske besah, kam er sich vor wie ein Taucher, der an Bord eines untergegangenen Ozeandampfers geraten war.

Dazu passten die Prägereliefs an den Wänden, die gelegentlich für Sekunden erkennbar waren, ehe sich neue Nebelfetzen davor verdichteten: Es waren Seemöwen, die mit groben sowjetischen Schablonen in Metall gepresst worden waren. Sie erinnerten an Fossilienabdrücke in aufgebroche-

nem Gestein. Versteinerung, dachte Homer plötzlich, das Schicksal des Menschen und seiner Schöpfung. Doch wer wird uns jemals ausgraben?

Der Dunst um sie herum lebte, floss in verschiedene Richtungen, zuckte. Bisweilen tauchten darin dunkle Gerinnsel auf, zuerst ein verbeulter Waggon und eine rostige Aufsichtskabine, dann ein schuppiger Körper oder der Kopf eines mythischen Ungeheuers. Homer erschauerte bei dem Gedanken, wer in all den Jahrzehnten, die seit dem Tag des Zusammenbruchs vergangen waren, diese Mannschaftsräume besetzt oder die Kajüten der ersten Klasse inspiziert haben konnte. Er hatte schon viel darüber gehört, was an der Nagornaja vor sich ging, doch war er nie von Angesicht zu Angesicht gestanden mit.

»Da ist es! Rechts!«, brüllte Achmed und riss den Alten am Ärmel. Aus seinem selbstgebauten Schalldämpfer ertönte ein dumpfer Schuss.

Homer wirbelte mit einer Schnelligkeit herum, die man seinem rheumatischen Körper nicht zugetraut hätte, doch sein unscharfer Lichtstrahl beleuchtete nur ein Stück einer gerippten, metallverkleideten Säule.

»Hinten! Da, hinten!« Achmed gab eine weitere Salve ab. Seine Kugeln zerstückelten jedoch nur die Reste jener Marmorplatten, die einst die Wände der Station geziert hatten. Was immer er in dem verschwommenen Dämmerlicht erblickt hatte, es hatte sich erneut darin aufgelöst, offenbar unversehrt.

Er hat zu viel von dem Zeug eingeatmet, dachte Homer. Doch da fing er im äußersten Augenwinkel etwas ein . etwas Gigantisches, das sich gebückt bewegte, denn die vier Meter hohe Stationsdecke war zu niedrig, und das trotz seiner riesenhaften Größe unvorstellbar wendig war. Nur kurz tauchte es an der Grenze zur Sichtbarkeit aus dem Nebel

auf und verschwand wieder darin, noch bevor der Alte sein Sturmgewehr darauf richten konnte.

Homer blickte sich verzweifelt nach dem Brigadier um.

Dieser war nirgends zu sehen.

»Es ...es geht schon. Hab keine Angst.« Immer wieder pausierend und Atem schöpfend versuchte ihr Vater sie zu beruhigen. »Weißt du, es gibt Menschen in der Metro, die sind noch viel schlimmer dran.« Er versuchte zu lächeln, doch heraus kam eine fürchterliche Grimasse, als ob sein Unterkiefer vom Schädel abgefallen wäre.

Sascha lächelte zurück, aber über ihre spitze, rußverschmierte Wange kroch ein salziger Tautropfen. Wenigstens war Vater wieder zu sich gekommen, nach einigen langen Stunden - Zeit genug für sie, über alles nachzudenken.

»Diesmal habe ich gar nichts gefunden«, krächzte er. »Verzeih! Am Ende bin ich noch zu den Garagen gegangen. Es war weiter, als ich dachte. Aber eine unversehrte habe ich dort entdeckt. Das Schloss aus rostfreiem Stahl, sogar geölt. Aufbrechen ging nicht, also hab ich eine Sprengkapsel befestigt, die letzte. Ich dachte, vielleicht ist ein Auto drin, Ersatzteile und so. Ich ließ die Ladung hochgehen, ging rein: leer. Überhaupt nichts. Warum hatten sie es dann abgeschlossen, die Mistkerle? Der ganze Lärm - ich betete, dass mich niemand gehört hatte. Aber als ich aus der Garage rauskam, waren überall diese Köter. Ich dachte, das war's . Das war's.« Er schloss die Lider und verstummte.

Beunruhigt nahm Sascha seine Hand, doch er schüttelte unmerklich den Kopf, ohne die Augen zu öffnen: Hab keine Angst, alles ist gut. Er hatte nicht einmal mehr die Kraft zu sprechen, dabei wollte er ihr alles berichten. Er musste ihr unbedingt erklären, warum er mit leeren Händen zurückgekommen war, warum sie nun eine Woche lang, bis er wieder auf den Beinen war, darben mussten. Doch noch ehe er dazu kam, war er in tiefen Schlaf gesunken.

Sascha überprüfte den Verband an seinem aufgerissenen Unterschenkel, nass von schwarzem Blut, und legte eine frische Kompressse darauf. Sie richtete sich auf, ging zu dem Rattenkäfig und öffnete die kleine Tür. Das Tier lugte misstrauisch heraus, schien sich zuerst verstecken zu wollen, doch dann tat es Sascha den Gefallen und sprang auf den Bahnsteig, um sich die Pfoten zu vertreten. Auf das Gespür einer Ratte konnte man sich verlassen: In den Tunneln lauerte keine Gefahr. Beruhigt kehrte die junge Frau zu der Liege zurück.

»Natürlich wirst du wieder gesund. Du wirst wieder gehen«, flüsterte sie ihrem Vater zu. »Und du wirst eine Garage finden, mit einem heilen Auto darin. Und wir werden uns gemeinsam hineinsetzen und weit weg von hier fahren. Zehn, vielleicht fünfzehn Stationen weit. Dorthin, wo man uns nicht kennt, wo wir fremd sind. Wo uns niemand hasen wird. Wenn es einen solchen Ort überhaupt gibt.«

Nun war sie es, die ihm das Zaubermärchen erzählte, das sie so oft von ihm gehört hatte. Sie wiederholte es Wort für Wort, und jetzt, da sie dieses alte Mantra ihres Vaters selbst aussprach, glaubte sie noch hundertmal mehr daran. Sie würde ihn pflegen, ihn heilen. Irgendwo auf dieser Welt musste es doch einen Ort geben, an dem sie den anderen völlig egal waren.

Einen Ort, an dem sie glücklich sein konnten.

»Da ist es doch! Da! Es sieht mich an!«

Achmed kreischte, als hätte es ihn bereits gepackt. So hatte er noch nie geschrien. Wieder ging sein Sturmgewehr los, dann blieb es plötzlich stecken. Von Achmeds Gelassenheit war nichts mehr übrig: Zitternd versuchte er ein neues Magazin in die Nut zu stecken.

»Es hat es auf mich abgesehen. Auf mich.«

Plötzlich hörte man unweit das Rattern eines zweiten Automatikgewehrs. Dann schwieg es eine Sekunde lang und

ging erneut los, diesmal kaum hörbar, mit abgehackten Salven zu je drei Schuss. Hunter lebte also noch, es gab noch Hoffnung. Das Knallen entfernte sich, dann kam es wieder näher, doch war es unmöglich zu sagen, ob die Kugeln ihr Ziel fanden. Homer erwartete das wütende Brüllen eines verletzten Monsters zu hören, doch die Station hüllte sich in unheimliches Schweigen; ihre rätselhaften Bewohner hatten entweder keine Körper oder waren unverletzlich.

Der Brigadier setzte jetzt seinen seltsamen Kampf am anderen Ende des Bahnsteigs fort -immer wieder flammte von dort die gepunktete Leuchtspur glühender Geschosse auf und erlosch sogleich wieder. Berauscht vom Nahkampf mit den Gespenstern hatte er seine Schützlinge im Stich gelassen.

Homer holte tief Luft und legte den Kopf zurück. Schon seit einigen langen Augenblicken empfand er dieses Verlangen, hatte er deutlich diesen kalten, schweren Blick gespürt -mit seiner Haut, seinem Scheitel, den Härchen in seinem Genick. Nun konnte er sich dieser Vorahnung nicht mehr widersetzen.

Direkt unter der Decke, weit über ihnen, schwebte in dem dicken Nebel ein Kopf, so riesig, dass Homer nicht gleich begriff, was er da vor sich sah. Der Rumpf des Riesen blieb im Dunkel der Station verborgen, und seine ungeheure Visage hing schwankend über den winzigen Menschlein, die sich mit ihren unnützen Waffen zu verteidigen versuchten. Er hatte es nicht eilig sie anzugreifen -er wollte ihnen noch eine kurze Gnadenfrist gewähren.

Stumm vor Grauen sank Homer auf die Knie. Das Gewehr glitt ihm aus der Hand und fiel klappernd auf die Gleise. Achmed brüllte wie am Spieß. Ohne Hast begann sich die Kreatur vorwärtszubewegen, und den gesamten sichtbaren Raum vor ihnen füllte ein dunkler Körper, riesig wie ein Fels. Homer schloss die Augen, machte sich bereit,

nahm Abschied. Nur eines ging ihm dabei durch den Kopf, nur ein bedauernder, bitterer Gedanke bohrte sich in sein Bewusstsein: Ich habe es nicht geschafft.

Doch da spie Hunters Granatwerfer eine Flamme aus, die Druckwelle betäubte ihre Ohren, hinterließ ein andauerndes dünnes Pfeifen, während Fetzen verbrannten Fleisches herabflogen. Achmed kam als Erster wieder zu sich, riss Homer am Kragen, stellte ihn auf die Füße und zerrte ihn hinter sich her.

Sie rannten, stolperten über Schwellen, rappelten sich wieder auf, ohne den Schmerz zu spüren. Sie hielten einander fest, denn in der weißlichen Suppe sah man nicht einmal die Hand vor Augen. Sie rannten, als drohe ihnen nicht nur der Tod, sondern etwas noch viel Schrecklicheres: die endgültige, unumkehrbare Entkörperung, die absolute, sowohl physische als auch seelische Vernichtung.

Unsichtbar und kaum hörbar, doch nur einen Schritt weit zurück, folgten ihnen die Dämonen, begleiteten sie, griffen sie jedoch nicht an. Sie schienen mit ihnen zu spielen, indem sie ihnen die Illusion einer Rettung gestatteten.

Dann erblickten die beiden Männer anstelle der zersplitterten Marmorwände plötzlich Tunnelsegmente. Sie hatten es aus der Nagornaja geschafft! Die Wächter der Station fielen zurück, als wären sie an Ketten festgemacht, die nun bis zum Äußersten gespannt waren. Doch es war zu früh, um stehen zu bleiben. Achmed lief voraus, tastete sich mit den Händen an den Wandrohren entlang und trieb den Alten an, der stolperte und sich immer wieder hinsetzen wollte.

»Was ist mit dem Brigadier?«, krächzte Homer, nachdem er sich im Gehen die stickige Gasmaske vom Gesicht gerissen hatte.

»Sobald der Nebel zu Ende ist, bleiben wir stehen und warten. Das muss schon sehr bald sein, vielleicht noch zweihundert Meter. Aus dem Nebel raus. Vor allem aus

dem Nebel raus«, wiederholte Achmed beschwörend. »Ich zähle die Schritte.«

Doch weder nach zweihundert noch nach dreihundert Schritten schien sich der Dunst um sie herum aufzulösen. Was, dachte Homer, wenn er sich bis zur Nagatinskaja ausgebreitet hat? Was, wenn bereits die Tulsckaja und der Nachimowski von ihm verschlungen worden sind?

»Das kann nicht sein. Es muss. Nur noch ganz wenig.«, murmelte Achmed zum hundertsten Mal und erstarrte plötzlich an Ort und Stelle.

Homer stieß von hinten gegen ihn, und beide landeten auf dem Boden.

»Die Wand ist zu Ende.« Achmed strich verdattert über die Schwellen, die Gleise, den feuchten Betonboden, als fürchtete er, die Erde würde gleich ebenso verräterisch unter seinen Füßen verschwinden.

»Da ist sie doch, was hast du denn?« Homer hatte die Schräge eines Tunnelsegments ertastet, hielt sich daran fest und stand vorsichtig auf.

»Entschuldige.« Achmed dachte schweigend nach. »Weißt du, an der Station dort. Ich dachte, ich würde sie nie mehr verlassen. So wie es mich angeblickt hat. Mich, verstehst du? Es hatte beschlossen, mich zu nehmen. Ich dachte, ich bleibe für immer dort. Und bekomme nie ein anständiges Begräbnis.« Er sprach langsam, offenbar schämte er sich seines Geheuls, das ihm weibisch vorkam, und versuchte es zu rechtfertigen, obwohl er wusste, dass es keiner Rechtfertigung bedurfte.

Homer schüttelte den Kopf. »Lass gut sein, ich hab mir selber in die Hosen gemacht. Was soll's? Gehen wir, jetzt kann es wirklich nicht mehr weit sein.«

Die Hetzjagd war vorbei, sie konnten Atem schöpfen - sie hätten auch nicht mehr laufen können. Also gingen sie langsam weiter, sich nach wie vor halb blind an der Wand

entlangtastend, Schritt für Schritt auf die Erlösung zu. Das Schlimmste lag hinter ihnen, und obwohl sich der Nebel noch immer nicht auflöste, würde die gierige Zugluft des Tunnels früher oder später nach ihm greifen, ihn in Fetzen reißen und durch die Luftschächte fortschleppen. Bald würden sie zu anderen Menschen gelangen und dort auf ihren Offizier warten.

Es geschah sogar noch früher, als sie gehofft hatten. Ob sich Zeit und Raum in dem Nebel gekrümmt hatten? Eine Eisentreppe kroch die Wand entlang - dort ging es zum Bahnsteig hinauf -, der runde Querschnitt des Tunnels wurde zu einem rechteckigen, und neben dem Gleis war die Einbuchtung zu erkennen, die einst so manchem Passagier, der auf die Gleise gestürzt war, das Leben gerettet hatte.

»Sieh mal«, flüsterte Homer. »Das sieht doch aus wie eine Station? Eine Station!«

»He! Ist jemand hier?«, schrie Achmed aus Leibeskräften. »Brüder! Ist da wer?« Ein sinnloses, triumphierendes Lachen durchfuhr ihn.

Das vergilbte, erschöpfte Licht ihrer Lampen offenbarte in der trüben Dunkelheit Wandplatten aus Marmor, an denen die Zeit und die Menschen nicht spurlos vorübergegangen waren. Keines der farbigen Mosaiken, die der Stolz der Nagatinskaja gewesen waren, war erhalten geblieben. Und was war mit der Marmorverkleidung der Säulen passiert? Sollte etwa.

Obwohl Achmed keine Antwort erhielt, fuhr er unverdrossen fort zu rufen und zu lachen: Klar, sie hatten Angst vor dem Nebel gehabt und waren wie die Irren davongelaufen, aber das kümmerte ihn jetzt nicht mehr. Homer suchte dagegen unruhig nach etwas an der Wand, fuhr mit dem immer schwächer werdenden Lichtstrahl darüber. Sein Verdacht ließ ihn frösteln.

Endlich fand er sie: eiserne Buchstaben, in den geborstenen Marmor geschraubt.

NAGORNAJA.

Man kehrt nie zufällig an den gleichen Ort zurück.

Das hatte ihr Vater immer gesagt. Man kehrt zurück, um etwas zu ändern, etwas wiedergutzumachen. Manchmal packt uns der Herr selbst am Kragen und bringt uns zurück an jenen Ort, wo er uns zuletzt aus den Augen verloren hat. Das tut er entweder, um sein Urteil an uns zu vollstrecken - oder um uns eine zweite Chance zu geben.

Deshalb, hatte ihr Vater ihr erklärt, würde er niemals aus der Verbannung an ihre Heimatstation zurückkehren können. Er hatte keine Kraft mehr, um zu rächen, zu kämpfen, zu beweisen. Und es verlangte ihn schon längst nicht mehr nach Sühne. Es war eine alte Geschichte, die ihn sein damaliges, ja fast sein ganzes Leben gekostet hatte. Doch er war überzeugt, dass jeder bekommen hatte, was er verdiente.

Nun lebten sie im ewigen Exil, denn Saschas Vater hatte nichts wiedergutzumachen, und der Herr schaute an dieser Station nicht vorbei.

Der Plan zu ihrer Rettung, nämlich an der Oberfläche ein Auto zu finden, das in all den Jahrzehnten noch nicht verrottet war, es zu reparieren, aufzutanken und sich aus dem Teufelskreis zu befreien, den das Schicksal ihnen vorgezeichnet hatte, dieser Plan war schon lange zu einer Gutenachtgeschichte verkommen.

Für Sascha gab es jedoch noch einen anderen Weg zurück in die Große Metro.

Wenn sie an bestimmten Tagen zur Brücke ging, um halbwegs reparierte Geräte, alte Schmuckstücke oder schimmelige Bücher gegen Nahrung und ein paar Patronen einzutauschen, kam es vor, dass die Händler ihr weit mehr anboten.

Sie beleuchteten dann ihre etwas kantige, jugenhafte Gestalt mit dem Scheinwerfer der Draisine, zwinkerten sich gegenseitig zu, schnalzten mit der Zunge, riefen sie zu sich und versprachen ihr alles Mögliche. Das Mädchen machte einen wilden Eindruck. Schweigend und misstrauisch blickte es sie an, angespannt, hinter dem Rücken eine Klinge verborgen. Der weite Männer-Overall konnte ihre Körperformen nicht verbergen. Schmutz und Maschinenöl in ihrem Gesicht ließen die blauen Augen noch heller leuchten, so hell, dass einige den Blick abwandten. Blonde Haare, ungeschickt geschnitten mit ebenjenem Messer, das sie in der rechten Hand hielt, bedeckten gerade noch die Ohren. Ihre wund gebissenen Lippen lächelten nie.

Die Männer auf der Draisine begriffen schnell, dass man diesen Wolf nicht mit Brosamen würde zähmen können, und so köderten sie sie mit der Freiheit. Sie antwortete ihnen nie. Deshalb hielt man sie für stumm - was die Sache sogar noch einfacher machte. Doch eines wusste Sascha genau: Worauf auch immer sie sich einließ, sie würde niemals zwei Plätze auf der Draisine kaufen können. Mit ihrem Vater hatten diese Leute zu viele Rechnungen offen, die sie nicht würde begleichen können.

Wie sie so vor ihr standen, gesichtslos und durch ihre schwarzen Armee-Gasmasken näselnd, waren sie mehr als nur Feinde für sie. Sie fand an ihnen nichts Menschliches, nichts, wovon sie hätte träumen können -nicht einmal nachts, im Schlaf.

Also legte sie einfach die Telefone, Bügeleisen und Tee-kocher auf die Schwellen, trat zehn Schritt zurück und wartete, bis die Händler die Waren eingesammelt hatten. Dann warfen diese ihr ein paar Pakete mit gedörrtem Schweinefleisch hin und verstreuten eine Handvoll Patronen auf den Gleisen - damit sie zusehen konnten, wie sie umherkroch, um sie aufzusammeln. Und dann legte die Draisine lang-

sam ab und verschwand wieder in der echten Welt. Sascha drehte sich um und ging nach Hause, wo ein Berg aus kaputten Geräten, ein Schraubenzieher, eine Lötlampe und ein altes, zur Dynamomaschine umgebautes Fahrrad auf sie warteten. Sie schwang sich auf den Sattel, schloss die Augen und fuhr weit, weit weg. Beinahe vergaß sie, dass sie gar nicht vom Fleck kam. Und die Tatsache, dass sie die Begnadigung abgelehnt hatte, gab ihr nur noch mehr Kraft.

Was zum Teufel? Warum waren sie erneut hier gelandet? Homer versuchte fieberhaft eine Erklärung für das Geschehene zu finden.

Plötzlich verstummte Achmed; er hatte erblickt, wohin Homer mit seiner Lampe leuchtete. »Sie lässt mich nicht fort.«, murmelte er tonlos, fast unhörbar.

Der Dunst um sie herum verdichtete sich so sehr, dass sie einander kaum sahen. Ohne Menschen war die Nagornaja gleichsam in einen Dornröschenschlaf gefallen. Doch nun erwachte sie zu neuem Leben: Die schwere Luft reagierte auf ihre Worte mit unmerklichen Schwankungen, undeutliche Schatten regten sich in der Tiefe. Und keine Spur von Hunter. Ein Wesen aus Fleisch und Blut kann den Kampf gegen Phantome nicht gewinnen; sobald die Station genug gespielt hatte, umschlang sie es mit ihrem ätzenden Atem und verdaute es bei lebendigem Leibe.

»Geh«, presste Achmed hervor. »Sie will mich. Du kannst das nicht wissen. Du bist zu selten hier.«

»Hör auf mit dem Quatsch!«, bellte ihn Homer an, überrascht von der eigenen Lautstärke. »Wir haben uns nur im Nebel verirrt. Gehen wir zurück!«

»Wir können nicht weg. Du kannst laufen so viel du willst, du wirst immer hierher zurückkehren, wenn du bei mir bleibst. Allein kommst du durch. Geh, ich bitte dich.«

»Schluss jetzt!« Homer packte Achmeds Hand und zog ihn hinter sich her zum Tunnel. »In einer Stunde wirst du mir auf Knien danken!«

»Richte meiner Frau aus.«

Eine unglaubliche, ungeheuerliche Kraft entriss Achmeds Hand Homers Griff - nach oben, in den Nebel, ins Nichts. Er schaffte es nicht einmal mehr zu schreien, sondern verschwand einfach, als wäre er von einem Augenblick zum anderen in einzelne Atome zerfallen, als hätte er nie existiert.

Dafür brüllte Homer los, drehte sich wie ein Irrer um die eigene Achse und vergeudete seine wertvollen Patronen Magazin für Magazin.

Und dann spürte er plötzlich einen heftigen Schlag im Genick, wie ihn nur einer dieser Dämonen austeilen konnte, und das Universum fiel in sich zusammen.

5

ERINNERUNGEN

Sascha lief zum Fenster und stieß die Läden auf. Frische Luft und sanftes Licht drangen herein. Die Fensterbank aus Holzbrettern hing direkt über einem Abgrund, aus dem ein sanfter Morgennebel aufstieg. Mit den ersten Sonnenstrahlen würde sich dieser auflösen, und dann würde sie aus ihrem Fenster nicht nur die Schlucht, sondern auch die kiefernbewachsenen Ausläufer in der Ferne und die grünen Wiesen dazwischen erblicken, die im Tal verstreuten, streichholzschachtelgroßen Häuser und die hülsenförmigen Glockentürme.

Der frühe Morgen war ihre Zeit. Sie spürte den nahenden Sonnenaufgang und stand eine halbe Stunde vorher auf, um noch rechtzeitig auf den Berg zu kommen. Hinter der kleinen, einfachen, aber blitzblank geputzten, warmen und

wohnlischen Hütte wand sich ein felsiger Pfad den Hang hinauf, gesäumt von hellgelben Blumen. Das lockere Gestein bröckelte unter den Füßen, und es kam vor, dass Sascha in den wenigen Minuten bis zum Gipfel mehrmals ausrutschte und sich dabei die Knie aufschürfte.

Nachdenklich wischte Sascha mit dem Ärmel über die Fensterbank, die noch feucht war vom Atem der Nacht. Sie hatte von etwas Düsterem, Unheilvollem geträumt, das ihr jetziges, sorgloses Leben durchkreuzte, doch die Reste dieser unruhigen Visionen lösten sich sogleich auf, als der kühle Wind leicht über ihre Haut zu streichen begann. Jetzt hatte sie keine Lust mehr, darüber nachzudenken, was sie im Traum so sehr bedrückt hatte. Sie musste sich sputen, um rechtzeitig auf den Gipfel zu kommen, die Sonne zu begrüßen und dann, den Pfad hinunterrutschend, zurückzueilen, das Frühstück zu machen, ihren Vater zu wecken und ihm etwas Proviant einzupacken.

Dann würde Sascha den ganzen Tag, während er auf der Jagd war, sich selbst überlassen sein und bis zum Abendessen die schwerfälligen Libellen und fliegenden Kakerlaken zwischen den Wiesenblumen jagen, deren Blüten so gelb waren wie die Linkrusta-Tapeten in den Zügen.

Auf Zehenspitzen schlich sie über die knarrenden Dielen, öffnete die Tür ein wenig und lachte leise vor sich hin.

Es war einige Jahre her, seit Saschas Vater zuletzt ein so glückliches Lächeln auf dem Gesicht seiner Tochter gesehen hatte. Er wollte sie auf keinen Fall wecken. Sein Fuß war angeschwollen und taub, die Blutung wollte einfach nicht aufhören. Man sagte, dass der Biss eines streunenden Hundes nie heilt.

Sollte er sie rufen? Aber er war mehr als vierundzwanzig Stunden nicht zu Hause gewesen, denn bevor er zu den Garagen aufgebrochen war, hatte er einen Plattenbau -einen »Termitenhügel«, wie sie es nannten, zwei Blöcke von der

Station entfernt - aufgesucht, war bis in den fünfzehnten Stock hinaufgeklettert und hatte dort für eine Weile das Bewusstsein verloren. Die ganze Zeit über hatte Sascha bestimmt kein Auge zugetan - seine Tochter schlief nie, wenn er auf einem Streifzug war. Soll sie sich ausruhen, dachte er. Die lügen doch alle. Mir passiert schon nichts.

Zu gerne hätte er gewusst, was sie gerade träumte. Er selbst konnte nicht einmal im Traum abschalten. Nur selten entließ ihn sein Unbewusstes für ein paar Stunden auf Freigang in die unbeschwerte Jugend; für gewöhnlich jedoch wanderte er selbst im Schlaf zwischen den bekannten toten Häusern mit ihrem ausgekratzten Inneren umher, und ein guter Traum war einer, in dem er eine unversehrte Wohnung fand, voller wundersam erhalten gebliebener Gerätschaften und Bücher.

Jedesmal, wenn er einschlief, hoffte er in die Vergangenheit zu gelangen. In jene Zeit, als er gerade Saschas Mutter kennengelernt hatte. Als er bereits mit zwanzig die Garnison der Station befehligte. Damals hielten die Bewohner die Metro für eine provisorische Bleibe und empfanden ihre Station noch nicht als kollektive Baracke für die Zwangsarbeit untertage, wo sie eine lebenslange Haftstrafe absaßen.

Stattdessen jedoch landete er in der jüngeren Vergangenheit. Und zwar mitten in jenen Ereignissen, die sich vor fünf Jahren zugetragen hatten. An einem Tag, der sein Schicksal und, was noch viel schlimmer war, das Schicksal seiner Tochter bestimmen sollte .

Er stand wieder da, an der Spitze seiner Kämpfer. Er hielt eine Kalaschnikow schussbereit - mit der Makarow, die ihm als Offizier zustand, hätte er sich jetzt nur noch eine Kugel in den Kopf jagen können. Außer den zwei Dutzend MP-Schützen hinter ihm gab es an der Station keinen einzigen Menschen mehr, der ihm treu war.

Die Menge tobte, schwoll an, rüttelte mit Dutzenden von Händen an der Abspernung. Das anfangs chaotische Stimmengewirr ging allmählich, wie von einem unsichtbaren Dirigierstab geleitet, in einen rhythmischen Chor über. Noch forderten sie nur seinen Rücktritt, doch es würde nicht mehr lange dauern, und sie würden seinen Kopf wollen.

Dies war keine spontane Demonstration. Hier waren Provokateure von außen am Werk. Er hätte versuchen können, sie zu identifizieren und einzeln zu liquidieren - doch jetzt war es bereits zu spät dafür. Wenn er den Aufstand noch verhindern und an der Macht bleiben wollte, blieb ihm nur eines: das Feuer auf die Menge zu eröffnen. Dafür war es noch nicht zu spät.

Seine Finger klammerten sich um einen unsichtbaren Griff, die Pupillen unter den geschwellenen Lidern zuckten unruhig hin und her, die Lippen bewegten sich, formten unhörbare Befehle. Die schwarze Lache, in der er lag, wurde mit jeder Minute breiter. Und je mehr sie zunahm, desto mehr wich das Leben aus ihm.

»Wo sind sie?«

Etwas riss Homer aus dem dunklen See der Bewusstlosigkeit heraus. Er schüttelte sich wie ein Barsch am Angelhaken, keuchte krampfhaft, starrte den Brigadier mit irrem Blick an. Noch immer türmten sich diese düsteren, zyklopenartigen Kolosse über ihm - die Wächter der Nagornaja - und streckten ihre langen, vielgliedrigen Finger nach ihm aus; ohne Mühe würden sie ihm die Beine ausreißen oder die Rippen eindrücken. Sie umgaben Homer jedes Mal, wenn er die Augen schloss, und lösten sich nur langsam, ja unwillig wieder auf, wenn er sie öffnete.

Er versuchte aufzuspringen, doch die fremde Hand, die seine Schulter eben noch leicht gedrückt hatte, packte wieder zu wie jener stählerne Haken, der ihn aus dem Alptraum gezogen hatte. Allmählich atmete er ruhiger und konzent-

rierte sich auf das zerfurchte Gesicht, die dunklen, wie Maschinenöl glänzenden Augen. Hunter! Lebte er? Homer drehte vorsichtig den Kopf nach links, dann nach rechts: Befanden sie sich etwa noch immer an der verhexten Station?

Nein, dies war ein leerer, sauberer Tunnel. Der Nebel, der die Zugänge zur Nagornaja verhüllt hatte, war hier kaum noch zu sehen. Hunter musste ihn mindestens einen halben Kilometer weit getragen haben. Beruhigt sank Homer in sich zusammen. Doch zur Sicherheit fragte er noch einmal: »Wo sind sie?«

»Hier ist niemand. Du bist in Sicherheit.«

»Diese Wesen . haben sie mich betäubt?« Homer runzelte die Stirn und rieb sich über die brennende Schwellung am Hinterkopf.

»Das war ich. Ich musste dich niederschlagen, anders hätte ich deine Panik nicht in den Griff bekommen. Du hättest mich verletzen können.«

Endlich löste Hunter seinen schraubstockartigen Griff, richtete sich steif auf und ließ die Hand über den breiten Offiziersgürtel gleiten, an der das Halfter mit der Stetschkin hing. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich ein Lederetui mit schwer definierbarer Funktion. Der Brigadier öffnete den Knopf und zog eine flache Messingflasche hervor. Er schüttelte sie, schraubte den Verschluss auf und nahm einen großen Schluck, ohne Homer etwas anzubieten. Wie er dabei kurz die Augen zusammenkniff, durchfuhr den Alten ein kalter Schauer: Das linke Auge des Brigadiers hatte sich nicht ganz geschlossen.

»Wo ist Achmed? Was ist mit ihm?« Homer musste an die Ereignisse denken, und wieder schauderte ihn.

»Er ist tot.« Die Antwort des Brigadiers klang gleichgültig.

»Tot«, echote der Alte mechanisch.

In jenem Moment, als das Monster ihm die Hand seines Kameraden entriss, hatte er begriffen: Aus diesen Klauen konnte sich kein lebendes Wesen befreien. Homer hatte einfach Glück gehabt, dass die Nagornaja nicht ihn ausgewählt hatte. Der Alte blickte sich noch einmal um. Er konnte es noch immer nicht glauben, dass Achmed für immer verschwunden war. Er starrte auf seine Hand - sie war zerkratzt und blutig. Er hatte ihn nicht festhalten können. Seine Kraft hatte nicht gereicht.

»Achmed wusste, dass er sterben würde«, sagte er leise. »Warum haben sie ausgerechnet ihn genommen, nicht mich?«

»Es war noch viel Leben in ihm«, erwiderte der Brigadier. »Sie ernähren sich von menschlichem Leben.«

Homer schüttelte den Kopf. »Das ist ungerecht. Er hat kleine Kinder. So viele Dinge, die ihn hier halten. Na ja, hielten. Ich dagegen bin doch ewig auf der Suche.«

»Würdest du Moos fressen wollen?«, unterbrach ihn Hunter und beendete das Gespräch, indem er Homer mit einem Schwung auf die Füße stellte. »Los, weiter. Wir sind spät dran.«

Während er Hunter hinterherlief, dessen Schritt allmählich in einen Trab überging, zerbrach sich Homer den Kopf, warum Achmed und er wieder bei der Nagornaja angelangt waren. Wie eine fleischfressende Orchidee hatte die Station mit ihren Miasmen ihre Sinne verwirrt und sie zu sich zurückgelockt. Aber sie waren doch kein einziges Mal umgekehrt, dessen war sich Homer absolut sicher. Schon begann er selbst an die Krümmung des Raumes zu glauben, von der er seinen leichtgläubigen Wachkameraden so gerne erzählte, dabei war die Lösung viel einfacher. Er blieb stehen und schlug sich an die Stirn: das Verbindungsgleis! Einige Hundert Meter hinter der Nagornaja gab es zwischen dem linken und dem rechten Tunnel eine eingleisige Abzwei-

gung als Wendemöglichkeit für die Züge. Sie bog im spitzen Winkel ab, und deshalb waren sie, blind der Wand folgend, zuerst auf das Parallelgleis gelangt und dann, als die Wand plötzlich aufhörte, aus Versehen zurück zur Station gelaufen. Von wegen Zauberei!

Doch nun musste er noch etwas anderes klären. »Wartet!«, rief er Hunter zu.

Aber der marschierte wie taub voran, und der Alte musste schwer atmend einen Schritt zulegen. Als er den Brigadier eingeholt hatte, versuchte er ihm in die Augen zu sehen und stieß hervor: »Warum hast du uns im Stich gelassen?«

»Ich euch?«

Es lag ein spöttischer Unterton in Hunters emotionsloser, metallischer Stimme. Homer biss sich auf die Zunge. Stimmt, es waren ja Achmed und er gewesen, die von der Station geflüchtet waren und den Brigadier mit den Dämonen allein gelassen hatten.

Je mehr Homer darüber nachdachte, wie rasend und wie aussichtslos Hunter an der Nagornaja gekämpft hatte, desto mehr begriff er, dass die Bewohner dieser Station die Schlacht, die der Brigadier ihnen aufzwingen wollte, gar nicht angenommen hatten. Etwa aus Furcht? Oder hatten sie in ihm eine verwandte Seele erkannt?

Homer nahm seinen Mut zusammen - es blieb noch eine Frage, die schwerste von allen. »Dort an der Nagornaja . Warum haben sie dir nichts getan?«

Es vergingen einige Minuten; Homer wagte nicht nachzufragen. Dann gab Hunter, kaum hörbar, die kurze, mürri-sche Antwort: »Würdest du verdorbenes Fleisch essen?«

Die Schönheit wird die Welt erlösen, hatte ihr Vater immer im Scherz gesagt.

Sascha hatte jedes Mal hastig und mit rotem Gesicht das bemalte Teetütchen in die Brusttasche ihres Overalls gesteckt. Die kleine quadratische Plastikhülle, die noch immer

den leisen Hauch eines Grüntee-Aromas verströmte, war ihr größter Schatz. Und eine Erinnerung daran, dass das Universum sich nicht auf den Torso ihrer Station mit seinen vier Tunnelstümpfen beschränkte, vergraben in einer Tiefe von zwanzig Metern in der Friedhofsstadt Moskau. Diese Verpackung war eine Art magisches Portal, das Sascha über Jahrzehnte und Tausende Kilometer hinweg zu versetzen vermochte. Und sie war noch etwas anderes, unermesslich Wichtiges.

In dem feuchten Klima, das hier herrschte, zerfiel Papier in kürzester Zeit. Doch Fäulnis und Schimmel zerfraßen nicht nur Bücher und Zeitschriften -sie vernichteten die gesamte Vergangenheit. Ohne Bilder und Chroniken fing das ohnehin schon hinkende menschliche Gedächtnis an zu stolpern und lief in die Irre wie ein Mensch ohne Krücken.

Die Hülle des Teebeutels war jedoch aus einem Kunststoff, dem weder Schimmelpilze noch die Zeit etwas hatten anhaben können. Saschas Vater hatte ihr einmal gesagt, es würden Jahrtausende vergehen, bevor dieses Material anfang zu zerfallen. Also würden ihre Nachkommen diesen Beutel irgendwann ihren eigenen Kindern weitervererben, dachte sie.

Es war - wenn auch in Miniatur - ein echtes Bild. Ein goldener Rahmen, so strahlend wie an jenem Tag, als das Tütchen vom Fließband geglitten war, umgab eine Aussicht, die Sascha den Atem verschlug. Steil abfallende Felswände, versunken in träumerischem Dunst, ausladende Kiefern, die sich an die fast senkrechten Hänge klammerten, tosende Wasserfälle, die aus höchster Höhe in den Abgrund stürzten, ein purpurroter Schein, der den Sonnenaufgang ankündigte . In ihrem ganzen Leben hatte Sascha noch nichts Schöneres gesehen.

Sie konnte lange so dasitzen, mit dem Tütchen in der Hand, und es betrachten. Jener frühmorgendliche Dunst,

der die fernen Berge umhüllte, hielt ihren Blick magisch gefangen. Und obwohl sie alle Bücher, die ihr Vater von seinen Beutezügen mitbrachte, gierig verschlang, bevor sie sie verkaufte, reichten die dort gelesenen Worte nicht aus, um zu beschreiben, was sie empfand, wenn sie die zentimetergroßen Felswände anschaute und den Nadelgeruch der abgebildeten Kiefern einatmete. Es war die Realitätsferne dieser Welt, aus der ihre unwahrscheinliche Anziehungskraft erwuchs. Die süße Sehnsucht und ewige Erwartung dessen, was die Sonne als Erstes sehen würde. Das endlose Hin- und Herüberlegen, was sich bloß hinter dem Schild mit der Teemarke versteckte: Ein ungewöhnlicher Baum? Ein Adlerhorst? Ein gegen den Abhang geschmiegttes Häuschen, in dem sie mit ihrem Vater leben würde?

Er war es gewesen, der ihr, seiner noch nicht einmal fünfjährigen Tochter, das Tütchen mitgebracht hatte. Damals noch mit Inhalt, was eine große Seltenheit war. Er hatte sie mit echtem Tee überraschen wollen - und sie musste allen Mut zusammennehmen und trank ihn wie eine Medizin. Die Plastikhülle jedoch hatte sie von Anfang an seltsam fasziniert. Damals musste ihr Vater ihr erklären, was diese nicht gerade kunstvolle Illustration darstellte: eine konventionelle Berglandschaft in einer chinesischen Provinz, gerade gut genug für den Abdruck auf einer Teepackung. Doch noch zehn Jahre später betrachtete Sascha sie mit der gleichen Verzauberung wie an jenem Tag, als sie das Geschenk bekommen hatte.

Ihr Vater fand dagegen, dass das Tütchen für Sascha nur ein schäbiger Ersatz für eine ganze Welt war. Und jedes Mal, wenn sie in diese selige Trance verfiel und diese mehr schlecht als recht hingepinselte Fantasie betrachtete, empfand er das als unausgesprochenen Vorwurf für ihr verstümmeltes, blutleeres Leben. Stets versuchte er sich zurückzuhalten, doch ohne großen Erfolg. Mit kaum verhoh-

lenem Ärger fragte er sie dann zum hundertsten Mal, was sie bloß an dieser abgegriffenen Verpackung für ein Gramm Teekrümel so Großartiges finde.

Und zum hundertsten Mal ließ sie ihr kleines Meisterwerk hastig in der Tasche ihres Overalls verschwinden und antwortete verlegen: »Papa . Ich finde es so schön!«

Wäre Hunter nicht gewesen, der bis zur Nagatinskaja nicht eine Sekunde stehenblieb, Homer hätte für den Weg dreimal so lange gebraucht. Niemals.

Für den Transit durch die Nagornaja hatte die Gruppe einen grausamen Preis zahlen müssen, doch immerhin waren zwei von drei durchgekommen; und es hätten auch alle drei überleben können, wenn sie sich nicht im Nebel verirrt hätten. Der Tarif war allerdings nicht höher als gewöhnlich: Weder am Nachimowski prospekt noch an der Nagornaja waren ihnen Dinge zugestoßen, die dort noch nie vorgekommen waren.

Also lag es gar nicht an den Tunneln, die zur Tulsckaja führten? Jetzt waren sie völlig ruhig, doch es war eine unheilvolle, angespannte Stille. Sicher: Hunter konnte die Gefahr auf Hunderte von Metern spüren, selbst an einer ihm unbekannten Station hatte er im Voraus eine Ahnung, was ihn erwartete. Aber war es nicht auch möglich, dass ihn seine Intuition gerade hier verließ - wie es schon mindestens einem Dutzend erfahrener Kämpfer ergangen war?

Vielleicht barg ja die Nagatinskaja, auf die sie sich nun zubewegten, die Lösung des Geheimnisses. Nur mit Mühe hielt Homer seine Gedanken beisammen - das Lauftempo war zu schnell. Dennoch versuchte er sich vorzustellen, was sie an dieser Station erwartete, die er früher so geliebt hatte. Der alte Mythensammler stellte sich vor, dass an der Nagatinskaja die legendäre »Satanische Gesandtschaft« entstanden war oder dass ihre Bewohner von Ratten aufgefressen worden waren, die auf ihrer Nahrungssuche durch eigene,

für Menschen unzugängliche Tunnel durch das Metronetz migrierten.

Selbst wenn Homer allein unterwegs gewesen wäre - um nichts in der Welt wäre er umgekehrt. In all den Jahren an der Sewastopolskaja hatte er verlernt, den Tod zu fürchten. Und als er zu diesem Marsch aufgebrochen war, war ihm bewusst gewesen, dass es sein letztes Abenteuer werden konnte; er war bereit gewesen, die Zeit, die ihm noch blieb, dafür zu opfern.

Bereits eine halbe Stunde nach der Begegnung mit den Ungeheuern an der Nagornaja verblassten die Schrecken in seiner Erinnerung. Mehr noch, wie er nun in sich hineinhorchte, begann er auf dem Grund seiner Seele eine undeutliche, zaghafte Regung zu spüren: Irgendwo dort tief unten entstand -oder erwachte - das, worauf er so lange gewartet, wonach er sich so gesehnt hatte. Das, was er bei seinen gefährlichen Expeditionen gesucht hatte, da er es zu Hause nie hatte finden können.

Nun hatte er einen gewichtigen Grund, den Tod mit aller Kraft hinauszuzögern. Er konnte ihn sich erst erlauben, wenn er seine Arbeit erledigt hatte.

Der letzte Krieg war heftiger gewesen als alle vorherigen und hatte daher nur wenige Tage gedauert. Seit dem Zweiten Weltkrieg waren drei Generationen vergangen, die letzten Veteranen waren verstorben, und den Lebenden war die Angst vor dem Krieg unbekannt. Der kollektive Wahnsinn, der damals Millionen Menschen ihrer Menschlichkeit beraubt hatte, war wieder ein gewöhnliches politisches Instrument geworden.

Das fatale Spiel hatte sich mit jedem Tag mehr verselbstständigt, und am Ende blieb keine Zeit mehr, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Das Verbot, Atomsprengeköpfe einzusetzen, fiel im Eifer des Gefechts unter den Tisch: Im ersten Akt des Dramas hatte man das Gewehr an die Wand

gehängt, und im vorletzten wurde nun tatsächlich daraus geschossen. Und dabei spielte es keine Rolle, wer den Abzug zuerst betätigt hatte.

Alle großen Städte der Erde versanken gleichzeitig in Schutt und Asche. Auch die wenigen, die einen Raketen-schild hatten, gingen zugrunde; zwar blieben sie rein äußerlich fast unversehrt, aber Strahlung, chemische Kampfstoffe und biologische Waffen hatten den Großteil der Bevölkerung augenblicklich vernichtet. Die brüchige Funkverbindung, die einige Überlebende unterhielten, riss nach wenigen Jahren endgültig ab. Von nun an endete die Welt für die Bewohner der Metro an den Grenzstationen der erschlossenen Linien.

War die Erde zuvor bis in den letzten Winkel erforscht und besiedelt gewesen, so hatte sie sich nun wieder in jenen grenzenlosen Ozean aus Chaos und Vergessen verwandelt, als den man sie in der Antike wahrgenommen hatte. Und die winzigen Inseln der Zivilisation versanken eine nach der anderen in seiner Tiefe, denn ohne Öl und Strom verwilderte die Menschheit zusehends.

Eine Zeit des Unheils brach an.

Jahrhundertlang hatten Wissenschaftler versucht, das Gewebe der Geschichte aus Fetzen uralter Papyri und Pergamentrollen, aus zerstückelten Kodizes und Folianten vorsichtig wiederherzustellen. Mit der Erfindung der Typografie, dem Erscheinen der ersten Zeitungen hatten die Druckereien an diesem Stoff weitergewebt. In den Chroniken der letzten zwei Jahrhunderte schließlich gab

es kaum noch Lücken: So gut wie jede Geste, jeder Zwischenruf derer, die die Geschicke der Welt bestimmten, war sorgfältig dokumentiert worden.

Nun waren die Druckhäuser der ganzen Welt mit einem Schlag vernichtet worden - oder lagen verlassen da. Die Webstühle der Geschichte standen still. In einer Welt ohne

Zukunft brauchte sie kaum noch jemand. Die Fetzen des Gewebes hielt nur noch ein dünner Faden zusammen.

In den ersten Jahren nach der Katastrophe war Nikolai Iwanowitsch verzweifelt durch die überfüllten Stationen gestreift, um seine Familie zu finden. Längst hatte er alle Hoffnung aufgegeben, doch verwaist und verloren wie er war, irrte er weiter durch die Finsternis des Untergrunds, denn in dieser Art von Jenseits wusste er nichts mit sich anzufangen. Das Ariadneknäuel - der Sinn des Lebens -, das ihm den richtigen Weg durch das unendliche Labyrinth der Tunnel hätte zeigen können, war ihm aus der Hand gefallen.

In seiner Sehnsucht nach der alten Zeit begann er Zeitschriften zu sammeln, um sich erinnern, um träumen zu können. Und er durchforschte die Nachrichtenseiten und Zeitungskommentare, um herauszufinden, ob man die Apokalypse hätte verhindern können. Irgendwann begann er die Ereignisse an den Stationen, die er aufgesucht hatte, selbst in einer Art Nachrichtenstil aufzuschreiben.

Und so kam es, dass Nikolai Iwanowitsch anstelle des verlorenen Fadens einen neuen, den Faden aufnahm: Er beschloss, Chronist der Metro zu werden, Verfasser der jüngsten Geschichte, vom Ende der Welt bis zu seinem eigenen Ende. Sein ungeordnetes, zielloses Sammeln erhielt nun einen Sinn: das beschädigte Gewebe der Zeit in mühevoller Kleinarbeit zu restaurieren und von eigener Hand fortzuspinnen.

Die anderen hielten Nikolai Iwanowitschs Leidenschaft für harmlose Spinnerei. Bereitwillig opferte er seine Wegzehrung für alte Zeitungen und machte, wohin auch immer es ihn verschlug, aus seinem persönlichen Winkel ein wahres Archiv. Er meldete sich freiwillig zum Wachdienst, weil gerade dort, am Feuer bei Meter 300, wilde Kerle sich wie

kleine Jungs wüste Geschichten erzählten, aus denen er jedes noch so kleine Körnchen glaubwürdiger Information über die anderen Regionen der Metro herausfischte. Aus Myriarden von Gerüchten filterte er so die wahren Tatsachen heraus und hielt diese akkurat in seinen Schulheften fest.

Auch wenn ihm diese Arbeit Ablenkung verschaffte, wusste er doch stets um die Vergeblichkeit seines Tuns. Nach seinem Tod würden all die Berichte, die er sorgfältig im Herbarium seiner Hefte ablegte, mangels angemessener Pflege zu Staub zerfallen. Ab jenem Tag, an dem er nicht mehr vom Dienst zurückkommen würde, waren seine Zeitungen und Chroniken nur noch zum Feuermachen gut, und nicht einmal dafür würden sie lange herhalten.

Von dem vergilbten Papier würden Rauch und Asche bleiben, die Atome würden neue Verbindungen eingehen, neue Formen annehmen, kurz: das Materielle ließ sich kaum zerstören. Doch das, was er eigentlich zu bewahren hoffte, all das Unfassbare, Ephemere, das sich auf diesen Seiten drängte, würde für immer, endgültig verloren gehen.

So funktionierte der Mensch eben: Was in den Schulbüchern stand, blieb ihm nur so lange im Gedächtnis, bis er die Abschlussprüfung bestanden hatte.

Und wenn er dann all das Gelernte wieder vergaß, so tat er dies mit ehrlicher Erleichterung. Das Gedächtnis des Menschen ist wie Wüstensand, dachte Nikolai Iwanowitsch. Zahlen, Daten und Namen zweitrangiger Personen verwehen darin spurlos, als hätte man sie mit einem Holzstock in eine Wanderdüne geschrieben.

Nur dann kann sich etwas darin halten, wenn es die Fantasie des Menschen erobert, das Herz schneller schlagen lässt, den Menschen dazu bewegt, sich etwas hinzuzudenken, etwas zu empfinden. Eine ergreifende Geschichte eines großen Helden und seiner Liebe kann eine ganze Zivilisati-

on überleben, indem sie sich im Gehirn der Menschen festsetzt und über Jahrhunderte von Generation zu Generation weitergegeben wird.

Nachdem er dies begriffen hatte, wandelte er sich vom Möchtegern-Wissenschaftler zum Alchemisten - und aus Nikolai Iwanowitsch wurde Homer. Von nun an verbrachte er seine Nächte nicht mehr damit, irgendwelche Chroniken zu erstellen, sondern nach der Formel für die Unsterblichkeit zu suchen. Nach einer Geschichte, die so langlebig war wie Gilgamesch, und einem Helden, der es an Zähigkeit mit Odysseus aufnehmen konnte. Auf den Faden dieser Geschichte würde Homer dann all das von ihm gesammelte Wissen auffädeln. Und in einer Welt, in der Papier in Wärme umgewandelt wurde, in der man die Vergangenheit leichtsinnig für einen Augenblick in der Gegenwart opferte, würde die Legende dieses Helden die Herzen der Menschen erobern und sie von ihrer kollektiven Amnesie erlösen.

Doch die ersehnte Formel ließ auf sich warten; der Held wollte einfach nicht auf der Bühne erscheinen. Das Abschreiben von Zeitungsartikeln hatte Homer nicht gelehrt, wie man Mythen erzeugt, einem Golem Leben einhaucht und eine erfundene Geschichte attraktiver macht als die Realität. Sein Arbeitstisch kam ihm vor wie Frankensteins Laboratorium: überall zerknüllte Seiten mit bruchstückhaften ersten Kapiteln einer Saga, deren Charaktere nicht überzeugend, nicht überlebensfähig waren. Das Einzige, was bei seinen nächtelangen Sitzungen herauskam, waren dunkle Ringe unter den Augen und wund gebissene Lippen.

Und doch gab Homer seine neue Bestimmung so leicht nicht auf. Er verscheuchte jeden Verdacht, dass er womöglich nicht dafür geeignet war, dass es zur Erschaffung von Welten einer Begabung bedurfte, die man ihm vorenthalten hatte.

Er müsse einfach noch auf die Eingebung warten, redete er sich ein. Und woher sollte die auch kommen in der stickigen Stationsluft, zwischen dem Teeritual zu Hause und seiner Schicht in der Landwirtschaft, ja selbst während der Wachdienste, zu denen man ihn aus Altersgründen immer seltener heranzog? Nein, er brauchte Aufregung, Abenteuer, den Sturm der Leidenschaft. Vielleicht brachen dann ja doch irgendwann die Dämme seines Bewusstseins, und er würde sein schöpferisches Werk beginnen können.

Selbst in den schwierigsten Zeiten war die Nagatinskaja nie ganz unbewohnt gewesen. Sie war freilich kein idealer Lebensort: Hier wuchs nichts, und die Ausgänge nach oben waren versperrt. Doch manch einem kam die Station zu-
pass, um für eine gewisse Zeit unterzutauchen oder sich für ein intimes Stelldichein mit einer Geliebten zu treffen.

Jetzt aber war sie leer.

Hunter huschte mit lautlosen Schritten die Treppe hinauf zum Bahnsteig und blieb stehen. Homer folgte ihm keuchend und blickte sich nervös nach allen Seiten um. Die Station war dunkel, nur der in der Luft hängende Staub glitzerte im Schein ihrer Lampen. Die spärlichen Häufchen aus Fetzen und Pappe, auf denen sich die gelegentlichen Gäste der Nagatinskaja niederließen, lagen über den Boden verstreut da.

Homer lehnte sich mit dem Rücken gegen eine Säule und glitt langsam zu Boden. Einst war die Nagatinskaja mit ihren eleganten mehrfarbigen Marmormosaiken eine seiner Lieblingsstationen gewesen. Doch so dunkel und leblos, wie sie jetzt war, hatte sie mit ihrem früheren Äußeren kaum noch etwas gemein. Wie das gravierte Konterfei eines Toten auf seinem Grabstein, angefertigt anhand eines alten Passfotos aus einer Zeit, als jener noch nicht ahnen konnte, dass er nicht ins Objektiv, sondern in die Ewigkeit blickte.

»Keine Menschenseele«, sagte Homer zögerlich, verwirrt.

»Außer einer«, widersprach der Brigadier und nickte ihm zu.

»Ich meinte.«, begann der Alte, doch Hunter unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

Am anderen Ende der Station, dort, wo die Säulenreihe endete und sogar der Scheinwerfer des Brigadiers sich verlor, kroch etwas langsam auf den Bahnsteig.

Homer fiel seitlich auf den Boden, stützte sich mit den Armen ab und erhob sich dann schwerfällig. Hunters Lampe war erloschen, der Brigadier selbst hatte sich in Luft aufgelöst. Schweißnass vor Angst tastete Homer nach dem Sicherungshebel und presste zitternd den Gewehrkolben gegen die Schulter. Aus der Ferne drangen zwei gedämpfte Schüsse an seine Ohren. Ermutigt blickte Homer hinter der Säule hervor und hastete dann weiter nach vorne.

In der Mitte des Bahnsteigs stand Hunter aufrecht da. Zu seinen Füßen krümmte sich eine schwer erkennbare, hagere und erbärmliche Gestalt. Sie schien ausschließlich aus Kisten und Fetzen zu bestehen und erinnerte nur entfernt an einen Menschen, war aber einer. Alter und Geschlecht waren nicht eindeutig auszumachen - in seinem verdreckten Gesicht waren nur die Augen zu erkennen. Er gab undeutliche, stöhnende Laute von sich und versuchte von dem über ihm aufragenden Brigadier fortzukriechen. Wie es aussah, hatte dieser ihm beide Beine durchschossen.

»Wo sind sie alle? Warum ist hier niemand?« Hunter trat mit seinem Stiefel auf die Schleppe aus stinkenden, zerrissenen Lumpen, die der Obdachlose hinter sich herzog.

»Sie sind alle weg. haben mich im Stich gelassen. Bin ganz allein zurückgeblieben«, krächzte dieser. Dabei wischte er mit den Händen über den glatten Granit, jedoch ohne vorwärtszukommen.

»Wo sind sie hingegangen?«

»Zur Tulsckaja .«

Homer hatte die beiden erreicht und mischte sich sogleich ein: »Was geht dort vor sich?« »Woher soll ich das wissen?« Der Obdachlose zog eine Grimasse. »Alle, die dorthin gegangen sind, sind dort verreckt. Frag die doch. Ich hab keine Kraft mehr, mich in den Tunneln rumzutreiben. Ich sterbe lieber hier.« Der Brigadier ließ nicht locker: »Warum sind sie fortgegangen?« »Sie hatten Angst, Chef. Die Station wurde immer leerer. Also beschlossen sie durchzubrechen. Keiner ist zurückgekehrt.« »Gar niemand?« Hunter hob den Lauf seiner Pistole an.

»Niemand. Nur einer«, korrigierte sich der Mann. Als er bemerkte, dass die Mündung weiter auf ihn gerichtet war, krümmte er sich wie eine Ameise unter dem Brennglas. »Der ist zur Nagornaja gegangen. Ich hab geschlafen. Vielleicht hab ich es mir auch nur eingebildet.«

»Wann?«

Der Obdachlose schüttelte den Kopf. »Ich hab keine Uhr. Vielleicht gestern, vielleicht vor einer Woche.«

Es kamen keine Fragen mehr, doch der Pistolenlauf war immer noch auf die Stirn des Verhörten gerichtet. Hunter schwieg, als wäre seine Mechanik abgelaufen. Er atmete seltsam schwer; man hätte meinen können, die Unterredung mit dem Penner hätte ihn zu viel Kraft gekostet.

»Darf ich .«, hob der Obdachlose an.

»Da, friss!«, knurrte der Brigadier, und bevor Homer begriff, was vor sich ging, drückte er zweimal ab. Das schwarze Blut aus der durchlöcherten Stirn schoss über die weit aufgerissenen Augen des Unglücklichen. Er fiel zu Boden - und wieder war er nichts als ein Haufen Lumpen und Pappe. Ohne aufzublicken, lud Hunter vier neue Patronen in das Magazin seiner Stetschkin und sprang auf die Gleise. »Wir finden das bald selber raus«, rief er dem Alten zu.

Homer beugte sich widerwillig über die Leiche, nahm ein Stück Stoff und bedeckte damit den zerschmetterten Kopf

des Obdachlosen. Seine Hände zitterten noch immer. »Warum hast du ihn getötet?«, sagte er schwach.

»Frag dich selbst«, gab Hunter dumpf zurück.

Selbst wenn er all seine Kraft zusammennahm, konnte er nur noch die Augen öffnen und schließen. Seltsam, dass er überhaupt wieder aufgewacht war. Er war vielleicht eine Stunde lang ohne Bewusstsein dagelegen, und in dieser Zeit hatte die Taubheit seinen ganzen Körper wie eine Eisschicht bedeckt. Seine Zunge war am Gaumen festgetrocknet, und auf seiner Brust lastete ein zentnerschweres Gewicht. Nun konnte er nicht einmal mehr seiner Tochter Lebewohl sagen - dabei war es das Einzige, wofür es sich gelohnt hätte, noch einmal zu sich zu kommen und das Ende seines ewigen Lebenskampfes noch einmal hinauszuzögern.

Sascha lächelte nicht mehr. Offenbar träumte sie jetzt unruhig, lag zusammengerollt auf ihrer Liege, beide Arme um sich geschlungen, die Stirn gerunzelt. Schon als Kind hatte er sie stets geweckt, wenn sie von Alpträumen gequält wurde, doch nun reichten seine Kräfte gerade noch, um langsam die Lider zu bewegen.

Wenn er aushalten wollte, bis Sascha erwachte, musste er weiterkämpfen. Über zwanzig Jahre schon dauerte sein Kampf, jeden Tag, jede Minute -er war verdammt müde geworden davon. Müde sich zu schlagen, müde sich zu verstecken, müde zu jagen. Zu beweisen, zu hoffen, zu lügen.

Während sich sein Bewusstsein immer mehr verdunkelte, verspürte er nur noch zwei Wünsche: einmal noch Sascha in die Augen zu sehen und dann . endlich Ruhe zu finden. Doch es wollte ihm nicht gelingen. Wieder stiegen die Bilder der Vergangenheit vor seinem inneren Auge auf und mischten sich mit der Realität. Er musste eine Entscheidung treffen. Andere brechen oder selbst gebrochen werden. Strafen oder büßen.

Die Gardisten schlossen die Reihen. Jeder von ihnen war ihm persönlich ergeben. Bereit hier und jetzt zu sterben, sich von der Menge zerreißen zu lassen, auf Unbewaffnete zu schießen. Er war der Kommandant der letzten unbesiegten Station der Metro, Präsident einer nicht mehr existenten Konföderation. Unter diesen Soldaten war seine Autorität unbestritten, er war unfehlbar, und jeder seiner Befehle würde unverzüglich, ohne nachzudenken ausgeführt werden. Er würde für alles die Verantwortung übernehmen, wie er es stets getan hatte.

Wenn er jetzt zurückwich, würde die Station zuerst in Anarchie versinken, und dann würde jenes brodelnde rote Imperium sie vereinnahmen, das über seine ursprünglichen Grenzen herausgetreten war und immer neue Territorien unter sich begrub. Ließ er dagegen das Feuer auf die Demonstranten eröffnen, so würde die Macht in seinen Händen bleiben -zumindest für eine gewisse Zeit. Und wenn er vor Massenexekutionen und Folter nicht zurückschreckte, vielleicht für immer.

Er legte sein Sturmgewehr an. Im nächsten Augenblick machte die Einheit hinter ihm dieselbe Bewegung.

Dort hinten tobten sie, nicht nur ein paar Hundert Protestierer, sondern eine riesige, gesichtslose Menschenmasse. Gebleckte Zähne, aufgerissene Augen, geballte Fäuste.

Er entsicherte. Die Einheit antwortete ihm mit demselben Klicken.

Es war Zeit, das Schicksal endlich am Kragen zu packen.

Er hob den Lauf und drückte ab. Von der Decke rieselte Kalk. Einen Augenblick lang verstummte die Menge. Er signalisierte den Kämpfern, die Waffen zu senken, und machte einen Schritt nach vorne. Er hatte sich entschieden.

Und endlich ließ ihn die Erinnerung frei.

Sascha schlief noch immer. Er machte einen letzten Atemzug, versuchte sie ein letztes Mal anzusehen, doch konnte er die Lider nicht mehr heben.

Aber anstatt ewiger, undurchdringlicher Finsternis erblickte er vor sich einen undenkbar blauen Himmel - klar und hell, wie die Augen seiner Tochter.

»Stehenbleiben!«

Vor lauter Überraschung wäre Homer beinahe in die Luft gesprungen und hätte die Hände gehoben, doch er riss sich zusammen. Der näselnde Zuruf -offenbar per Megafon -aus der Tiefe des Tunnels hatte ihn überrascht. Der Brigadier dagegen war kein bisschen verwundert. Gespannt wie eine Kobra, bevor sie zupackt, zog er kaum merklich das schwere Automatikgewehr hinter seinem Rücken hervor.

Hunter hatte nicht nur die letzte Frage des Alten nicht beantwortet, sondern seither kein einziges Wort mit ihm gewechselt. Die eineinhalb Kilometer von der Nagatinskaja zur Tulsckaja waren Homer endlos vorgekommen wie der Weg nach Golgatha. Er befürchtete, dass am Ende dieses Tunnels der Tod auf ihn wartete, und es fiel ihm immer schwerer, Hunters Tempo mitzuhalten.

Wenigstens hatte er nun Zeit, sich darauf vorzubereiten, und so begann er an alte Zeiten zu denken. Er dachte an Jelena, geißelte sich für seinen Egoismus, bat sie um Vergebung. In sanftem, traurigem Licht sah er erneut jenen magischen, leicht verregneten Sommertag auf der Twersckaja vor sich. Mit Bedauern stellte er fest, dass er vor dem Aufbruch nicht verfügt hatte, was mit seinen Zeitungen geschehen sollte.

Er war darauf vorbereitet gewesen zu sterben - von Monstern zerrissen, von riesigen Ratten aufgefressen, von irgendwelchen Gasen vergiftet zu werden. Welche Erklärungen gab es sonst dafür, dass sich die Tulsckaja in ein

schwarzes Loch verwandelt hatte, das alles von außen in sich hineinsog und nichts mehr hinausließ?

Doch als er nun beim Anmarsch auf die geheimnisvolle Station diese gewöhnliche menschliche Stimme vernahm, wusste er nicht mehr, was er denken sollte. War die Tulska-ja etwa einfach nur besetzt worden? Aber wer war in der Lage, gleich mehrere Aufklärungstrupps der Sewastopolskaja niederzuwalzen, und wer hatte all die Landstreicher, die aus den Tunneln zu dieser Station zogen, systematisch vernichtet, ohne Frauen und Alte zu verschonen?

»Dreißig Schritte nach vorn!«, sagte die Stimme aus der Ferne.

Sie kam Homer überraschend bekannt vor, und hätte er Zeit zum Nachdenken gehabt, hätte er herausfinden können, wem sie gehörte. War das nicht jemand von den Sewastopolern?

Hunter legte die Kalaschnikow auf einen Arm und begann folgsam seine Schritte abzuzählen: für die dreißig des Brigadiers benötigte Homer ganze fünfzig. Vor ihnen war unscharf eine Barrikade zu erkennen, die willkürlich aus irgendwelchen Gegenständen aufgeschichtet zu sein schien. Seltsamerweise verwendeten die Verteidiger kein Licht.

»Lampen aus!«, kommandierte jemand hinter dem Haufen. »Einer von euch beiden kommt noch zwanzig Schritte näher.«

Hunter entsicherte und ging weiter. Homer blieb erneut allein zurück; er wagte es nicht, sich dem Befehl zu widersetzen. In der tiefen Dunkelheit, die nun herrschte, ließ er sich vorsichtig auf einer Schwelle nieder, ertastete die Wand und lehnte sich dagegen.

Die Schritte des Brigadiers verstummten in der gewünschten Entfernung. Jemand fragte ihn etwas Unverständliches, und er gab knurrend Antwort. Dann spitzte sich die Lage zu: Anstelle der anfangs zurückhaltenden,

aber angespannten Stimmen waren jetzt Flüche und Drohungen zu hören. Offenbar forderte Hunter etwas von den unsichtbaren Wächtern, was diese ihm verweigerten.

Nun schrien sie sich beinahe an, und Homer glaubte schon fast einzelne Worte unterscheiden zu können. doch verstand er nur ein einziges - das letzte:

»Strafe!«

In diesem Augenblick beendete das Rattern einer Kalaschnikow das Gespräch, dann donnerte die schwere Salve eines Petscheneg-Maschinengewehrs dagegen.

Homer warf sich zu Boden, riss den Sicherungshebel herum, wusste nicht, ob er schießen sollte oder nicht, und wenn, auf wen. Doch war alles bereits zu Ende, bevor er überhaupt anlegen konnte.

In den kurzen Pausen zwischen den abgehackten Morse-signalen des MGs gab der Bauch des Tunnels ein gedehntes Kreischen von sich, das Homer mit nichts in der Welt verwechselt hätte.

Das hermetische Tor schloss sich! Tonnen von Stahl rammten sich in eine Nut, so dass die Schreie und das Maschinengewehrfeuer auf einmal ganz dumpf erklangen.

Der einzige Zugang zur Großen Metro war verschlossen.

Nun gab es für die Sewastopolskaja keine Hoffnung mehr.

6

VON DER ANDEREN SEITE

Einen Augenblick später glaubte Homer fast, er habe sich alles nur eingebildet:

die undeutlichen Umrisse der Barrikaden am Ende des Tunnels, die scheinbar bekannte, vom Megafon verzerrte Stimme . Als das Licht ausging, erloschen auch alle Geräusche, und er fühlte sich wie ein Verurteilter, dem man vor der Hinrichtung einen Sack über den Kopf gestülpt hatte.

In der absoluten Dunkelheit und plötzlich hereinbrechenden Stille schien die ganze Welt auf einmal verschwunden zu sein. Homer berührte sein Gesicht, um sich davon zu überzeugen, dass zumindest er selbst sich in dieser kosmischen Schwärze nicht aufgelöst hatte.

Doch dann besann er sich, ertastete seine Lampe und hielt den zitternden Lichtstrahl vor sich hin - dorthin, wo vor wenigen Sekunden das unsichtbare Gefecht stattgefunden hatte. Etwa dreißig Meter von jener Stelle entfernt, wo er während des Kampfes in Deckung gegangen war, endete der Tunnel in einer Sackgasse. Den Durchgang durchschnitt auf seiner ganzen Höhe und Breite, wie die Klinge einer Guillotine, eine stählerne Tür.

Er hatte sich also nicht verhört: Jemand hatte tatsächlich die hermetische Sperre betätigt. Homer hatte von ihrer Existenz gewusst, jedoch nicht geglaubt, dass sie noch intakt war. Wie sich herausstellte, war sie durchaus noch zu verwenden.

Seine von der Papierarbeit geschwächten Augen entdeckten nicht gleich die menschliche Gestalt, die an der Eisenwand lehnte. Homer nahm das Gewehr nach vorn und machte einen Schritt zurück. Zuerst dachte er, einer der Männer von der anderen Seite sei in dem Durcheinander vor dem Tor geblieben, doch dann erkannte er - Hunter.

Der Brigadier bewegte sich nicht. Homer brach der Schweiß aus. Zögernd näherte er sich Hunter. Vermutlich würde er jeden Augenblick Blutspuren auf dem rostigen Metall entdecken. Doch nein. Obwohl man in einem leeren Tunnel und aus einem Maschinengewehr auf Hunter geschossen hatte, war er völlig unversehrt. Er drückte sein verstümmeltes Ohr an das Metall und lauschte nach Geräuschen, die offenbar nur er vernahm.

»Was ist passiert?«, fragte Homer vorsichtig, während er näher kam.

Der Brigadier beachtete ihn nicht. Er flüsterte etwas, jedoch zu sich selbst, schien die Worte zu wiederholen, die hinter dem geschlossenen Tor gesprochen wurden. Es vergingen einige Minuten, bis er sich von der Wand losriss und Homer zuwandte. »Wir gehen wieder zurück.«

»Was ist passiert?«

»Das sind Banditen. Wir brauchen Verstärkung.«

»Banditen?«, fragte der Alte verwirrt. »Die Stimme vorhin schien mir.«

»Die Tulsakaja ist in Feindeshand. Wir müssen sie stürmen. Dazu brauchen wir

Verstärkung mit Flammenwerfern.«

»Wozu das?« Homer stand völlig neben sich.

»Zur Sicherheit. Wir gehen zurück.« Hunter drehte sich um und begann sich zu entfernen.

Bevor Homer ihm folgte, betrachtete er aufmerksam das Tor, ja lehnte sich gegen das kühle Metall in der Hoffnung, ebenfalls einen Gesprächsfetzen zu erhaschen. Doch er vernahm nichts als Stille.

Und plötzlich begriff Homer, dass er dem Brigadier nicht glaubte. Wer auch immer jener Feind war, der die Station erobert hatte, er verhielt sich jedenfalls völlig unverständlich. Wozu hatten sie die hermetische Sperre betätigt? Um sich vor zwei Menschen zu schützen? Was waren das für Banditen, die mit irgendwelchen Bewaffneten in Verhandlungen traten, anstatt sie niederzumähen, bevor sie ihnen zu nahe kamen?

Und schließlich: Was bedeutete das unheilvolle Wort »Strafe«, das die geheimnisvollen Wächter erwähnt hatten?

Nichts ist wertvoller als das menschliche Leben, hatte Sashas Vater immer gesagt.

Für ihn waren das keine leeren Worte gewesen, keine Binsenweisheit. Es hatte eine Zeit gegeben, als er noch

ganz anders dachte - nicht umsonst war er der jüngste Militärkommandeur der gesamten Linie gewesen.

Mit zwanzig denkt man über Mord und Tod noch nicht viel nach. Das ganze Leben erscheint einem wie ein Spiel, das man im schlimmsten Fall wieder von vorne beginnen kann. Es war ja kein Zufall, dass die Armeen der Welt sich aus jungen Männern rekrutierten, die eben noch Schüler gewesen waren. Und über diese Jungs, die doch nur Krieg spielten, verfügte ein Einzelner, für den Tausende kämpfender und sterbender Menschen nur blaue und rote Pfeile auf irgendwelchen Karten waren. Einer, der nicht an abgerissene Beine, hervorquellende Därme und aufgeplatzte Schädel dachte, wenn er beschloss, eine Kompanie oder ein Regiment zu opfern.

Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte ihr Vater seine Feinde genauso verachtet wie sich selbst. Damals hatte er Aufgaben, bei denen er seinen eigenen Kopf riskierte, mit befremdlicher Leichtigkeit angenommen. Dabei war er keineswegs unbesonnen, sondern stets streng berechnend vorgegangen. Klug, strebsam, dabei dem Leben gegenüber gleichgültig, vermochte er dessen Realität nicht zu spüren, verschwendete keinen Gedanken an die Folgen, empfand keinerlei Gewissensnöte. Nein, auf Frauen und Kinder hatte er nie geschossen, aber Deserteure hatte er eigenhändig exekutiert, und er war stets als Erster gegen die Feuerstellungen der Gegner vorausmarschiert. Schmerz konnte ihm kaum etwas anhaben. Meist war ihm sowieso alles egal.

Bis er Saschas Mutter traf.

Sie schlug ihn, der Siege gewohnt war, mit ihrer Gleichgültigkeit in Bann. Seine einzige Schwäche, der Ehrgeiz, der ihn zuvor gegen die Maschinengewehre getrieben hatte, führte ihn nun in einen neuen, verzweifelte Sturmgangriff, der sich unversehens zu einer langfristigen Belagerung auswuchs.

Lange genug hatte er sich in Liebesangelegenheiten nicht besonders anstrengen müssen: Die Frauen hatten ihm stets von selbst ihr Banner zu Füßen gelegt. Von ihrer Nachgiebigkeit korrumpiert, konnte er mit jeder neuen Freundin stets seine Begierde befriedigen, noch ehe er sich in sie verliebte, so dass er meist schon nach der ersten Nacht jegliches Interesse an der Verführten verlor. Sein stürmisches Wesen sowie sein Ruhm vernebelten den Mädchen die Augen, und kaum eine machte je auch nur den Versuch, die gute alte Strategie des Abwartens anzuwenden - den Mann warten zu lassen, um ihn erst einmal besser kennenzulernen.

Saschas Mutter jedoch hatte erst einmal nichts für ihn übrig. Sie ließ sich von seinen Auszeichnungen, seinem Rang, seinen Triumphen auf dem Schlachtfeld und in der Liebe nicht beeindrucken. Auf seine Blicke reagierte sie nicht, seine Witze riefen bei ihr nur ein Kopfschütteln hervor. Diese junge Frau zu erobern wurde für ihn zur echten Herausforderung. Einer Herausforderung, die ernster war als die Unterwerfung benachbarter Stationen.

Eigentlich hätte sie nur eine weitere Kerbe auf seinem Gewehrkolben sein sollen. Doch schon bald begriff er: Je weiter die Vereinigung mit ihr in die Ferne rückte, desto wichtiger wurde sie ihm. Sie verhielt sich so, dass er jede Gelegenheit, mit ihr auch nur eine Stunde am Tag zu verbringen, als Triumph empfand. Dabei ließ sie sich scheinbar nur darauf ein, um ihn ein wenig zu quälen. Sie bezweifelte seine Verdienste, verhöhnte seine Prinzipien. Beschimpfte ihn wegen seiner Hartherzigkeit, erschütterte seine Gewissheit, bis er an seinen Kräften und Zielen zweifelte.

Er erduldete das alles. Nein, es gefiel ihm sogar. Mit ihr begann er nachzudenken. Zu schwanken. Und schließlich zu fühlen: Hilflosigkeit, denn er wusste nicht, wie er sich

dieser Frau nähern sollte; Bedauern angesichts all jener Minuten, die er nicht mit ihr verbrachte; ja sogar Angst, sie zu verlieren, ohne sie je gewonnen zu haben. Liebe. Und da belohnte sie ihn mit einem Zeichen: einem silbernen Ring.

Erst als er nicht mehr wusste, wie er ohne sie auskommen würde, gab sie nach.

Ein Jahr später kam Sascha zur Welt.

Diese zwei Leben konnte er nicht im Stich lassen, also durfte auch er selbst nicht mehr einfach so sterben.

Wenn du im Alter von fünfundzwanzig Jahren die stärkste Armee im dir bekannten Teil der Welt befehligst, trennst du dich nur schwer von der Vorstellung, dass die Erde auf deinen Befehl hin aufhören würde, sich zu drehen. Doch um einem Menschen das Leben zu nehmen, braucht man in Wirklichkeit nicht viel Macht; es aber den Verstorbenen zurückzugeben steht in niemandes Macht.

Davon durfte er sich selbst überzeugen: Die Tuberkulose raffte seine Frau dahin, und er war nicht imstande sie zu retten. Das war der Moment, als etwas in ihm zerbrach.

Sascha war gerade vier geworden, doch erinnerte sie sich gut an ihre Mutter. Auch die furchtbare Leere des Tunnels, nachdem sie gestorben war, hatte Sascha noch deutlich in Erinnerung. Die Nähe des Todes tat sich in ihrer kleinen Welt wie ein bodenloser Abgrund auf, und sie blickte oft hinab. Die Ränder des Abgrunds wuchsen nur sehr langsam zusammen - zwei oder drei Jahre vergingen, bis sie aufhörte im Schlaf nach ihrer Mutter zu rufen.

Ihr Vater tat das bis zum heutigen Tag.

Vielleicht ging Homer die Sache nicht richtig an? Wenn der Held seines Epos ihm schon nicht selbst erscheinen wollte, warum nicht mit seiner künftigen Geliebten beginnen? Vielleicht konnte er ihn ja mit ihrer Schönheit und Jugend hervorlocken?

Wenn Homer zunächst ganz vorsichtig ihre Linien zeichnete - ob sein Held ihr dann irgendwann aus dem Nichts entgegentrat? Wenn ihre Liebe vollkommen sein sollte, mussten sich die beiden Figuren ideal ergänzen. Folglich musste der Held in Homers Poem als vollendeter, fertiger Charakter erscheinen.

In ihren Gedanken und Windungen würden sie einander ebenso gleichen wie die Scherben der zersplitterten Glasmalereien an der Nowoslobodskaja. Denn auch sie waren früher einmal ein Ganzes gewesen, bestimmt dazu, sich wieder zu vereinen. Homer fand nichts Schlechtes daran, diesen gelungenen Plot bei den alten Klassikern zu klauen.

Leichter gesagt als getan. Aus Tinte und Papier eine junge Frau zu formen, dieser Aufgabe sah sich Homer einfach nicht gewachsen. Auch zweifelte er daran, dass er Gefühle überzeugend würde beschreiben können.

Sein Verhältnis zu Jelena war von einer sanften Zärtlichkeit geprägt gewesen, aber sie hatten sich einfach zu spät kennengelernt, um sich rückhaltlos zu lieben. In ihrem Alter war es nicht mehr darum gegangen, ihre Leidenschaft zu stillen; sie waren zusammengekommen, um die Schatten der Vergangenheit hinter sich zu lassen und ihre Einsamkeit zu lindern.

Die wahre und einzige Liebe Nikolai Iwanowitschs war dort oben zurückgeblieben. Doch ihr Facettenreichtum war in den vergangenen Jahrzehnten so sehr verblasst, dass er für seinen Roman kein wirkliches Vorbild mehr hatte. Zumal die Beziehung zu seiner Frau ohnehin nichts Heroisches an sich gehabt hatte.

Gerade an dem Tag, als das atomare Gewitter über Moskau hereinbrach, hatte man Nikolai angeboten, die Stelle des erst kürzlich pensionierten Zugführers Serow zu übernehmen, was für ihn eine Verdopplung des Gehalts bedeutete. Bevor er jedoch seinen neuen Posten antrat, sollte er

einige Tage frei machen. Er hatte seine Frau angerufen, die daraufhin ankündigte, sie werde eine Scharlottka backen, und dann das Haus verließ, um Sekt zu kaufen und mit den Kindern einen Spaziergang zu machen.

Er aber musste vor seinem Urlaub noch eine letzte Schicht hinter sich bringen.

Als Nikolai Iwanowitsch das Führerhaus des Zuges betrat, wusste er, dass er künftig dessen neuer Kapitän sein würde, glücklich verheiratet und am Beginn eines Tunnels, der in eine herrliche, lichte Zukunft führte. Schon eine halbe Stunde später war er um zwanzig Jahre älter geworden. Und als er an der Endstation ankam, war Nikolai ein gebrochener, armer, einsamer Mann. Vielleicht überkam ihn deshalb jedes Mal, wenn er auf einen wie durch ein Wunder erhaltenen Zug traf, dieses seltsame Verlangen: den für ihn bestimmten Platz des Zugführers einzunehmen, wie selbstverständlich über das Armaturenbrett zu streichen, durch die Frontscheibe in das Netz der Tunnelsegmente zu blicken. Sich vorzustellen, dass man das Fahrzeug doch noch instand setzen könne.

Um den Rückwärtsgang einzulegen.

Es war, als erzeugte der Brigadier um sich eine Art Feld, das sämtliche Gefahren von ihm ablenkte. Und er schien das zu wissen. Bis zur Nagornaja brauchten sie nicht einmal eine Stunde. Diesmal leistete die Linie keinerlei Widerstand.

Homer hatte es immer gespürt: Ob Aufklärer, Handelsreisende der Sewastopolskaja oder sonstige, gewöhnliche Menschen - sobald sie sich in die Tunnel wagten, wurden sie für die Metro zu fremdartigen Organismen. Mikroben, die in ihren Blutkreislauf geraten waren. Kaum hatten sie die Grenzen ihrer Stationen verlassen, entzündete sich die Luft um sie herum, die Wirklichkeit bekam Risse, und gleichsam aus dem Nichts tauchten plötzlich die unglaublichen

lichsten Geschöpfe auf, die die Metro den Menschen entgegenstellte.

Hunter dagegen war kein Fremdkörper auf diesen dunklen Strecken, er schien den Leviathan, durch dessen Gefäßsystem er sich bewegte, nicht zu stören. Ja, zuweilen löschte er seine Lampe aus, um sich selbst in einen Klumpen jener Finsternis zu verwandeln, die die Tunnel erfüllte. Dann schien es, als würde er von unsichtbaren Strömungen ergriffen, und er flog doppelt so schnell voran. Obwohl Homer ihm mit äußerster Anstrengung nacheilte, blieb er zurück und musste ihm hinterherrufen, damit jener sich besann und auf den Alten wartete.

Auf dem Rückweg passierten sie die Nagornaja ungestört. Der Nebel hatte sich aufgelöst, die Station schlief. Nun konnte man vom einen Ende zum anderen sehen. Wo sich jene geisterhaften Riesen versteckt hielten, war ein absolutes Rätsel. Es war ein gewöhnlicher, verlassener Haltepunkt: Salzablagerungen an der feuchten Decke; eine weiche Staubschicht auf dem Bahnsteig; hie und da hatte jemand mit Kohle etwas Unanständiges an die verrußten Wände geschmiert. Erst auf den zweiten Blick erkannte man die seltsamen Zeichnungen auf dem Boden - sie schienen von einer Art wildem Tanz herzurühren - und die vertrockneten braunen Flecken an den Säulen und Stuckdecken, die ihrerseits aufgeplatzt und abgebröckelt waren, als hätte sich jemand daran gerieben.

Doch auch die Nagornaja flackerte nur kurz auf und blieb zurück - sie flogen weiter. Solange Homer dem Brigadier folgte, schien auch ihn jener magische Kokon der Unverwundbarkeit zu umschließen. Der Alte wunderte sich über sich selbst: Woher nahm er bloß die Kraft für einen derartigen Gewaltmarsch?

Doch zum Sprechen reichte ihm der Atem nicht, und Hunter hätte ihm auch keine Antwort gegeben. Zum wiederholten Mal an diesem langen Tag fragte sich Homer, warum er sich überhaupt auf den schweigsamen und unbarmherzigen Brigadier eingelassen hatte, der ihn immer wieder zu vergessen drohte.

Der betäubende Gestank des Nachimowski prospekt kam immer näher. Diese Station hätte Homer am liebsten so schnell wie möglich hinter sich gelassen, doch der Brigadier verlangsamte das Tempo. Während es der Alte in seiner Gasmaske kaum aushielt, schnüffelte Hunter sogar darin herum, als könne er aus der schweren, stickigen Fäulnis einzelne Nuancen herausriechen.

Auch dieses Mal wichen die Leichenfresser respektvoll vor ihnen zurück, warfen ihre halb abgenagten Knochen fort, spien Fleischfetzen auf den Boden. Hunter bestieg den Hügel in der Stationsmitte, wobei er bis zum Knöchel in den Leichenteilen einsank, und blickte lange um sich. Offenbar fand er nicht, was er suchte, winkte unzufrieden ab und lief weiter.

Homer hingegen war fündig geworden. Er war ausgerutscht und auf den Boden gestürzt und hatte dadurch einen jungen Leichenfresser aufgeschreckt, der gerade eine feuchte Panzerweste ausweidete. Homers Blick fiel auf einen Helm der Sewastopolskaja, der zur Seite gerollt war. Im nächsten Moment beschlugen die Sichtgläser seiner Maske - ihm war kalter Schweiß ausgebrochen.

Verzweifelt versuchte er, den Brechreiz zu unterdrücken, kroch auf die Knochen zu und kramte darin nach der Erkennungsmarke herum. Stattdessen bemerkte er einen kleinen, dunkelrot verschmierten Notizblock. Als Erstes öffnete sich die letzte Seite, mit dem Eintrag: »Auf keinen Fall stürmen«.

Ihr Vater hatte ihr schon als Kind beigebracht, nicht zu weinen, doch nun hatte sie nichts mehr, was sie dem Schicksal entgegensetzen konnte. Die Tränen strömten wie von selbst über ihr Gesicht, und aus ihrer Brust brach ein dünnes, schmerzvolles Wimmern hervor. Sie hatte sofort begriffen, was passiert war, doch versuchte sie nun schon seit Stunden vergeblich, sich damit abzufinden.

Hatte er nach ihr gerufen, damit sie ihm half? Hatte er ihr vor seinem Tod noch etwas Wichtiges sagen wollen? Sie wusste nicht mehr, wann genau sie eingeschlafen war, und auch jetzt war sie sich nicht wirklich sicher, ob sie wach war. Vielleicht gab es ja eine Welt, in der ihr Vater noch lebte. In der sie ihn nicht umgebracht hatte mit ihrem Schlaf, ihrer Schwäche, ihrem Egoismus.

Sascha hielt die kühle, aber noch weiche Hand des Vaters, wie um ihn zu wärmen, und sprach zu ihm wie zu sich selbst: »Du wirst ein Auto finden. Wir werden nach oben gehen, uns hineinsetzen und wegfahren. Du wirst lachen wie an jenem Tag, als du den Recorder mit den Musik-CDs mitbrachtest.«

Ihr Vater hatte zuerst aufrecht gesessen, an eine Säule gelehnt, das Kinn auf die Brust gesenkt, so dass man ihn für einen Schlafenden hätte halten können. Doch dann war sein Oberkörper allmählich nach unten gerutscht, in die Lache aus geronnenem Blut, als wäre er es müde geworden, den Lebenden zu spielen, als wollte er Sascha nun nichts mehr vormachen.

Die Falten, die das Gesicht des Vaters immer durchzogen hatten, waren kaum noch zu sehen.

Sie ließ seine Hand los, half ihm sich bequemer hinzulegen und hüllte ihn von Kopf bis Fuß in eine zerrissene Decke. Es gab keine andere Möglichkeit, ihn zu bestatten. Natürlich hätte sie ihn an der Oberfläche zurücklassen können, damit er in den Himmel blickte, wenn dieser eines Tages

doch wieder aufklarte. Doch lange bevor es so weit wäre, würde sein Leichnam dort oben den umherstreifenden Kreaturen zum Opfer fallen.

An ihrer Station dagegen würde ihn niemand anrühren. Aus den verlorenen südlichen Tunneln war keine Gefahr zu befürchten - das Einzige, was dort noch lebte, waren fliegende Kakerlaken. Im Norden brach der Tunnel ab und ging in eine verrostete, halb eingefallene Metrobrücke über. Jenseits der Brücke wohnten Menschen, doch würde es niemandem dort einfallen, die Brücke aus reiner Neugier zu überqueren. Es war allgemein bekannt, dass auf der anderen Seite nichts als verbrannte Ödnis lag. Und am Rande dieser Ödnis befand sich die Wachstation, an der zwei todgeweihte Verbannte hausten.

Ihr Vater hätte ihr nie gestattet, allein hierzubleiben, und nun war das ja auch völlig sinnlos. Außerdem wusste Sasha: Ganz gleich, wie weit sie lief, ganz gleich, wie verzweifelt sie aus diesem verwunschenen Verlies zu fliehen versuchte, jetzt würde sie sich nie mehr wirklich davon befreien können - jetzt nicht mehr.

»Papa . Verzeih mir, bitte«, schluchzte sie. Es gab nichts mehr, wodurch sie seine Vergebung hätte verdienen können.

Sie zog den Silberring von seinem Finger und ließ ihn in eine Tasche ihrer Latzhose fallen. Dann nahm sie den Käfig mit der Ratte - diese war noch immer ruhig - und ging langsam Richtung Norden, so dass auf dem staubigen Granit nur ein paar blutige Spuren zurückblieben.

Sie war bereits auf die Gleise herabgestiegen und hatte soeben den Tunnel betreten, als in der leeren Station, nun einem Totenschiff gleich, etwas Erstaunliches geschah. Aus der Mündung des gegenüberliegenden Tunnels brach urplötzlich eine lange Flammenzunge hervor und streckte sich nach dem Leichnam ihres Vaters aus. Doch erreichte sie ihn

nicht und zog sich widerwillig in die dunkle Tiefe zurück - als ob sie sein Recht auf eine letzte Ruhe respektierte.

»Sie kommen zurück! Sie kommen zurück!«, tönte es aus dem Telefonhörer.

Istomin hielt den Hörer von seinem Ohr weg und blickte ihn ungläubig an.

»Wer ‚sie‘?« Denis Michailowitsch sprang von seinem Stuhl auf und verschüttete dabei seinen Tee. Ein dunkler Fleck breitete sich über seine Hose aus. Er verfluchte den Tee und wiederholte die Frage.

»Wer ‚sie‘?«, gab Istomin mechanisch weiter.

»Der Brigadier und Homer«, knisterte es aus dem Hörer. »Achmed ist tot.«

Wladimir Iwanowitsch tupfte sich mit einem Taschentuch die Koteletten ab und wischte sich unter dem schwarzen Gummi seiner Piratenklappe die Schläfen. Wenn einer der Kämpfer starb, war es seine Aufgabe, dessen Angehörige zu informieren.

Ohne sich neu verbinden zu lassen, steckte er den Kopf aus der Tür und rief dem Adjutanten zu: »Sofort beide zu mir! Und dass mir der Tisch gedeckt wird!«

Er ging durch sein Büro, rückte aus irgendeinem Grund die Fotos an der Wand zurecht, blieb vor dem Metroplan stehen, flüsterte etwas zu sich selbst und drehte sich zu Denis Michailowitsch um. Dieser hatte die Arme vor der Brust verschränkt und grinste breit.

»Wolodja, du benimmst dich wie ein Mädchen vor einem Rendezvous«, sagte der Oberst schmunzelnd.

»Ach, und du bist gar nicht nervös, was?«, schnappte der Stationsvorsteher zurück und deutete mit der Stirn auf die feuchte Offiziershose.

»Ich, wieso? Ich bin bereit. Die beiden Stoßtrupps stehen. Noch ein Tag, und wir machen mobil.« Denis Michailowitsch strich sanft über das blaue Barett, das vor ihm auf

dem Tisch lag, stand auf und setzte es sich auf den Kopf. So sah er offizieller aus.

Aus dem Vorzimmer hörte man hastige Schritte, der Adjutant hielt mit fragendem Blick eine trübe Glasflasche mit etwas Alkoholischem darin durch den Türspalt. Istomin winkte ab: später, später! Dann endlich ertönte die bekannte dumpfe Stimme, die Tür flog auf, und eine breite Gestalt erschien in der Öffnung. Hinter dem Rücken des Brigadiers drückte sich der alte Märchenonkel herum, den jener aus irgendeinem Grund mitgeschleppt hatte.

»Seid begrüßt!« Istomin setzte sich in seinen Sessel, erhob sich und setzte sich wieder.

»Nun, was ist?«, fragte der Oberst mit schneidender Stimme.

Der Brigadier ließ seinen schweren Blick vom einen zum anderen schweifen und wandte sich an den Stationschef: »Die Tulsakaja ist von einer umherziehenden Bande besetzt. Sie haben alle ermordet.«

Denis Michailowitsch hob die buschigen Augenbrauen. »Unsere Leute auch?«

»Soweit ich weiß. Wir sind bis zum Stationstor gekommen. Dort kam es zum Kampf, und sie haben die Sperre verriegelt.« »Das hermetische Tor?« Istomin krallte seine Finger in die Tischkante und erhob sich. »Was sollen wir jetzt tun?«

»Stürmen«, rasselten Brigadier und Oberst synchron.

»Nein, wir dürfen nicht stürmen!«

Es war Homer, der plötzlich aus dem Hintergrund seine Stimme erhoben hatte.

Sie musste nur die richtige Stunde abpassen. Wenn sie nicht die Tage durcheinandergebracht hatte, musste die Draisine schon bald im feuchten Nebel der Nacht erscheinen. Jede Minute, die sie noch länger an dieser Stelle zubrachte, an diesem Abhang, wo der Tunnel wie eine offene

Vene aus dem Erdreich hervortrat, würde sie einen Tag ihres Lebens kosten. Doch ihr blieb nichts anderes übrig als zu warten. Auf der anderen Seite dieser unendlich langen Brücke würde sie auf ein versiegeltes hermetisches Tor treffen, das sich nur von innen öffnen ließ - einmal pro Woche, am Markttag.

Heute hatte Sascha nichts anzubieten, dabei würde sie mehr einkaufen müssen als je zuvor. Doch es war ihr egal, was die Leute mit der Draisine von ihr als Gegenleistung für den Durchlass in die Welt der Lebenden verlangten -die Grabeskälte und leblose Gleichgültigkeit ihres Vaters waren auf sie selbst übergegangen.

Wie oft hatte Sascha früher davon geträumt, dass sie eines Tages an eine andere Station gelangen würden, wo sie von anderen Menschen umgeben war, mit jemandem Freundschaft schließen, jemand Besonderem begegnen konnte . Sie hatte ihren Vater nach seiner Jugend ausgefragt, nicht nur um sich wieder in jene hell erleuchtete Kindheit zurückzusetzen, sondern weil sie sich selbst insgeheim anstelle ihrer Mutter sah und anstelle ihres Vater das verschwommene Bild eines schönen jungen Mannes und sich so ihre eigene, naive Vorstellung von der Liebe machte. Sie sorgte sich, dass sie, wenn sie eines Tages tatsächlich in die Große Metro zurückkehrten, verlernt haben könnte, mit anderen Menschen umzugehen. Worüber würden diese Leute mit ihr sprechen wollen?

Doch jetzt, wo bis zur Ankunft der Fähre nur noch wenige Stunden, ja vielleicht sogar Minuten blieben, jetzt waren ihr die anderen -Männer oder Frauen -egal. Allein der Gedanke an eine menschenwürdige Existenz kam ihr wie ein Verrat an ihrem Vater vor. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, hätte sie jetzt eingewilligt, den Rest ihrer Tage an dieser Station zu verbringen, wenn sie ihn dadurch hätte retten können.

Als der Kerzenstummel in dem Einmachglas bereits im Todeskampf flackerte, setzte sie die Flamme auf einen neuen Docht um. Bei einer seiner Expeditionen hatte ihr Vater eine ganze Kiste voller Wachskerzen erbeutet, und einige davon trug sie stets in den weiten Taschen ihrer Latzhose bei sich. Sascha gefiel die Vorstellung, dass ihre Körper genau wie diese Kerzen waren und dass ein kleiner Teil ihres Vaters auf sie übergegangen war, als er erlosch.

Ob die Leute von der Draisine ihr Signal im Nebel erkennen würden?

Bisher hatte sie nur von Zeit zu Zeit hinausgeblickt, um sich so wenig wie möglich im Freien aufzuhalten. Ihr Vater hatte es ihr verboten, und sein angeschwollener Kropf war ihr Warnung genug gewesen. Auf dem Abhang fühlte sich Sascha immer unwohl, gleichsam wie ein gefangener Maulwurf, blickte sich unruhig um und wagte sich nur selten hinaus bis zum ersten Joch der Brücke, um von dort auf den schwarzen Fluss hinabzublicken, der unten vorbeifloss.

Doch jetzt hatte sie zu viel Zeit. Gebückt und im nasskalten Wind zitternd, machte Sascha einige Schritte vorwärts. Zwischen knochigen Bäumen waren im Zwielficht die eingefallenen Kämme von Hochhäusern zu erkennen, in dem öligen, zähen Wasser des Flusses platschte etwas Riesiges herum, und in der Ferne stießen irgendwelche Ungeheuer ein beinahe menschliches Stöhnen hervor.

Plötzlich mischte sich in diese Geräusche ein gedehntes, jammerndes Quietschen.

Sascha sprang auf, hielt das Kerzenglas in die Höhe, und von der Brücke aus antwortete ihr ein verstohlener Lichtstrahl. Eine baufällige, alte Draisine bewegte sich auf sie zu, drang mit Mühe durch den watteartigen Nebel, trieb den schwachen Schein ihres Scheinwerfers wie einen winzigen Keil in die Nacht. Sascha wich zurück: Dies war eine andere Draisine als sonst. Sie bewegte sich schleppend, als bereite

jede Umdrehung ihrer Räder den Leuten an den Hebeln enorme Mühe.

Endlich kam sie etwa zehn Schritt von Sascha entfernt zum Stehen. Ein dicker Hüne in einem primitiven Schutzanzug sprang von dem Rahmen herab und landete schwer auf dem Schotter. In den Sichtgläsern seiner Gasmasken spiegelte sich das diabolisch tanzende Feuer ihrer Kerze, so dass Sascha seine Augen nicht sehen konnte. In der Hand hielt der Mann eine alte Armee-Kalashnikow mit Holzkolben.

»Ich will von hier fort«, erklärte Sascha und hob energisch den Kopf.

»Fo-ort«, echote die Vogelscheuche und zog dabei den Vokal erstaunt und höhnisch zugleich in die Länge. »Und was bietest du dafür?« »Ich habe nichts mehr.« Sie hielt ihren Blick starr auf seine flackernden, von Eisen umrandeten Sichtgläser gerichtet.

»Bei jedem gibt es was zu holen. Besonders bei Frauen.« Der Fährmann grunzte, dann hielt er inne. »Lässt du deinen Papa etwa allein zurück?«

»Ich habe nichts mehr«, wiederholte Sascha und blickte zu Boden.

»Ist er also doch verreckt«, kam es teils erleichtert, teils enttäuscht aus der Maske. »Besser so. Das hier würde ihm nämlich gar nicht gefallen.«

Der Gewehrlauf erfasste den Reißverschluss von Saschas Latzhose und begann ihn langsam nach unten zu ziehen.

»Lass das!«, schrie sie heiser und sprang zurück.

Das Glas mit der Kerze fiel aufs Gleis, Scherben sprühten umher, und augenblicklich leckte die Dunkelheit die Flamme auf.

»Von hier kehrt man nicht zurück, hast du das immer noch nicht kapiert?« Die Vogelscheuche blickte sie gleichgültig aus ihren erloschenen, toten Gläsern an. »Dein Kör-

per reicht ja nicht mal, um mir die Fahrt zu bezahlen. Damit begleichst du vielleicht gerade die Schuld deines Vaters.« Das Sturmgewehr wirbelte in seinen Händen herum, so dass sich der Kolben nach vorne drehte.

Sascha spürte einen heftigen Schlag gegen die Schläfe. Ihr Bewusstsein erbarmte sich ihrer und erlosch.

Seit dem Nachimowski prospekt hatte Hunter Homer nicht aus den Augen gelassen, so dass dieser sich den Notizblock nicht genauer hatte ansehen können. Plötzlich war der Brigadier voller Rücksicht, ja Mitgefühl gewesen, hatte sich bemüht, nicht nur den Alten nicht zu weit zurückfallen zu lassen, sondern sich sogar seinem Schrittempo angepasst, wozu er sich allerdings mächtig zügeln musste. Einige Male blieb er stehen und drehte sich um, scheinbar um zu kontrollieren, ob ihnen jemand folgte. Doch der grelle Strahl seines Scheinwerfers strich stets über Homers Gesicht, so dass der Alte sich für einen Moment wie bei einem Verhör vorkam. Er fluchte, blinzelte, versuchte zu sich zu kommen und spürte förmlich, wie der durchdringende Blick des Brigadiers über seinen ganzen Körper glitt, ihn abtastete, auf der Suche nach dem, was er am Nachimowski gefunden hatte.

Unsinn! Natürlich hatte Hunter gar nichts sehen können, denn er war in jenem Augenblick zu weit entfernt gewesen. Er hatte wohl eher den Wandel in Homers Einstellung bemerkt und Verdacht geschöpft. Doch jedes Mal, wenn ihre Blicke sich trafen, brach dem Alten der Schweiß aus. Das wenige, was er hatte lesen können, genügte vollauf, um an den Absichten des Brigadiers zu zweifeln.

Es war ein Tagebuch.

Ein Teil der Seiten war von getrocknetem Blut verklebt. Diese ließ Homer unberührt - seine müden, steifen Finger hätten sie nur zerrissen. Die Aufzeichnungen auf den ersten Blättern waren verworren, nicht einmal die Buchstaben hat-

te der Autor im Zaum halten können, und seine Gedanken galoppierten so wild, dass man ihnen kaum folgen konnte.

»Die Nagornaja ohne Verluste passiert«, verriet der Notizblock und sprang sogleich weiter: »An der Tulsckaja herrscht Chaos. Kein Durchkommen zur Metro, die Hanse lässt niemanden durch. Zurück können wir auch nicht.«

Homer blätterte weiter. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, dass der Brigadier von dem Kurgan herabstieg und auf ihn zukam. Das Tagebuch durfte ihm auf keinen Fall in die Hände fallen. Bevor Homer den Block in seinem Rucksack verschwinden ließ, las er noch: »Haben die Situation unter Kontrolle. Die Station ist abgeriegelt, ein Kommandant eingesetzt.« Und gleich darauf: »Wer krepirt als Nächster?«

Und dann stand über dieser offenen Frage noch ein eingerahmtes Datum. Auch wenn einen die vergilbten Seiten des Notizblocks glauben machten, dass die beschriebenen Ereignisse schon ein Jahrzehnt zurücklagen, war dieser Eintrag offenbar erst vor ein paar Tagen gemacht worden.

Das verkalkte Hirn des Alten setzte mit fast schon vergessener Schnelligkeit die einzelnen Teile des Mosaiks zusammen: den geheimnisvollen Wanderer, den der unselige Obdachlose an der Nagatinskaja gesehen haben wollte; die scheinbar bekannte Stimme der Torwache; den Satz: »Zurück können wir auch nicht.« Vor seinem inneren Auge begann sich ein Gesamtbild zusammenzufügen. Vielleicht waren es ja die Kritzeleien auf diesen verklebten Seiten, die all den seltsamen Ereignissen Sinn verliehen?

Zumindest war er sich jetzt absolut sicher, dass es gar keinen Überfall auf die Tulsckaja gegeben hatte. Was sich dort zutrug, war weitaus komplexer und geheimnisvoller. Und Hunter, der die Wachleute am Stationstor eine Viertelstunde lang ausgefragt hatte, wusste das ebenso gut wie Homer.

Deshalb durfte er dem Brigadier den Notizblock nicht zeigen.

Und deshalb hatte er es gewagt, ihm in Istomins Büro offen zu widersprechen.

»Wir dürfen nicht stürmen«, wiederholte er.

»Wir können das Tor nicht aufsprengen«, fuhr Homer fort, »denn da ist überall Grundwasser, und wir würden sofort die ganze Linie überschwemmen. Die Tulsckaja hält sich gerade noch so, sie hoffen jeden Tag, dass das Wasser nicht einbricht. Der Paralleltunnel, das wisst ihr selbst, ist schon seit zehn Jahren.«

»Sollen wir vielleicht anklopfen und warten, bis sie uns aufmachen?«,

unterbrach ihn Denis Michailowitsch.

»Wir können immer noch außenrum«, bemerkte Istomin.

Vor lauter Überraschung bekam der Oberst einen Hustenanfall. Dann begann er wütend mit dem Vorsteher zu diskutieren, beschuldigte ihn, seine besten Männer zu Krüppeln machen, ja ins Grab bringen zu wollen. Doch da feuerte der Brigadier dazwischen.

»Die Tulsckaja muss gesäubert werden. Die Situation erfordert die totale Vernichtung aller, die sich dort befinden. Von euren Leuten ist niemand mehr dort. Sie sind alle tot. Wenn ihr weitere Verluste vermeiden wollt, ist das die einzige Möglichkeit. Ich weiß, wovon ich spreche. Ich habe alle nötigen Informationen.«

Die letzten Worte waren eindeutig an Homer gerichtet.

Der Alte kam sich vor wie ein freches Hündchen, das man im Nacken gepackt und geschüttelt hatte, um es zur Räson zu bringen.

Istomin rückte seine Uniformjacke zurecht. »Wenn der Tunnel von unserer Seite her blockiert ist, gibt es nur eine Möglichkeit, zur Tulsckaja zu gelangen. Von der anderen Seite, über die Hanse. Das heißt aber auch, dass wir dort

keine bewaffneten Männer hinbringen. Völlig ausgeschlossen.«

Hunter winkte ab. »Ich finde schon welche.«

Der Oberst zuckte zusammen.

»Aber wenn man außenrum zur Hanse gelangen will, muss man zwei Stationen über die Kachowskaja-Linie bis zur Kaschirskaja gehen«, sagte der Stationsvorsteher und ließ ein vielsagendes Schweigen folgen.

Der Brigadier verschränkte die Arme. »Und?«

»Im Bereich der Kaschirskaja ist erhöhte Strahlung im Tunnel«, erklärte der Oberst. »Das Fragment eines Sprengkopfs ist nicht weit von dort heruntergefallen. Es gab keine Detonation, aber die Strahlung ist gefährlich hoch. Jeder zweite, der dort eine Dosis abbekommt, stirbt innerhalb eines Monats. Noch immer.«

Eine Stille trat ein. Homer nutzte die Pause, um un bemerkt den - natürlich rein taktischen - Rückzug aus Istomins Büro anzutreten. Schließlich ergriff Wladimir Iwanowitsch das Wort. Offenbar befürchtete er, der unkontrollierbare Brigadier werde doch versuchen, die hermetische Sperre an der Tulschaja aufzubrechen, also lenkte er ein: »Wir haben Schutzanzüge. Insgesamt zwei. Du kannst einen unserer besten Kämpfer mitnehmen. Wir werden warten.« Er warf einen Blick auf Denis Michailowitsch. »Was bleibt uns sonst übrig?«

Der Oberst seufzte. »Gehen wir zu den Jungs. Wir reden drüber, und dann suchst du dir deinen Begleiter aus.«

»Nicht nötig.« Hunter schüttelte den Kopf. »Ich brauche Homer.«

7

GRENZEN

Die Draisine fuhr über einen breiten, grellgelben Streifen, der über den Boden und die Wände des Tunnels verlief. Der

Mann am Steuer konnte nicht mehr so tun, als ob er das immer schnellere Knacken des Geigerzählers überhörte. Er griff nach dem Bremshebel und murmelte entschuldigend: »Herr Oberst . Ohne Schutz dürfen wir nicht weiter .«

»Nur noch hundert Meter«, bat Denis Michailowitsch. »Wegen der hohen Belastung bekommst du eine Woche frei. Für uns sind es nur zwei Minuten Fahrt, aber die beiden würden in ihren Anzügen eine halbe Stunde brauchen.«

»Das hier ist die äußerste Grenze, Herr Oberst«, murrte der Steuermann, wagte jedoch nicht die Fahrt zu verlangsamen.

»Halt an«, befahl Hunter. »Wir gehen zu Fuß weiter. Die Strahlung ist wirklich hoch.«

Die Bremsen quietschten, der am Fahrgestell aufgehängte Scheinwerfer begann hin und her zu schwanken, und die Draisine kam zum Stillstand. Der Brigadier und Homer, die mit herabhängenden Füßen am Rand gesessen hatten, sprangen auf die Gleise. In den schweren Schutzanzügen aus bleigetränktem Stoff sahen sie aus wie Kosmonauten.

Diese Anzüge waren unvorstellbar teuer und selten; in der ganzen Metro gab es vielleicht ein paar Dutzend davon. An der Sewastopolskaja wurden sie so gut wie nie verwendet - man schonte sie für besondere Einsätze. Sie hielten selbst stärkster Strahlung stand, doch dafür war jede Bewegung darin eine beschwerliche Angelegenheit, zumindest für Homer.

Denis Michailowitsch ließ die Draisine hinter sich zurück und ging noch ein paar Minuten neben ihnen her. Er und Hunter wechselten einige Sätze - absichtlich bruchstückhaft und verdichtet, damit Homer sie nicht entschlüsseln konnte.

»Wo wirst du sie hernehmen?«, fragte der Oberst den Brigadier mürrisch.

»Sie werden mir schon welche geben. Es bleibt ihnen ja nichts anderes übrig«, erwiderte der andere dumpf und starrte vor sich hin.

»Niemand erwartet dich. Du bist für sie gestorben. Tot, verstehst du?«

Hunter blieb einen Augenblick stehen und sprach leise, weniger zu dem Offizier als zu sich selbst: »Wenn das alles so einfach wäre.«

»Aus dem Orden zu desertieren ist schlimmer als der Tod«, knurrte Denis Michailowitsch.

Der Brigadier machte eine unwirsche Handbewegung, wie um dem Oberst

zu salutieren, aber zugleich ein unsichtbares Ankerseil zu durchtrennen. Denis Michailowitsch verstand die Geste und blieb am Kai zurück, während sich die beiden anderen langsam, gleichsam gegen die Strömung, vom Ufer entfernten und ihre große Fahrt über die Meere der Finsternis antaten.

Der Oberst nahm die Hand von der Schläfe und gab dem Steuermann auf der Draisine das Signal, den Motor zu starten. Er fühlte sich leer: Es gab niemanden mehr, dem er ein Ultimatum stellen, niemanden, gegen den er kämpfen konnte. Als Militärkommandant einer einsamen Insel im Meer konnte er nur noch darauf hoffen, dass der kleine Expeditionstrupp nicht unterging, sondern eines Tages zurückkehren würde, von der anderen Seite, gewissermaßen als Beweis dessen, dass die Erde rund war.

Der letzte Wachposten im Tunnel hatte sich gleich hinter der Kachowskaja befunden und war fast menschenleer gewesen. So lange Homer zurückdenken konnte, waren die Sewastopoler noch nie von Osten angegriffen worden.

Der gelbe Strich schien nicht nur diesen endlosen Betonschlauch in zwei willkürliche Abschnitte eingeteilt, sondern

gleich einem kosmischen Aufzug zwei Planeten miteinander verbunden zu haben, die sich Hunderte von Lichtjahren voneinander entfernt befanden. Jenseits der Linie war der bewohnte Erdenraum beinahe unmerklich in eine tote Mondlandschaft übergegangen -die beiden waren sich auf trügerische Weise ähnlich. Während Homer sich darauf konzentrierte, in den kiloschweren Stiefeln nicht über seine eigenen Füße zu stolpern, und vernahm, wie sich sein Atem angestrengt durch ein komplexes System von Schläuchen und Filtern zwängte, stellte er sich vor, er sei ein Astronaut, den man auf dem Trabanten eines weit entfernten Sterns ausgesetzt hatte. Er verzieh sich diese kindische Fantasie, denn so war es leichter, sich mit dem schweren Anzug abzufinden -auf diesem Mond herrschte nämlich eine erhöhte Schwerkraft -sowie mit dem Gedanken, dass sie nun über viele Kilometer hinweg die einzigen Lebewesen sein würden.

Weder Wissenschaft noch Science-Fiction haben die Zukunft voraussehen können, dachte der Alte. Im Jahr 2034 würde der Mensch längst die Hälfte der Galaxis oder zumindest sein eigenes Sonnensystem erobert haben, hatte man Homer in seiner Kindheit versprochen. Doch waren sowohl die Autoren von Zukunftsromanen als auch die Wissenschaftler stets davon ausgegangen, dass die Menschheit rational und konsequent handeln würde. Als bestünde sie nicht aus ein paar Milliarden träger, leichtsinniger und genußsüchtiger Individuen, sondern wäre eine Art Bienenstock, begabt mit kollektiver Vernunft und gleichgerichteter Willenskraft; als hätte sie mit der Eroberung des Weltraums irgendwelche ernsthaften Absichten gehabt. Stattdessen waren sie des Spiels überdrüssig geworden und hatten das ganze Unternehmen auf halbem Wege hingeschmissen, um sich erst der Elektronik, dann der Biotechnologie zuzuwenden, ohne auch nur auf einem dieser Gebiete halbwegs be-

eindruckende Ergebnisse zu erzielen. Höchstens vielleicht in der Kernphysik.

Und nun war er hier, ein flügelahmer Astronaut, überlebensfähig allein dank dieses riesigen Weltraumanzugs, ein Fremder auf seinem eigenen Planeten, bereit, die Tunnel zwischen der Kachowskaja und der Kaschirskaja zu erobern. Alles andere konnten er und die anderen Überlebenden vergessen. Die Sterne bekamen sie sowieso nicht zu sehen.

Seltsam: Hier, jenseits der gelben Linie, stöhnte sein Körper unter eineinhalbfacher Schwerkraft, doch sein Herz war schwerelos. Tags zuvor, als Homer sich vor dem Marsch zur Tulschaja von Jelena verabschiedet hatte, hatte er damit gerechnet, dass er wieder zurückkehren würde. Doch als Hunter ihn zum zweiten Mal als Begleiter auswählte, begriff er: Diesmal war die Sache ernst. So oft hatte er um eine Prüfung, eine Erleuchtung gebeten - nun war er endlich erhört worden. Zu kneifen wäre dumm und unwürdig gewesen.

Er wusste, dass eine Lebensaufgabe sich nicht einfach als Nebenjob erledigen ließ. Das Schicksal ließ sich nicht hinhalten nach dem Motto: Das kommt schon noch, aber vielleicht etwas später, nächstes Mal. Ein nächstes Mal würde es wahrscheinlich nicht geben, und wenn er sich jetzt nicht entschied, wofür sollte er dann noch leben? Sollte er die Frist, die ihm bis zum Ende blieb, wirklich als der unbekannte Nikolai Iwanowitsch fristen, als Stationsnarr, als alter, sabbernder, erratisch grinsender Märchenonkel?

Doch um sich von einer Karikatur des Homer in dessen wahren Erben zu verwandeln, von einem Liebhaber der Mythen in deren Schöpfer, um sich aus der Asche als neuer Mensch zu erheben, musste er zuerst sein altes Ich verbrennen.

Er glaubte, wenn er immer weiter an sich zweifelte, seiner Sehnsucht nach Heim und Frau nachgab, ständig in die Vergangenheit zurückblickte, würde er unweigerlich etwas äußerst Wichtiges, das ihm bevorstand, übersehen. Er musste einen Schnitt machen.

Von dieser neuen Expedition würde er, wenn überhaupt, kaum unversehrt zurückkehren. Natürlich tat es ihm leid um Jelena. Anfangs hatte sie gar nicht glauben wollen, dass Homer bereits nach einem Tag gesund zurückgekommen war. Und erfolglos hatte sie versucht ihn von dieser Reise ins Nichts abzuhalten. Als sie ihn dann erneut unter Tränen verabschiedete, versprach er ihr nichts mehr. Er drückte sie an sich und blickte über ihre Schulter auf seine Uhr. Es war Zeit zu gehen. Dabei war ihm bewusst: Zehn Jahre seines Lebens ließen sich nicht so einfach amputieren; er würde ganz bestimmt Phantomschmerzen bekommen.

Er hatte geglaubt, er werde sich ständig umsehen wollen. Doch kaum hatte er den dicken gelben Strich überschritten, war es, als sei er tatsächlich gestorben und seine Seele habe sich aus den beiden schweren, unbeweglichen Hüllen befreit und sei aufgestiegen. Er war frei.

Hunter schien der Schutzanzug keine Mühe zu bereiten. Das weite Kleidungsstück hatte seine muskulöse, wolfsartige Gestalt zu einem formlosen Berg aufgebläht, seiner Beweglichkeit aber keinen Abbruch getan. Zwar ging er neben dem schwer atmenden Homer her, aber nur deshalb, weil er ihn seit dem Nachimowksi prospekt nicht aus den Augen ließ.

Nach all dem, was er an der Nagatinskaja, der Nagornaja und der Tulsckaja gesehen hatte, war es Homer nicht leichtgefallen, sich auf eine weitere Reise mit Hunter einzulassen. Doch war da etwas, das ihn schließlich überzeugte: Die Anwesenheit des Brigadiers hatte in ihm jene Art von Metamorphose ausgelöst, die er schon so lange herbeisehnte

und von der er sich eine Wiedergeburt versprach. Es war dem Alten egal, warum Hunter ihn noch einmal mit sich

schleppte - sei es als Lotse oder als wandelnden Proviant. Die Hauptsache für Homer war, sich diesen Zustand nicht entgehen zu lassen, ihn zu nutzen, solange er noch andauerte, sich etwas einfallen zu lassen, etwas aufzuschreiben.

Und dann: Als Hunter ihn gerufen hatte, war es Homer so vorgekommen, dass jener auch etwas von ihm wollte. Und es ging nicht darum, dass er ihm in den Tunneln den Weg zeigte und ihn vor möglichen Gefahren warnte. Vielleicht

nahm sich der Brigadier, indem er dem Alten gab, was er brauchte, ja selbst etwas von ihm, ohne danach zu fragen?

Doch was war es, das ihm fehlte?

Hunters äußerliche Gefühllosigkeit konnte Homer nicht mehr trügen. Hinter der Kruste seines gelähmten Gesichts kochte ein Magma, das bisweilen über die Krater seiner ewig offenen Augen hinaustrat. Er war unruhig. Auch er war auf der Suche.

Hunter schien perfekt geeignet zu sein für die Rolle des epischen Helden in Homers zukünftigem Buch. Anfangs hatte der Alte noch gezögert, doch nach ein paar Versuchen hatte er ihn angenommen. Auch wenn vieles am Charakter des Brigadiers - seine Leidenschaft für das Töten, seine kargen Worte und sparsamen Gesten - ihn vorsichtig machten. Hunter war wie jene Mörder, die der Polizei verschlüsselte Hinweise zukommen lassen, damit sie überführt werden. Homer wusste nicht, ob der Brigadier in ihm einen Beichtvater, einen Biografen oder eine Art Spender von irgendetwas sah, doch er spürte, dass diese seltsame Abhängigkeit auf Gegenseitigkeit beruhte. Und dass sie bald stärker sein würde als seine Angst.

Tatsächlich wurde Homer das Gefühl nicht los, dass Hunter ein äußerst wichtiges Gespräch hinauszögerte. Immer wieder wandte sich der Brigadier ihm zu, als wollte er ihn etwas fragen, blieb jedoch stumm. Vielleicht hatte der Alte aber auch wieder einmal Wunsch und Wirklichkeit verwechselt, und er war nichts als ein unnötiger Zeuge, dem Hunter irgendwo im Tunnel den Hals umdrehen würde.

Immer häufiger fiel der Blick des Brigadiers auf den Rucksack des Alten, in dem das unheilvolle Tagebuch steckte. Er schien zu spüren, dass Homers Gedanken um einen gewissen Gegenstand darin kreisten, und näherte sich ihm langsam, aber stetig. Krampfhaft versuchte Homer, nicht an die Notizen zu denken - doch vergebens.

Er hatte kaum Zeit zum Packen gehabt und daher nur ein paar Minuten mit dem Tagebuch allein verbracht. Natürlich hatte das nicht gereicht, um all die blutverklebten Blätter zu befeuchten und voneinander zu trennen, aber einen Teil der Seiten hatte Homer doch überfliegen können. Sie waren kreuz und quer mit eiligen, bruchstückhaften Aufzeichnungen vollgeschrieben. Zudem stimmte die Reihenfolge nicht, als ob dem Autor seine Worte ständig entglitten wären und er sie nur mit großer Mühe an irgendeiner Stelle aufgeschrieben hätte. Damit sie jetzt einen Sinn bekamen, musste Homer sie in der richtigen Reihenfolge ordnen.

»Kein Kontakt. Das Telefon schweigt. Wahrscheinlich Sabotage. Jemand von den Verbannten, aus Rache? Noch vor uns.«

»Lage ausweglos. Hilfe von nirgends zu erwarten. Die Sewastopolskaja anzufordern wäre das Ende für die unsrigen. Also bleibt nur ausharren. Wie lange noch?«

»Sie lassen uns nicht raus. Sie sind verrückt geworden. Wenn nicht ich, dann wer? Fliehen!«

Und da war noch etwas. Gleich nach jenen letzten Worten, die dringend vor einer Erstürmung der Tulsckaja war-

nten, stand eine Unterschrift -undeutlich, abgestempelt mit dem braunen Siegelack blutiger Finger. Diesen Namen hatte Homer schon früher gehört, ja er hatte ihn sogar selbst nicht selten ausgesprochen.

Dieses Tagebuch gehörte dem Funker, der vor einer Woche mit der Karawane zur Tulsakaja geschickt worden war.

Sie kamen an der Abzweigung zu einem der Metro-Depots vorbei, das ohne Zweifel längst ausgeräumt worden wäre, hätte es nicht so viel Strahlung abbekommen. Der schwarze Tunnel, der dorthin führte, war offenbar in aller Eile mit zusammengeschweißtem Bewehrungsstahl verbarrikadiert worden. Auf einem Blechschild, das an einem Stück Draht von einem der Stäbe herabhing, grinste ihnen ein Totenschädel entgegen, und darunter sah man die Spuren einer

Warnung in roter Farbe, die jedoch mit der Zeit abgeblättert oder absichtlich weggekratzt worden war.

Dieser vergitterte Schacht zog Homers Blick magisch an. Als er sich schließlich mit Mühe davon losriss, musste er unwillkürlich denken, dass die Linie wohl doch nicht so leblos war, wie man an der Sewastopolskaja glaubte.

Dann durchquerten sie die Warschawskaja - eine grauenvolle, verrostete und verschimmelte Station, die einen Eindruck machte wie eine Wasserleiche. Die gekachelten Wände schwitzten eine trübe Flüssigkeit aus, und durch die halb geöffneten hermetischen Tore drang ein kalter Wind von der Oberfläche herein, als ob ein riesiges Wesen versuchte, diese längst verweste Station von außen künstlich zu beatmen. Das hysterische Ticken der Geigerzähler ermahnte sie, diesen Ort schnellstmöglich wieder zu verlassen.

Sie näherten sich bereits der Kaschirskaja, als eines der Geräte den Geist aufgab, und der Zeiger des anderen am Ende der Skala klebenblieb. Homer spürte einen bitteren Geschmack auf der Zunge.

»Wo war der Einschlag?«, fragte Hunter.

Die Stimme des Brigadiers war schlecht zu hören, als hätte Homer den Kopf in eine volle Badewanne gesteckt. Er blieb stehen - endlich bot sich die Gelegenheit für eine zwar kurze, aber sehr willkommene Atempause - und deutete mit einem Handschuh nach Südosten. »Bei der Kantemirowskaja. Wir gehen davon aus, dass das Dach einer Eingangshalle oder aber ein Lüftungsschacht eingestürzt ist. Genau weiß es keiner.«

»Das heißt, die Kantemirowskaja ist verlassen?«

»Schon immer. Jenseits der Kolomenskaja gibt es keine Menschenseele.«

»Mir hat man gesagt.«, begann Hunter, doch dann verstummte er und machte Homer ein Zeichen, ebenfalls leise zu sein. Er schien irgendwelche kaum spürbaren Wellen zu empfangen. Endlich fragte er: »Weiß man, was an der Kaschirskaja passiert ist?«

»Woher denn?« Homer war nicht sicher, ob sein ironischer Unterton durch den Atemfilter nach außen drang.

»Dann sag ich's dir. Die Strahlung dort ist so hoch, dass wir beide nach einer Minute gebraten werden. Da hilft dir auch kein Schutzanzug. Wir kehren um.«

»Zurück? Zur Sewastopolskaja?«

»Ja. Ich werde dort nach oben gehen. Vielleicht komme ich so auch hin«, sagte Hunter nachdenklich. Es schien, als plante er bereits seine Route.

Homer stutzte. »Du willst alleine gehen?«

»Ich kann mich nicht ständig um dich kümmern. Ich muss zusehen, dass ich nicht selbst dabei draufgehe. Zu zweit kämen wir sowieso nicht durch. Es ist nicht mal sicher, dass ich es allein schaffe.«

»Begreifst du nicht? Ich muss mit dir mitgehen, ich will.« Homer suchte krampfhaft nach einem Grund, einem Vorwand.

»Ich will noch was Sinnvolles tun, bevor du krepierst?«, sprach der Brigadier den Satz zu Ende. Sein Tonfall klang gleichgültig, dabei wusste Homer, dass die Filter ihrer Gasmasken jegliche Beimischungen heraussiebten, so dass nur geschmacklose, sterile Luft hineinströmte und mechanische, seelenlose Stimmen herauskamen.

Der Alte schloss die Augen und versuchte sich krampfhaft an all das zu erinnern, was er über den kurzen Stummel der Kachowskaja-Linie wusste, über das verstrahlte Ende der Samoskworezkaja-Linie, über den Weg von der Sewastopolskaja zur Serpuchowskaja. Alles, nur nicht umkehren, nicht zurückkehren zu jenem dürftigen Leben, das ihm nichts zu bieten hatte als falsche Hoffnungen auf große Romane und unsterbliche Legenden.

»Folge mir!«, krächzte er plötzlich und stakste mit einer Behendigkeit los, die ihn selbst erstaunte - nach Osten, zur Kaschirskaja, mitten in die Hölle.

Sie träumte, dass sie mit einer Feile an einem Eisenring rieb, mit dem sie an eine Wand gekettet war. Das Werkzeug kreischte und rutschte immer wieder ab, und immer wenn es einen halben Millimeter in den Stahl eingedrungen war, brauchte sie nur einen Moment innezuhalten, damit die hauchdünne, kaum sichtbare Riefe vor ihren Augen wieder zuwuchs.

Doch Sascha gab nicht auf: Wieder packte sie die Feile mit ihren blutig gescheuerten Händen und fuhr fort, das unnachgiebige Metall zu bearbeiten. Der Rhythmus ihrer Bewegungen war streng vorgeschrieben. Das Wichtigste war, dass sie ihn einhielt, dass sie keine Schwäche zeigte, die Arbeit niemals ruhen ließ.

Ihre angeketteten Fußknöchel waren angeschwollen und taub. Sascha wusste: Selbst wenn es ihr gelänge, das Eisen zu bezwingen, sie würde doch nicht fliehen können, denn ihre Beine würden ihr nicht gehorchen.

Sie erwachte und hob mühsam die Lider.

Die Fesseln waren kein Traum gewesen: Saschas Handgelenke steckten in Handschellen. Sie lag auf der schmutzigen Ladefläche der alten Bergwerksdraisine, die sich monoton winselnd und quälend langsam vorwärtsschleppte. In ihrem Mund steckte ein schmutziger Lappen, und ihre Schläfe schmerzte und blutete.

Er hat mich nicht getötet, dachte sie. Warum?

Von der Ladefläche aus sah sie nur einen Ausschnitt der Tunneldecke. In einem ungleichmäßigen Lichtstrahl flackerten die Nahtstellen der Tunnelringe auf. Plötzlich verschwand die Tunnelwölbung und abgeblätterte weiße Farbe wurde sichtbar. Was war das für eine Station?

Dies war ein unguter Ort: nicht nur ruhig, sondern totenstill, nicht nur menschenleer, sondern leblos, und dazu stockfinster. Dabei hatte sie immer gedacht, dass die Stationen dort, auf der anderen Seite der Brücke, voller Menschen wären und überall unglaublicher Lärm herrschte. Sollte sie sich geirrt haben?

Die Decke über Sascha bewegte sich nicht mehr. Ächzend und fluchend kletterte ihr Entführer auf den Bahnsteig, ging umher, wobei seine beschlagenen Absätze seltsam knirschten. Er schien die Umgebung zu erkunden. Offenbar hatte er die Gasmaske bereits abgesetzt, denn auf einmal hörte sie ihn herablassend murmeln: »Da bist du also. Ist ja wirklich 'ne Weile her.« Er atmete erleichtert aus, dann schlug - nein trat - er gegen etwas Lebloses, Schweres: einen vollen Sack?

Die Erkenntnis traf Sascha wie ein Blitz. Sie verbiss sich in den stinkenden Lappen und begann dumpf zu stöhnen, ihr Körper verbog sich krampfhaft. Nun wusste sie, wohin sie der Dicke mit dem Schutzanzug gebracht hatte, und wem seine Worte galten.

Allein schon die Idee, Hunter zurückzulassen, war absurd. Mit einigen wenigen raubtierartigen Sprüngen hatte dieser Homer eingeholt, packte ihn an der Schulter und schüttelte ihn schmerzhaft. »Was ist los mit dir?«

»Noch ein Stück weiter.«, krächzte der Alte. »Mir ist da etwas eingefallen. Es gibt einen Gang direkt zur Samoskwo-rezkaja-Linie, noch vor der Kaschirskaja. Wenn wir da durchgehen, kommen wir gleich in den Tunnel und müssen nicht durch die Station laufen. Wir umgehen sie und kommen direkt bei der Kolomenskaja raus. Es kann nicht weit sein. Bitte.«

Homer nutzte den Moment, da Hunter zögerte, um sich loszureißen, doch verfiel er sich in den breiten Hosenbeinen seines Anzugs, fiel aufs Gleis, rappelte sich wieder auf und stapfte trotzig weiter. Hunter packte den Alten mit einer Leichtigkeit, als wäre dieser eine Ratte, und drehte ihn mit dem Gesicht zu sich, beugte sich zu ihm herab, bis die Sichtfenster ihrer Gasmasken auf gleicher Höhe waren. Einige Sekunden lang blickte er Homer an, dann lockerte er seinen Griff. »Na gut«, knurrte er.

Von jetzt an zog der Brigadier Homer hinter sich her, ohne auch nur einen Augenblick stehenzubleiben. Das Pochen des Bluts in seinen Ohren übertönte das Knacken der Geigerzähler, die steifen Beine gehorchten ihm kaum noch, seine Lungen schienen vor Anstrengung zu bersten.

Fast hätten sie den pechschwarzen Fleck des engen Schlupflochs übersehen. Sie zwängten sich hinein und liefen noch einige lange Minuten, bis sie bei einem neuen Tunnel herauskamen. Der Brigadier blickte sich hastig um, tauchte zurück in den Gang und fuhr den Alten an: »Wohin hast du mich geführt? Bist du hier überhaupt schon mal gewesen?«

Etwa dreißig Meter weiter links, in der Richtung, die sie einschlagen mussten, war der Tunnel vom Boden bis zur

Decke mit etwas versperrt, das entfernt an ein Spinnennetz erinnerte.

Homers Luft reichte nicht zum Sprechen, also schüttelte er nur den Kopf. Das war die reine Wahrheit - es hatte ihn noch nie zuvor hierher verschlagen. Das, was er von diesem Ort gehört hatte, würde er Hunter besser nicht erzählen.

Der Brigadier nahm das Sturmgewehr in die linke Hand, zog aus seinem Rucksack ein langes, rechteckiges Messer, eine Art selbstgemachte Machete, und hieb die klebrigweiße Gaze durch. Die vertrockneten Panzer fliegender Kakerlaken, die in den Netzen hingen, fingen an zu zittern und zu klappern wie verrostete Schellen. Die Wunde begann sogleich wieder ihre Ränder zu schließen, als ob sie zuwüchse.

Der Brigadier schob ein halb transparentes Stück Spinnleinwand beiseite, steckte seinen Scheinwerfer hindurch und leuchtete in den Seitentunnel. Sie würden Stunden brauchen, um sich den Weg freizuschlagen: Die klebrigen Fäden durchzogen den Gang wie ein mehrschichtiges Geflecht, soweit der Lichtstrahl reichte.

Hunter blickte auf den Strahlungsmesser, gab einen seltsamen kehligen Laut von sich und begann wie rasend das zwischen den Wänden hängende Garn zu zerfetzen. Die Spinnweben gaben nur widerstrebend nach, kosteten mehr Zeit, als sie hatten. Nach zehn Minuten waren sie erst dreißig Meter vorangekommen, und das Netz wurde immer dichter - es schien den Durchgang wie ein Wattebausch zu verstopfen.

Als sie schließlich bei einem zugewachsenen Lüftungsschacht ankamen, unter dem ein hässliches doppelköpfiges Skelett auf den Schwellen lag, schleuderte der Brigadier sein Messer zu Boden.

Sie hingen in dem Spinngewebe fest wie diese Kakerlaken, und selbst wenn das Wesen, das die riesigen Netze

gewoben hatte, schon längst tot war, würde die Strahlung dafür sorgen, dass sie innerhalb kürzester Zeit vor die Hunde gingen.

Während Hunter nach einem Ausweg suchte, fiel Homer plötzlich noch etwas ein, das er über diesen Ort gehört hatte. Er ließ sich auf ein Knie nieder, klopfte aus seinem Reservemagazin ein paar Patronen hervor, drehte mit seinem Federmesser die Kugeln heraus und schüttelte sich das Schießpulver in die Hand.

Hunter begriff sofort. Kurz darauf standen sie wieder am Anfang des Verbindungstunnels, schütteten auf einer Watteunterlage ein Häufchen aus grobem, grauem Pulver auf und hielten ein Feuerzeug daran.

Das Pulver zischte auf, begann zu rauchen -und plötzlich geschah das Unglaubliche: Die kleine Flamme begann sich gleichzeitig in alle Richtungen auszugießen, wanderte die Wände hinauf, erreichte die Decke und ergriff schließlich den gesamten Tunnelraum.

Gierig fraß sie das Spinnennetz auf und raste in die Tiefe. Wie ein dröhnender Flammenring bewegte sie sich unaufhaltsam vorwärts, beleuchtete die verrußten Tunnelsegmente und ließ nur hin und wieder verbrannte Fetzen an der Decke zurück. Auf seinem Weg zur Kolomenskaja verengte sich der Feuerreif zusehends und sog wie ein gigantischer Kolben die Luft mit sich. Dann machte der Tunnel eine Kurve, und die Flamme entschwand, eine purpurrot flackernde Schärpe hinter sich herziehend, ihren Blicken.

Erst in weiter Ferne glaubte Homer durch das gleichmäßige Dröhnen des Feuers hindurch ein unmenschliches, verzweifelteres Kreischen sowie ein heiseres Zischen zu vernehmen. Doch war der Alte von diesem Schauspiel noch immer so hypnotisiert, dass er seiner eigenen Wahrnehmung nicht recht traute.

Hunter steckte sein Messer zurück in den Rucksack und kramte stattdessen zwei neue, noch versiegelte Filterbüchsen für ihre Gasmasken hervor. »Die waren eigentlich für den Rückweg gedacht.« Er tauschte seinen Filter aus und gab die zweite Büchse Homer. »Durch den Brand ist die Strahlung jetzt so hoch wie damals.«

Der Alte nickte. Die Flamme hatte radioaktive Teilchen auf- und durcheinandergewirbelt, die sich über Jahre hinweg auf dem Spinnennetz abgesetzt hatten und in dessen Fäden eingedrungen waren. In dem schwarzen Vakuum des Tunnels schwirrten nun vermutlich Milliarden todbringender Moleküle umher. Unzählige winzige Unterwassermine hingen in diesem leeren Raum und versperrten ihnen den Weg. Ein Ausweichmanöver war ausgeschlossen.

Es blieb nur der Weg mitten hindurch.

»Wenn dich jetzt dein Papilein sähe«, tadelte der Dicke sie mit höhnischem Tonfall.

Sascha saß der Leiche ihres Vaters genau gegenüber, die mit dem Gesicht nach unten in ihrem eigenen Blut lag.

Der Entführer hatte ihr bereits die Träger der Latzhose von den Schultern gezogen; darunter trug sie ein T-Shirt mit der verblichenen Abbildung eines fröhlich lachenden Tierchens. Jedesmal, wenn sie ihren Blick hob, blendete sie der Entführer mit seiner Lampe, damit sie sein Gesicht nicht erkannte. Den Knebel hatte er ihr aus dem Mund gezogen, doch Sascha hatte ohnehin nicht vor, ihn um etwas zu bitten.

»Deiner Mutter siehst du ja überhaupt nicht ähnlich. Schade, ich hatte schon gehofft.« Die Elefantenbeine in den hohen, dunkelrot beschmierten Gummistiefeln wanderten ein weiteres Mal um die Säule herum, an der Sascha lehnte. Jetzt kam seine Stimme von hinten. »Dein Papilein hat wahrscheinlich geglaubt, dass mit der Zeit schon Gras darüber wachsen wird. Aber es gibt auch Verbrechen, die nicht

verjähren. Verleumdung zum Beispiel. Verrat.« Seine schwammigen Umrisse tauchten auf der anderen Seite aus dem Dunkel auf. Er blieb über der Leiche ihres Vaters stehen, trat mit dem Stiefel dagegen und spie dicken Schleim aus. »Schade, dass der Alte bereits den Löffel abgegeben hat, ohne dass ich nachhelfen konnte.« Der Dicke ließ den Lichtstrahl durch die trübe, gesichtslose Station schweifen, in der haufenweise nutzloser Plunder verstreut lag. Bei einem Fahrradrahmen ohne Räder hielt er inne. »Gemütlich habt ihr's hier. Ich denke mal, wärest du nicht gewesen, dein Papilein hätte sich längst aufgehängt.«

Während er in der Station herumleuchtete, versuchte Sascha fortzukriechen, doch nur eine Sekunde später fing sein Lichtstrahl sie wieder ein.

»Und das kann ich gut nachvollziehen.« Mit einem Satz landete der Entführer wieder neben ihr. »Ne hübsche Lady ist ihm da gelungen. Schade nur, wie gesagt, dass sie ihrer Mutter so gar nicht ähnlich sieht. Wahrscheinlich hat ihn das auch betrübt. Na, egal.« Er trat ihr mit der Stiefelspitze in die Seite, so dass sie umfiel. »Immerhin hab ich mich durch die ganze Metro hierher durchgeschlagen.«

Sascha zuckte zusammen und begann den Kopf zu schütteln.

»Siehst du, Petja, wie leicht sich alles voraussagen lässt.« Wieder hatte er sich Saschas Vater zugewandt. »Früher hast du deine Nebenbuhler vors Tribunal gebracht. Und vielen Dank auch für die lebenslängliche Verbannung statt der Hinrichtung! Tja, das Leben ist wirklich lang, und die Umstände ändern sich. Und eben nicht immer zu deinen Gunsten. Ich bin zurück, auch wenn ich dafür zehn Jahre länger gebraucht habe als geplant.«

»Man kehrt niemals zufällig an einen Ort zurück«, flüsterte Sascha. Die Worte ihres Vaters.

»Wohl wahr«, entgegnete der Dicke spöttisch. »He, wer ist da?«

Am gegenüberliegenden Ende des Bahnsteigs ertönte ein Rascheln, dann fiel etwas Schweres zu Boden. Eine Art Zischen war zu hören sowie etwas, das wie die vorsichtigen Schritte eines großen Tiers klang. Die darauf folgende Stille war trügerisch und rissig, und Sascha spürte ebenso wie ihr Entführer, dass sich aus dem Tunnel etwas auf sie zubewegte.

Der Dicke entsicherte geräuschvoll, ließ sich neben dem Mädchen auf einem Knie nieder, legte den Kolben an die Schulter und schickte einen zitternden Lichtfleck über die umstehenden Säulen. Dass sich in dem seit Jahrzehnten leeren Südtunnel etwas bewegte war nicht weniger unheimlich, als wenn die Marmorstatuen an einer der zentralen Stationen plötzlich zum Leben erwacht wären.

In dem wandernden Lichtfleck tauchte kurz ein verschwommener Schatten auf -gewiss kein menschlicher, weder von den Umrissen her noch was seine Behendigkeit betraf. Doch als der Strahl an dieselbe Stelle zurückkehrte, war von dem rätselhaften Wesen keine Spur mehr zu sehen. Ein paar Sekunden später fing die panisch herumsuchende Lichtscheibe es wieder ein -nur noch etwa zwanzig Schritt von ihnen entfernt.

»Ein Bär?«, flüsterte der Dicke ungläubig und drückte ab.

Die Kugeln rasten auf die Säulen zu, pickten in die Wände, doch das Tier hatte sich gleichsam in Luft aufgelöst, und keiner der Schüsse erreichte sein Ziel. Dann stellte der Dicke plötzlich das sinnlose Geballer ein, ließ die Kalaschnikow zu Boden fallen und presste die Hände auf seinen Bauch. Die Lampe rollte zur Seite, so dass sich der Lichtkegel über den Boden ergoss und seine schwere, zusammengekrümmte Gestalt von unten anleuchtete.

Ohne Hast trat aus dem Zwielficht ein Mensch hervor - mit erstaunlich weichen, fast lautlosen Schritten, obwohl er schwere Stiefel trug. Der Schutzanzug war selbst für seine hünenhafte Gestalt zu weit, so dass man ihn tatsächlich von weitem für einen Bär halten konnte.

Er trug keine Gasmaske. Der kahlrasierte, von Narben durchzogene Kopf erinnerte an eine ausgetrocknete Wüste. Ein Teil seines Gesichts hatte kühne, wenn auch etwas grobe und harte Züge; man hätte es durchaus als schön bezeichnen können, wäre es nicht so totenstarr gewesen, dass Sascha bei seinem Anblick unwillkürlich schauderte. Die andere Hälfte war jedoch schlicht ungeheuerlich zugerichtet: Ein komplexes Geflecht aus Narben machte daraus eine Maske von vollkommener Hässlichkeit. Dennoch hätte sein äußeres Erscheinungsbild wohl eher etwas Abstoßendes denn Furchterregendes gehabt, wären da nicht seine Augen gewesen. Ein ständig umherstreifender, halb wahnsinniger Blick war das Einzige, was diesem unbeweglichen Gesicht Leben verlieh. Ein Leben ohne Seele.

Der Dicke versuchte auf die Füße zu kommen, doch sackte er gleich wieder zu Boden und schrie vor Schmerz. Der Hüne ging neben ihm in die Hocke, richtete einen langen Pistolenlauf mit Schalldämpfer gegen sein Genick und drückte ab.

Das Geheul brach augenblicklich ab, doch das Echo irrte noch einige Sekunden durch das Gewölbe der Station, gleich einem verlorenen Wesen, dem man seinen Körper weggenommen hatte.

Der Schuss hatte ihm das Kinn fortgerissen, und nun lag Saschas Entführer da und zeigte ihr sein Gesicht - einen schleimigen, roten Trichter. Sascha zog den Kopf ein und begann leise zu wimmern. Der furchtbare Mann richtete langsam, nachdenklich den Lauf der Pistole auf sie.

Dann sah er sich um und entschied sich anders. Die Pistole verschwand in einem Schulterhalfter, und er selbst trat zurück, als wolle er sich von seiner Tat distanzieren. Er öffnete eine flache Feldflasche und setzte sie an die Lippen.

Nun betrat ein weiterer Charakter die kleine Bühne, die von der allmählich schwächer werdenden Lampe des Dickens erleuchtet wurde: ein alter Mann. Er atmete schwer und presste eine Hand gegen die Rippen. Er trug den gleichen Schutzanzug wie der Killer, bewegte sich darin jedoch äußerst ungeschickt. Kaum hatte er seinen Begleiter eingeholt, sank der Alte sogleich erschöpft zu Boden.

Er bemerkte nicht einmal, dass alles voller Blut war. Erst nachdem er sich etwas erholt hatte und die Augen öffnete, erblickte er die beiden entstellten Leichen. Und dazwischen das stumme, völlig verängstigte Mädchen.

Eben erst hatte sich sein Herz beruhigt - doch nun fing es wieder heftig zu schlagen an. Noch ehe Homer die Worte dafür fand, wusste er es: Er hatte sie gefunden. Nach all den vergeblichen Versuchen, die Heldin seines Romans des Nachts vor seinem geistigen Auge erstehen zu lassen, ihre Lippen und Hände, ihre Kleidung, ihren Geruch, ihre Bewegungen und Gedanken zu erfinden, stand er nun plötzlich vor einer Person aus Fleisch und Blut, die seinen Vorstellungen exakt entsprach.

Doch nein, eigentlich hatte er sie sich etwas anders vorgestellt - eleganter, ebenmäßiger - und sicherlich erwachsener. Diese hier hatte zu viele Ecken und Kanten, und in ihren Augen erblickte Homer nicht etwa warmen, schmachtenden Flor, sondern zwei Splitter aus hartem Eis. Aber er wusste, dass er es war, der sich geirrt hatte, er hatte nicht vorausahnen können, wie sie sein würde.

Ihr gehetzter Blick, die ängstlichen Gesichtszüge, die gefesselten Hände -all das faszinierte ihn. Sicher, er wusste so manche Geschichte hervorragend nachzuerzählen, doch ei-

ne Tragödie zu schreiben wie jene, die dieser jungen Frau widerfahren war, das hätte seine Fähigkeiten bei weitem überstiegen. Ihre Hilflosigkeit, ihr Ausgeliefertsein, ihre wundersame Rettung und die Art und Weise, wie sich ihr Schicksal mit seiner und Hunters Geschichte verwob - all dies konnte nur eines bedeuten: Er war auf dem richtigen Weg.

Er glaubte ihr, noch bevor sie ein einziges Wort gesagt hatte. Denn neben allem anderen besaß dieses Mädchen mit ihren wirren blonden, ungeschickt zurechtgestutzten Haaren und spitzen Ohren, den rußverschmierten Wangen, den fragilen, entblößten, erstaunlich weißen Schultern und ihrer kindlich vollen, zerkauten Unterlippe eine ganz besondere Art von Schönheit, so dass sich zu seiner Neugier auch Mitleid und eine spontane, zärtliche Zuneigung gesellten.

Homer trat näher und ging vor ihr in die Hocke. Sie duckte sich, kniff die Augen zusammen. Eine Wilde, dachte er. Da ihm nichts einfiel, was er sagen konnte, tätschelte er ihr sanft die Schulter.

»Wir müssen weiter«, knurrte Hunter.

»Und was ist mit.« Homer deutete mit fragendem Blick auf das Mädchen.

»Nichts. Sie geht uns nichts an.«

»Wir können sie doch nicht allein zurücklassen!«

»Dann verpassen wir ihr eben eine Kugel«, entgegnete der Brigadier harsch.

»Ich will nicht mit euch gehen«, sagte das Mädchen mit überraschender Klarheit. »Nehmt mir nur die Handschellen ab. Die Schlüssel hat wahrscheinlich der da.« Sie deutete auf die gesichtslose Leiche am Boden.

Mit einigen wenigen Handgriffen durchsuchte Hunter die Leiche und fischte aus einer Innentasche einen Bund

mit Blechschlüsseln heraus. Er warf ihn dem Mädchen hin, blickte Homer an und sagte: »Zufrieden?«

Der Alte spielte auf Zeit. »Was hat dir dieser Schweinehund angetan?«, fragte er die Kleine.

»Nichts«, erwiderte sie, während sie mühsam an dem Schloss herumfuhrwerkte. »Er ist nicht so weit gekommen. Er ist kein Ungeheuer. Ein gewöhnlicher Mensch. Grausam, dumm und nachtragend. Wie alle.«

»Nicht alle«, wandte der Alte ein, doch es klang nicht besonders überzeugt.

»Doch, alle«, wiederholte das Mädchen. Sie verzog das Gesicht, aber es gelang ihr, sich auf die angeschwollenen Füße zu stellen. »Was soll's. Es ist nicht immer einfach, Mensch zu bleiben.«

Wie schnell sie ihre Furcht abgelegt hatte! Nun schlug sie die Augen nicht mehr zu Boden, sondern blickte die beiden Männer streng und herausfordernd an. Sie bückte sich zu einer der Leichen herab, drehte sie vorsichtig auf den Rücken, legte die eingeknickten Arme zurecht und küsste die Stirn des Toten. Dann wandte sie sich Hunter zu, kniff die Augen zusammen, und einer ihrer Mundwinkel zuckte. »Danke.«

Sie nahm weder Waffen noch sonst irgendwelche Sachen mit. Sie kletterte auf das Gleis hinab und ging leicht hinkend auf den Tunnel zu.

Der Brigadier sah ihr mit finsterem Blick nach. Seine Hand glitt an seinem Gürtel hin und her, unentschlossen zwischen Messer und Feldflasche. Endlich traf er eine Entscheidung, richtete sich auf und rief ihr nach: »Warte!«

8

MASKEN

Der Käfig lag noch dort, wo der Dicke Sascha niedergeschlagen hatte. Das Türchen stand offen, die Ratte war fort .

Schon gut, dachte das Mädchen. Auch eine Ratte hat ein Recht auf Freiheit.

Es half nichts: Sascha musste die Gasmaske ihres Entführers aufsetzen. Sie glaubte noch einen Rest seines faulen Atems zu verspüren, doch konnte sie froh sein, dass der Dicke die Maske nicht getragen hatte, als er niedergeschossen wurde.

In der Mitte der Brücke stieg die Strahlung plötzlich wieder an.

Es glich einem Wunder, dass sie sich in dem riesigen Schutzanzug, in dem sie herumschlotterte wie eine Kakerlakenlarve in ihrem Kokon, überhaupt bewegen konnte. Die Gasmaske war zwar von der breiten Visage des Dicken gedehnt worden, haftete aber dennoch gut an ihrem Gesicht. Sascha versuchte so kräftig wie möglich auszuatmen, um die für den Toten gedachte Luft aus den Schläuchen und Filtern zu vertreiben, doch während sie durch die runden, beschlagenen Sichtgläser nach draußen blickte, wurde sie das Gefühl nicht los, dass sie in einen fremden Körper geschlüpft war. Noch vor einer Stunde steckte in diesem Anzug jener grausame Dämon, der sie heimgesucht hatte - und nun musste sie, um über diese Brücke zu kommen, sich gleichsam in ihn hineinversetzen, mit seinen Augen die Welt betrachten.

Mit seinen - und mit den Augen jener Menschen, die sie und ihren Vater an die Kolomenskaja verbannt hatten, die sie all diese Jahre nur deswegen hatten leben lassen, weil ihre Gier stärker war als ihr Hass. Würde Sascha, um sich in der Menschenmenge zu verlieren, weiter diese schwarze Gummimaske tragen müssen? Würde sie so tun müssen, als wäre sie jemand anders, jemand ohne Gesicht und Gefühle? Wenn es ihr wenigstens dabei helfen würde, sich auch innerlich zu verändern: all das, was sie durchgemacht hatte,

zu vergessen und fest daran zu glauben, dass sie noch einmal von vorn beginnen konnte!

Sascha hätte sich gewünscht, dass diese beiden sie nicht zufällig aufgelesen hätten, sondern eigens wegen ihr hierher geschickt worden wären, aber sie wusste, dass das nicht stimmte. Sie begriff nicht, warum sie sie mitnahmen: ob zum Vergnügen, aus Mitleid oder um sich gegenseitig irgendetwas zu beweisen. In den wenigen Worten, die ihr der Alte hingeworfen hatte, schwang eine gewisse Anteilnahme mit, doch achtete er bei allem, was er tat, stets auf seinen Begleiter, blieb wortkarg und schien besorgt, nicht allzu menschlich zu erscheinen.

Der andere wiederum hatte sich, seit er dem Mädchen erlaubt hatte, bis zur nächsten bewohnten Station mit ihnen mitzugehen, kein einziges Mal nach ihr umgesehen. Sascha war absichtlich etwas zurückgeblieben, um ihn wenigstens von hinten ungehindert mustern zu können, doch offenbar hatte er ihren Blick gespürt, denn sofort verkrampfte er und zuckte mit dem Kopf, drehte sich allerdings nicht um - vielleicht aus Gefälligkeit gegenüber ihrer mädchenhaften Neugier, vielleicht aber auch, damit sie nicht glaubte, dass er sie beachtete.

Der mächtige Körperbau des Kahlen und seine animalische Verhaltensweise, deretwegen der Dicke ihn mit einem Bären verwechselt hatte, kennzeichneten ihn als einsamen Krieger. Aber dieses Bild hatte nicht nur etwas mit seiner physischen Stärke zu tun. Von ihm ging eine Kraft aus, die genauso spürbar gewesen wäre, wenn er dürr und kleinwüchsig gewesen wäre. Ein Mann wie dieser konnte so gut wie jeden dazu zwingen, ihm zu gehorchen; und wagte es doch jemand, sich seinem Befehl zu widersetzen, würde er ihn ohne zu zögern vernichten.

Und lange bevor Sascha ihre Furcht vor diesem Menschen unter Kontrolle bekam, lange bevor sie sich seiner

und ihrer selbst klar wurde, sagte ihr eine noch unbekannte innere Stimme - die Stimme der Frau in ihr -, dass auch sie ihm folgen würde.

Die Draisine kam erstaunlich schnell voran. Homer spürte fast keinen Widerstand der Hebel, denn der Brigadier ihm gegenüber leistete ganze Arbeit.

Der Alte hob und senkte aus Anstand ebenfalls die Arme, doch kostete es ihn praktisch keine Kraft.

Die gedrungene Metrobrücke watete mit vielen Pfeilern durch das dunkle, dickflüssige Wasser. Die Betonverkleidung war an einigen Stellen bereits von dem Eisenskelett abgefallen, und die Füße standen so schief, dass eine der beiden Spuren abgeknickt und eingestürzt war.

Es war eine rein funktionale Brücke gewesen, ein Standardmodell, kurzlebig wie die Neubauten der Umgebung und all die auf dem Reißbrett entworfenen Außenbezirke der Hauptstadt. An ihr war nichts, aber auch gar nichts Ästhetisches. Dennoch musste Homer, während er sich begeistert nach allen Seiten umsah, an die magischen Klappbrücken Petersburgs denken oder an die elegante Brückenkonstruktion von Krymski most mit ihren gusseisernen Ketten.

In den über zwanzig Jahren, die er jetzt in der Metro lebte, war Homer nur dreimal an die Oberfläche gegangen. Jedes Mal hatte er versucht so viel zu erblicken, wie es ein kurzer Freigang eben zuließ. Die Erinnerung aufzufrischen, seine schwächer werdenden Augen wie Objektive auf die Stadt zu richten und auf den leicht rostigen Auslöser seines visuellen Gedächtnisses zu drücken, um möglichst viele Eindrücke für die Zukunft zu sammeln. Vielleicht hatte er ja nie wieder die Gelegenheit, an so wunderschönen Orten nach oben zu kommen wie der Kolomenskaja, dem Ret-schnoi woksäl oder dem Tjoply stan - alle drei weit außerhalb gelegene Stationen, die er früher, wie so viele Mos-

kauer, zu Unrecht mit einer gewissen Herablassung behandelt hatte.

Mit jedem Jahr alterte Moskau zusehends, zerfiel, verwiterte. Homer hatte das Bedürfnis, die sich allmählich auflösende Brücke zu berühren, so wie das Mädchen vor ihm an der Kolomenskaja den anderen Toten noch einmal gestreichelt hatte. Die Brücke, die grauen Vorsprünge der Fabrikgebäude, die verwaisten Bienenstöcke der Wohnhäuser. Ihren Anblick zu genießen. Sie zu berühren, um zu spüren, dass sie tatsächlich existierten, dass dies hier kein Traum war. Und um von ihnen Abschied zu nehmen - für alle Fälle.

Die Sicht war schlecht, das silberne Mondlicht drang nicht durch die dichte Wolkendecke, so dass der Alte die Umgebung mehr erahnte, als dass er sie wahrnahm. Aber das machte nichts: Er war es ohnehin gewohnt, die Wirklichkeit durch Imagination zu ersetzen.

Im Übrigen dachte Homer nur noch an das, was er jetzt sah. Vergessen waren die Legenden, die zu erschaffen er sich vorgenommen hatte, vergessen das geheimnisvolle Tagebuch, das seine Fantasie in den letzten Stunden andauernd beschäftigt hatte. Es ging ihm wie einem Kind bei einem Schulausflug: Er sog den Anblick, den die verschwommenen Silhouetten der Hochhäuser boten, in sich auf, drehte ständig den Kopf hin und her und sprach laut mit sich selbst.

Die anderen beiden genossen die Überfahrt weit weniger. Der Brigadier, der in Fahrtrichtung blickte, hielt nur von Zeit zu Zeit inne, um hinabzuspähen, wenn von unten ein Geräusch zu hören war. Ansonsten galt seine ganze Aufmerksamkeit jenem entfernten, für niemanden sonst sichtbaren Punkt, wo sich die Gleise wieder ins Erdreich gruben.

Das Mädchen saß hinter ihm und hielt die erbeutete Gasmaske mit beiden Händen umklammert. Es war ihr an-

zusehen, dass sie sich hier oben nicht wohl fühlte. Im Tunnel war sie Homer groß vorgekommen, doch kaum waren sie draußen, wurde sie klein, als hätte sie sich in ein unsichtbares Schneckenhaus zurückgezogen, und selbst der ausladende Schutzanzug, den sie der Leiche abgenommen hatten, machte sie nicht größer. Die faszinierenden Dinge, die man von der Brücke aus sehen konnte, schienen sie nicht zu interessieren - meist blickte sie nur direkt vor sich auf den Boden.

Sie passierten die Ruinen der Station Technopark. Diese war kurz vor dem Krieg in aller Eile fertig gestellt worden, und ihr beklagenswerter Zustand war weniger den Bombenangriffen geschuldet als vielmehr dem Zahn der Zeit. Dann näherten sie sich endlich dem Tunnel.

Im Gegensatz zur bleichen Dunkelheit der Nacht schien der Tunnelleingang vor ihnen absolute Finsternis zu verströmen. Nun kam Homer sein Schutzanzug wie ein echter Panzer vor, und er selbst sich wie ein mittelalterlicher Ritter, der eine sagenumwobene Drachenhöhle betrat.

Die Geräusche der nächtlichen Stadt blieben an der Schwelle zurück, dort, wo Hunter sie von der Draisine absteigen ließ. Nun waren nur noch die vorsichtigen Schritte der drei Gefährten zu hören sowie ihre kargen Worte, die an den Tunnelsegmenten als Echo widerhallten. Dieser Tunnel klang seltsam. Homer vernahm deutlich die Geschlossenheit des Raumes, als wären sie durch den Hals einer Glasflasche in ihr Inneres geklettert.

»Dort ist zu.« Hunter schien seine Befürchtungen bekräftigen zu wollen. Der Strahl seiner Lampe stieß als Erster auf Widerstand: Vor ihnen ragte ein hermetisches Tor auf wie eine undurchdringliche Wand. An der Stelle, wo das Tor auf die Gleise traf, glänzten diese etwas, und aus den massiven Scharnieren ragten braune Fetzen Schmierfett hervor. Alte Bretter lagen auf einem Haufen, dazu trockenes Reisig und

verkohlte Holzscheite, als hätte jemand vor kurzem hier ein Lagerfeuer gemacht. Das Tor wurde eindeutig benutzt, doch offenbar nur als Ausgang - weder ein Klingelmechanismus noch andere Signaleinrichtungen waren auf dieser Seite zu sehen.

Der Brigadier wandte sich dem Mädchen zu: »Ist das hier immer so?«

»Manchmal kommt jemand raus und fährt zu uns ans andere Ufer. Um zu handeln. Ich dachte, heute.« Sie schien sich rechtfertigen zu wollen. Hatte sie gewusst, dass es keinen Zugang gab, und es vor ihnen verheimlicht?

Hunter hämmerte mit dem Griff seiner Machete gegen das Tor, als wolle er einen riesigen Metallgong betätigen. Doch der Stahl war zu dick, und anstelle eines dumpf hallenden Tons kam nur ein hohles Scheppern zustande. Wohl kaum jemand konnte das auf der anderen Seite hören - sofern dort überhaupt jemand lebte.

Keine Antwort. Das Wunder war nicht geschehen.

Wider alle Vernunft hatte Sascha gehofft, diese beiden würden das Tor öffnen können. Sie hatte sie nicht gewarnt, dass der Zugang zur Großen Metro verschlossen war, aus Angst, sie könnten einen anderen Weg einschlagen und sie dort zurücklassen, wo sie sie gefunden hatten.

Doch in der Großen Metro erwartete sie niemand, und die Sperre aufzubrechen war unmöglich. Der Kahle suchte am Tor nach Schwachstellen oder verborgenen Schlössern, doch Sascha wusste bereits, dass es sich von dieser Seite nicht öffnen ließ. Diese Tür ging nur nach außen auf.

»Ihr bleibt hier«, wies er sie grimmig an. »Ich sehe mir die Sperre im zweiten Tunnel an und suche nach Lüftungsschächten.« Er schwieg kurz und fügte hinzu: »Ich komme wieder.« Dann verschwand er.

Der Alte sammelte ein paar Zweige und Bretter zusammen und entfachte ein kümmerliches Feuer. Dann setzte er

sich auf die Schwellen und begann in seinem Rucksack herumzukramen. Sascha ließ sich neben ihm nieder und beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Er veranstaltete ein seltsames Spektakel, vielleicht für sie, vielleicht aber auch für sich selbst.

Nachdem er aus seinem Rucksack einen abgewetzten, fleckigen Notizblock befördert hatte, warf er einen misstrauischen Blick auf Sascha, rückte etwas von ihr ab und beugte sich über die Seiten. Gleich darauf sprang er mit erstaunlicher Behändigkeit auf und sah nach, ob der Kahle auch tatsächlich fort war. Langsam schlich er zehn Schritte in Richtung Tunnelausgang, und erst als er dort niemanden entdeckte, beließ er es bei diesen Vorsichtsmaßnahmen. Er lehnte sich an das Tor, stellte den Rucksack zwischen sich und Sascha und vertiefte sich in die Lektüre.

Er las unruhig, murmelte etwas Unverständliches vor sich hin, zog die Handschuhe aus, griff nach der Wasserflasche und spritzte einige Tropfen daraus auf das Büchlein. Dann las er weiter. Nach kurzer Zeit begann er sich plötzlich die Hände an den Hosenbeinen abzuwischen, stieß sich verärgert gegen die Stirn, berührte aus irgendeinem Grund seine Gasmaske und las hastig weiter. Angesteckt von seiner Aufregung ließ sich Sascha von ihren Gedanken ablenken und rückte näher; der Alte war zu beschäftigt, um sie zu beachten.

Noch durch die Sichtgläser der Gasmaske konnte man das fieberhafte Funkeln seiner blassgrünen Augen erkennen, in denen sich das Licht des Feuers spiegelte.

Von Zeit zu Zeit tauchte er mit sichtlicher Anstrengung wieder auf, wie um Luft zu holen. Er riss sich von seiner Lektüre los, starrte ängstlich auf das runde Stückchen Nachthimmel am Ende des Tunnels, doch das blieb unverändert: Der rasierte Schädel war endgültig verschwunden.

Und sogleich verschlang ihn der Notizblock wieder mit Haut und Haaren.

Jetzt begriff sie, warum er Wasser auf das Papier spritzte: Er versuchte die verklebten Seiten voneinander zu lösen. Offenbar gelang ihm das nur schlecht, einmal schrie er sogar auf, als hätte er sich geschnitten: Eine der Seiten war auseinandergerissen. Er fluchte, beschimpfte sich selbst - und erst dann bemerkte er, wie aufmerksam sie ihn beobachtete. Verlegen rückte er erneut seine Gasmaskе zu-recht, doch sprach er kein Wort zu ihr, bevor er nicht bis zu Ende gelesen hatte.

Dann lief er zum Feuer und schleuderte den Notizblock hinein. Er sah Sascha nicht an, und sie verstand: Es hatte keinen Sinn nachzufragen. Er würde sie doch nur anlügen oder gar nichts sagen. Auch gab es Dinge, die sie jetzt wesentlich mehr beschäftigten. Sie schätzte, dass der Kahle bereits eine ganze Stunde weg war. Hatte er sie zurückgelassen wie unnötigen Ballast? Sascha setzte sich zu dem Alten und sagte leise: »Der zweite Tunnel ist ebenfalls verschlossen. Und alle Schächte in der Umgebung sind vermauert. Es gibt nur diesen einen Eingang.«

Der Mann betrachtete sie zerstreut. Offenbar kostete es ihn Überwindung, sich auf das zu konzentrieren, was er eben gehört hatte. »Er findet einen Weg. Er spürt ihn.« Er schwieg eine Minute lang, dann fragte er, wohl eher aus Höflichkeit: »Wie heißt du?«

»Alexandra«, antwortete sie ernst. »Und du?«

»Nikolai.«, begann er und streckte ihr die Hand entgegen, doch dann zog er sie plötzlich krampfhaft zurück, bevor Sascha sie berühren konnte. Es schien, als habe er es sich anders überlegt. »Homer. Ich heiße Homer.«

»Homer. Seltsamer Spitzname«, entgegnete Sascha nachdenklich.

»So heiße ich eben«, behauptete Homer steif und fest.

Sollte sie ihm erklären, dass sie, solange sie bei ihnen war, vor geschlossenen Türen stehen würden? Wären die beiden Männer allein hierhergekommen, das Tor hätte auch weit offen sein können.

Die Kolomenskaja ließ Sascha einfach nicht fort. Sie bestrafte sie dafür, wie sie mit ihrem Vater umgegangen war. Sie hatte versucht zu fliehen, doch nun war die Kette gespannt, und sie konnte sie nicht zerreißen. Die Station hatte sie schon einmal zurückgeholt - sie würde es auch ein zweites Mal tun.

Sosehr sie diese Gedanken und Bilder auch zu verschrecken versuchte wie blutsaugendes Ungeziefer, sie kamen stets wieder, umkreisten sie immerfort, krochen ihr in Ohren und Augen.

Der Alte hatte Sascha noch etwas gefragt, doch sie antwortete nicht. Ein Tränenschleier legte sich über ihre Augen, und wieder hörte sie die Stimme ihres Vaters sagen: Nichts ist wertvoller als das menschliche Leben.

Erst jetzt begriff sie wirklich, was er damit sagen wollte. Das, was an der Tuskaja vor sich ging, war für Homer nun kein Rätsel mehr. Die Erklärung war einfacher und furchtbarer, als er gedacht hatte. Und jetzt, nachdem er die Einträge in dem Notizblock entziffert hatte, begann eine noch viel schlimmere Geschichte: Das Tagebuch entpuppte sich für Homer als Menetekel, es führte ihn auf eine Reise ohne Wiederkehr. Nun, da er es in der Hand gehabt hatte, würde er es nie wieder loswerden - er mochte es verbrennen, sooft er wollte.

Außerdem hatte es sein Misstrauen gegenüber Hunter durch weitere gewichtige, ja unwiderlegbare Indizien geschürt, auch wenn Homer nicht die geringste Ahnung hatte, was er damit anfangen sollte. Was er in dem Tagebuch gelesen hatte, widersprach völlig den Behauptungen des Bri-

gadiers. Dieser hatte gelogen, und zwar ganz bewusst. Homer musste herausfinden, wozu diese Lüge diente, ja ob sie überhaupt einen Sinn gehabt hatte. Davon hing ab, ob er Hunter weiter folgen würde und ob sein Abenteuer als heroisches Epos endete oder als blindwütiges Gemetzel ohne überlebende Zeugen.

Die ersten Einträge in dem Notizblock datierten an dem Tag, als die Karawane problemlos die Nagornaja passiert und sich der Tulschaja genähert hatte, ohne auf irgendeinen Widerstand zu treffen.

»Wir sind bald bei der Tulschaja. Die Tunnel sind ruhig und leer«, berichtete der Funker. »Wir kommen schnell voran, ein gutes Zeichen. Der Kommandeur rechnet damit, dass wir spätestens morgen wieder zurück sind.« Einige Stunden später notierte er besorgt: »Die Tulschaja ist nicht bewacht. Wir haben einen Aufklärer losgeschickt. Er ist verschwunden. Der Kommandeur hat entschieden, dass wir geschlossen die Station betreten. Wir treffen Vorbereitungen für einen Sturmangriff.« Wieder etwas später: »Schwer zu verstehen, was da los ist. Wir haben mit Ansässigen geredet. Es steht schlimm. Wohl irgendeine Krankheit.« Bald darauf Klarheit: »Einige Menschen an der Station sind von etwas befallen. Eine unbekannte Erkrankung.« Offenbar hatten die Mitglieder der Karawane zunächst versucht, den Kranken zu helfen: »Der Feldscher weiß nicht, wie er es behandeln soll. Er sagt, es ist so was Ähnliches wie Tollwut. Ungeheuerer Schmerzen, die Leute werden unzurechnungsfähig und greifen ihre Mitmenschen an.« Und gleich danach: »Einmal durch die Krankheit geschwächt, sind sie mehr oder weniger harmlos. Das Schlimme ist aber.« Genau an dieser Stelle klebten die Seiten zusammen, und Homer musste sie mit Wasser bespritzen, um sie voneinander zu lösen. »Lichtscheu. Übelkeit. Blut im Mund. Husten. Dann schwellen sie an und verwandeln sich in.« Das Wort

war sorgfältig übermalt worden. »Wie es übertragen wird, ist unklar. Durch die Luft? Durch Kontakt?« Diese Eintragung stammte bereits vom nächsten Tag. Die Rückkehr der Gruppe verzögerte sich.

Warum haben sie nicht Bericht erstattet, fragte sich Homer. Sogleich fiel ihm ein, dass er irgendwo bereits die Antwort gelesen hatte. Er blätterte zurück. »Keine Verbindung. Das Telefon ist tot. Vielleicht Sabotage. Jemand von den Verbannten, aus Rache? Sie haben es schon vor unserer Ankunft festgestellt. Am Anfang haben sie die Kranken in die Tunnel gejagt. Vielleicht hat einer von denen das Kabel durchgeschnitten?«

An dieser Stelle riss sich Homer von den Buchstaben los und starrte in den dunklen Raum, ohne etwas zu sehen. Angenommen, jemand hatte das Kabel durchtrennt - warum waren sie dann nicht zur Sewastopolskaja zurückgekehrt?

»Noch schlimmer. Bis es ausbricht, vergeht eine Woche. Was, wenn noch mehr.? Bis der Tod eintritt, dauert es nochmal ein bis zwei Wochen. Niemand weiß, wer krank ist, wer gesund. Es gibt kein Gegenmittel. Die Krankheit ist absolut tödlich.« Am folgenden Tag hatte der Funker einen weiteren Eintrag gemacht, den Homer bereits kannte: »An der Tulsckaja herrscht Chaos. Kein Durchkommen zur Metro, die Hanse lässt niemanden durch. Zurück können wir auch nicht.« Zwei Seiten weiter fuhr er fort: »Die Gesunden schießen auf die Kranken, vor allem auf die aggressiven. Sie haben die Infizierten in einen Verschlag getrieben. Diese widersetzen sich, wollen raus.« Und danach das Entsetzliche: »Sie zerfleischen einander.«

Auch dieser Funker hatte Angst gehabt, doch die eiserne Disziplin der Gruppe hatte verhindert, dass seine Angst sich in Panik verwandelte. Selbst inmitten einer tödlichen Fieberepidemie stand die Sewastopoler Brigade ihren Mann.

»Haben die Situation unter Kontrolle. Die Station ist abgeriegelt und ein Kommandant eingesetzt«, las Homer. »Wir sind alle wohlauf, aber noch ist zu wenig Zeit vergangen.«

Der Suchtrupp der Sewastopolskaja hatte die Tulschaja wohlbehalten erreicht, war jedoch natürlich dort ebenfalls hängengeblieben. »Der Befehl lautet, dass wir hierbleiben, bis die Inkubationszeit vorbei ist, um keine Gefahr für . Oder für immer«, notierte der Funker düster. »Die Lage ist aussichtslos. Hilfe von nirgends zu erwarten. Wenn wir die Sewastopolskaja anfordern, führen wir unsere eigenen Leute ins Verderben. Es bleibt nichts, als das hier zu ertragen . Wie lange noch?«

Also war die geheimnisvolle Wache am hermetischen Tor der Tulschaja von den Sewastopolern selbst aufgestellt worden. Deshalb waren ihre Stimmen Homer so bekannt vorgekommen: Es waren Leute gewesen, mit denen er einige Tage zuvor den Tunnel zur Tschertanowskaja von irgendwelchen Monstern befreit hatte! Indem sie freiwillig auf ihre Rückkehr verzichteten, hofften sie die eigene Station vor der Seuche zu bewahren.

»Meist von Mensch zu Mensch, aber offenbar auch durch die Luft. Manche scheinen immun dagegen zu sein. Es hat schon vor ein paar Wochen begonnen, und dennoch sind viele nicht erkrankt. Aber es werden immer mehr. Wir leben in einem Totenhaus. Wer krepirt als Nächster?« Die gehetzte Schrift wirkte an dieser Stelle wie ein hysterischer Aufschrei. Doch dann hatte sich der Funker offenbar wieder beruhigt und fuhr gleichmäßig fort: »Wir müssen etwas unternehmen. Die anderen warnen. Ich werde mich freiwillig melden. Nicht zur Sewastopolskaja, sondern um die Stelle zu finden, wo das Kabel beschädigt ist. Wir müssen sie unbedingt erreichen.«

Ein weiterer Tag verging, an dem der Autor offenbar mit dem Kommandeur der Karawane gerungen und sich mit den anderen Soldaten gestritten hatte, ein Tag, an dem seine Verzweiflung immer weiter gewachsen war. Was der Funker ihnen zu erklären versucht hatte, hielt er, nachdem er wieder zur Ruhe gekommen war, in seinem Tagebuch fest: »Sie begreifen es einfach nicht! Bereits eine ganze Woche dauert die Blockade schon. Die Sewastopolskaja wird eine neue Troika schicken, und auch diese wird nicht zurückkehren. Dann werden sie mobil machen und einen großen Sturmangriff starten. Aber wer auch immer zur Tulschaja kommt, befindet sich automatisch in der Risikozone. Irgendjemand wird sich sicher anstecken und nach Hause laufen. Und das ist dann das Ende. Wir müssen verhindern, dass sie die Station stürmen! Warum verstehen sie das nicht.«

Ein weiterer Versuch, die Leitung zu überzeugen, verlief fruchtlos wie alle vorherigen: »Sie lassen mich nicht gehen. Sie sind verrückt geworden. Wenn nicht ich, wer dann? Ich muss fliehen.«

»Ich habe so getan, als sei ich jetzt doch damit einverstanden, dass wir weiter warten«, schrieb er einen Tag später. »Dann habe ich mich zur Wache am Tor einteilen lassen. Irgendwann sagte ich, dass ich die Stelle suchen will, wo das Kabel durchgebrochen ist, und bin einfach losgelaufen. Sie haben mir in den Rücken geschossen. Die Kugel steckt noch.« Homer blätterte um. »Nicht für mich. Für Natascha und Serjoschka. Ich dachte schon, dass ich da nicht rauskomme. Aber sie sollen leben. Damit Serjoschka.« Hier entglitt die Feder den geschwächten Fingern des Autors. Vielleicht hatte er dies auch später hinzugefügt, weil woanders kein Platz mehr war oder weil es keine Rolle mehr spielte, wo er etwas hinschrieb. Dann stellte sich die Chronologie wieder ein:

»An der Nagornaja haben sie mich durchgelassen, vielen Dank! Ich habe keine Kraft mehr. Ich gehe und gehe. Ohnmächtig geworden. Wie lange geschlafen? Weiß nicht. In der Lunge Blut? Von der Kugel, oder bin ich krank? Ich.« Die Kurve des letzten Buchstabens streckte sich zu einer geraden Linie wie das Enzephalogramm eines Sterbenden. Doch dann war er offenbar noch einmal zu sich gekommen und hatte den Satz zu Ende führen können: ». kann die kaputte Stelle nicht finden.«

Was sich nun zusammen mit roten Gerinnseln aufs Papier ergoss, wurde immer unzusammenhängender. »Der Nachimowski. Ich bin da. Ich weiß, wo das Telefon ist. Ich werde sie warnen. Bloß nicht! Retten. Fehlst mir. Bin durchgekommen. Ob sie's gehört haben? Bald geht's zu Ende. Komisch. Ich bin müde. Keine Patronen mehr. Ich will einschlafen, bevor diese. Da stehen sie und warten. Ich lebe noch. hau ab.«

Das Ende des Tagebuchs hatte er offenbar bereits zuvor verfasst. Mit feierlicher, gerader Schrift wiederholte er dort die Warnung, die Tulschaja nicht zu stürmen, und fügte seinen Namen hinzu - den Namen dessen, der sein Leben geopfert hatte, um dies zu verhindern.

Doch Homer wusste: Das Letzte, was der Funker geschrieben hatte, bevor sein Signal für immer verstummte, war dieser Satz: »Ich lebe noch. hau ab.«

Eine schwere Stille umgab die beiden Menschen, die am Feuer kauerten.

Homer bemühte sich nicht mehr, das Mädchen zum Sprechen zu bringen.

Schweigend kratzte er mit einem Stock in der Asche des Feuers, wo das feuchte Notizbuch widerstrebend wie ein Ketzer verbrannte, und wartete darauf, dass der Sturm, der in ihm wütete, nachließ.

Das Schicksal verhöhnte ihn. Wie sehr hatte es ihn danach verlangt, das Geheimnis der Tulsckaja zu lösen. Wie stolz war er gewesen, als er das Tagebuch entdeckt hatte, wie sehr hatte er darauf gehofft, die Fäden dieser Geschichte selbst entwirren zu können. Und? Nun, da er die Antwort auf alle Fragen besaß, verfluchte er sich für seine Neugier.

Sicher, als er das Tagebuch am Nachimowski einsteckte, hatte er eine Maske aufgehakt, und auch jetzt steckte er in einem ABC-Schutzanzug. Doch niemand wusste, wie die Krankheit übertragen wurde!

Was für ein Idiot war er gewesen, sich einzureden, dass er nicht mehr viel Zeit hatte. Natürlich, das hatte ihn angetrieben, ihm geholfen, Trägheit und Furcht zu überwinden. Doch der Tod hatte seinen eigenen Willen, er mochte es nicht gern, wenn man ihn herumkommandierte. Und nun hatte ihm das Tagebuch eine konkrete Frist genannt: Von der Infektion bis zum Tod waren es nur ein paar Wochen. Und selbst wenn es ein ganzer Monat war: Wie viel hatte er noch zu erledigen in diesen mickrigen dreißig Tagen!

Was sollte er tun? Seinen Begleitern gestehen, er sei krank, und an die Kolomensckaja zurückkehren, um dort zu sterben -wenn schon nicht an der Seuche, so vor Hunger oder an der Strahlung? Andererseits: Wenn er die furchtbare Krankheit bereits in sich trug, so waren Hunter und das Mädchen, die dieselbe Luft geteilt hatten, mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls infiziert. Vor allem der Brigadier, schließlich hatte er an der Tulsckaja mit den Wachleuten gesprochen, war also besonders nahe an sie herangekommen.

Oder sollte er darauf hoffen, dass die Krankheit ihn verschonte, sie verheimlichen und abwarten? Natürlich nicht einfach so, sondern um die Reise mit Hunter fortzusetzen. Damit der Wirbel der Ereignisse, der ihn ergriffen hatte, nicht nachließ und er weiterhin daraus seine Inspiration schöpfen konnte.

Denn wenn Nikolai Iwanowitsch, dieser betagte, nutzlose Bewohner der Sewastopolskaja, dieser ehemalige Hilfszugführer, diese von der Schwerkraft an die Erde gefesselte Raupe, durch die Entdeckung des verfluchten Tagebuchs umkam, so würde Homer, der Chronist und Mythenschöpfer, dadurch umso herrlicher als -wenn auch kurzlebiger - Schmetterling ans Licht kommen. Vielleicht war ihm nun endlich jene Tragödie gesandt worden, die der Feder eines Großen würdig war, und es hing nur von ihm ab, ob er sie in den dreißig Tagen, die ihm dafür gegeben waren, auf dem Papier zum Leben erwecken konnte.

Hatte er das Recht, diese Chance ungenutzt zu lassen? Hatte er das Recht, sich in einen Eremiten zu verwandeln, seine Legende zu vergessen, freiwillig auf wahre Unsterblichkeit zu verzichten und damit auch all seine Mitmenschen ihrer zu berauben? Was wäre das größere Verbrechen, die größere Dummheit: die Pestfackel durch die halbe Metro zu tragen oder die Manuskripte mitsamt seiner selbst zu verbrennen?

Ruhmsüchtig und kleinmütig wie er war, hatte Homer bereits seine Wahl getroffen und suchte nur noch nach Argumenten dafür. Was brachte es, sich an der Kolomenskaja wie in einer Gruft neben zwei Leichen lebendig mumifizieren zu lassen? Für Heldentaten war er nicht geschaffen. Wenn die Kämpfer der Sewastopolskaja bereit waren, an der Tulschaja in den sicheren Tod zu gehen, so war das ihre eigene Entscheidung. Sie starben wenigstens nicht einsam.

Aber was für einen Sinn hatte es, wenn Homer sich opferete? Hunter würde er sowieso nicht aufhalten können. Der Alte hatte die Seuche mit sich herumgetragen, ohne zu wissen, was er tat -Hunter jedoch wusste seit der Tulschaja genau Bescheid. Kein Wunder, dass er auf der völligen Vernichtung aller Bewohner der Station bestanden hatte, ein-

schließlich der Sewastopoler Karawane. Und kein Wunder, dass er unbedingt Flammenwerfer einsetzen wollte.

Wenn sie aber beide bereits infiziert waren, würde die Epidemie unausweichlich auch die Sewastopolskaja treffen. Und dort zunächst die Menschen, in deren Nähe sie sich aufgehalten hatten. Jelena. Den Stationsvorsteher. Den Kommandeur der Außenposten. Die Adjutanten. Somit würde die Station in drei Wochen keine Führung mehr haben, Chaos würde ausbrechen, und schließlich die Seuche alle anderen dahinfluten.

Aber warum war Hunter an die Sewastopolskaja zurückgekehrt, wenn er wusste, dass er sich vielleicht auch angesteckt hatte? Allmählich wurde Homer klar, dass der Brigadier nicht intuitiv gehandelt, sondern Schritt für Schritt einen bestimmten Plan verfolgt hatte. Doch dann hatte der Alte die Karten neu gemischt.

War also die Sewastopolskaja zum Untergang verdammt, und hatte ihre Expedition keinen Sinn mehr? Selbst wenn Homer nach Hause hätte zurückkehren wollen, um im Tod mit Jelena vereint zu sein, es war unmöglich. Allein der Weg von der Kachowskaja zur Kaschirskaja hatte ausgereicht, um ihre Atemschutzmasken unbrauchbar zu machen, und auch ihre Schutzanzüge, die Dutzende, vielleicht Hunderte Röntgen abbekommen hatten, mussten sie schleunigst loswerden. Was sollte er nun tun?

Das Mädchen hatte sich zusammengerollt und schlief. Das Lagerfeuer hatte endlich das verseuchte Tagebuch und die letzten Zweige verschlungen und war ausgegangen. Um die Batterien seiner Lampe zu schonen, beschloss Homer so lange wie möglich im Dunkeln zu warten.

Nein, er würde dem Brigadier weiter folgen! Um das Ansteckungsrisiko zu verringern, würde er den Kontakt mit anderen Personen vermeiden, den Rucksack mit seinen Habseligkeiten hier zurücklassen, die Kleidung zerstören, auf

ein gnädiges Schicksal hoffen, den Countdown der dreißig Tage dabei aber doch im Auge behalten. Jeden Tag würde er jetzt an seinem Buch arbeiten.

Irgendwie würde sich schon alles lösen, redete er sich ein. Hauptsache, er folgte Hunter.

Falls dieser wieder auftauchte.

Es war über eine Stunde vergangen, seit er in der trüben Öffnung am Ende des Tunnels verschwunden war. Homer hatte dem Mädchen zwar beruhigend zugeredet, doch war er selbst keineswegs überzeugt, dass der Brigadier wieder zu ihnen zurückkehren werde.

Je mehr Homer über ihn herausfand, desto weniger verstand er ihn. Es war genauso unmöglich, an dem Brigadier zu zweifeln, wie an ihn zu glauben. Er passte in kein Schema, zeigte nicht die üblichen menschlichen Regungen. Wer sich ihm anvertraute, setzte sich einer Naturgewalt aus. Aber für Homer war es zu spät: Er hatte es bereits getan. Zu bereuen war jetzt sinnlos.

In der Finsternis erschien ihm die Stille nun nicht mehr ganz so undurchdringlich. Wie durch eine dünne Schale war hin und wieder ein seltsames Flüstern zu hören, ein entferntes Heulen, ein Rascheln. Homer kam es vor wie der torkelnde Gang der Leichenfresser, dann wieder das Gleiten der riesenhaften Gespenster an der Nagornaja und schließlich die Schreie der Sterbenden. Nach nicht einmal zehn Minuten gab er auf.

Er schaltete die Lampe an und zuckte zusammen.

Zwei Schritte von ihm entfernt stand Hunter, die Arme vor der Brust verschränkt, den Blick auf das schlafende Mädchen gerichtet. Er schirmte mit einer Hand den blendenden Lichtstrahl von seinen Augen ab und sagte ruhig: »Sie machen gleich auf.«

Sascha träumte. Sie war wieder allein an der Kolomenskaja und wartete auf die Rückkehr ihres Vaters von einem sei-

ner Streifzüge. Er war spät dran, doch sie musste unbedingt auf ihn warten, ihm aus dem Schutzanzug helfen und die Gasmaske abziehen, ihm zu essen geben. Der Tisch war längst gedeckt, sie wusste nicht, womit sie sich beschäftigen sollte. Schon wollte sie sich von dem Tor, das zur Oberfläche führte, entfernen, doch was, wenn er genau in dem Augenblick zurückkam, wenn sie nicht in der Nähe war? Wer würde ihm aufmachen? Und so saß sie auf dem kalten Boden am Ausgang, Stunden vergingen, Tage zogen vorüber, er kam und kam nicht, doch sie würde ihren Platz nicht verlassen, bis das Tor.

Das dumpfe Schlagen sich öffnender Riegel weckte sie - es war dasselbe wie an der Kolomenskaja. Sie erwachte lächelnd: Ihr Vater war zurückgekehrt. Dann sah sie sich um und erinnerte sich an alles.

Flügel zu vibrieren und fuhr dann langsam zur Seite. Ein Bündel aus Licht schlug durch den Spalt und verbreiterte sich, es roch nach verbranntem Diesel. Der Eingang zur Großen Metro.

Die Sperre war geräuschlos in ihre Aussparung geglitten und gab nun den Blick auf das Innere des Tunnels frei, der zur Awtosawodskaja führte und weiter zum Ring. Auf den Schienen stand eine große Draisine mit rauchendem Motor, einem Scheinwerfer vorne und mehreren Mann Besatzung. Durch das Fadenkreuz ihrer Maschinengewehre erblickten die Männer zwei blinzelnde Wanderer, die sich die Hände vor die Augen hielten.

»Ich will eure Hände sehen!«, ertönte der Befehl.

Dem Beispiel des Alten folgend hob Sascha gehorsam beide Arme. Es war die gleiche Draisine, die an den Handelstagen zu ihnen über die Brücke gekommen war. Diese Leute wussten über Sascha bestens Bescheid - spätestens jetzt würde es der Alte mit dem seltsamen Namen bedauern, dass er das gefesselte Mädchen mitgenommen hat-

te, ohne zu fragen, wie sie eigentlich an diese gottverlassene Station gekommen war.

»Gasmasken weg, Ausweise!«, kommandierte einer von der Draisine.

Während Sascha ihr Gesicht entblößte, verfluchte sie sich wegen ihrer Dummheit. Niemand konnte sie befreien. Das Urteil, das man über ihren Vater - und somit auch über sie - gefällt hatte, war noch immer in Kraft. Wie hatte sie so naiv sein können zu glauben, dass diese beiden sie in die Metro bringen würden? Dass man sie an der Grenze nicht bemerken würde?

Die Männer erkannten sie augenblicklich. »He, du darfst hier nicht rein! Du hast zehn Sekunden, um zu verschwinden. Und wer ist das? Ist das dein.«

»Was ist los?«, fragte der Alte verwirrt.

»Lasst ihn in Ruhe! Das ist er nicht!«, schrie Sascha.

»Verschwindet!« Die Stimme des Mannes mit dem Sturmgewehr war eiskalt. »Oder wir.«

»Auf das Mädchen?«, fragte eine zweite Stimme unsicher.

»He, hörst du schlecht?«

Sie vernahmen deutlich, wie die Gewehre entsichert wurden. Sascha wich zurück und presste die Augen zusammen. Zum dritten Mal innerhalb weniger Stunden stand sie dem Tod gegenüber. Dann hörte sie ein kurzes, leises Pfeifen. In der anschließenden Stille wartete sie vergeblich auf den letzten Befehl. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus und öffnete ein Auge.

Der Motor rauchte noch immer. Blaugraue Wolken schwammen durch den weißen Strahl des Scheinwerfers, der aus irgendeinem Grund nach oben gekippt war. Nun, da der Lichtstrahl sie nicht mehr blendete, konnte Sascha die Leute erkennen, die sich auf der Draisine befanden.

Diese lagen wie zusammengeklappte Puppen auf dem Wagen oder auf den Gleisen daneben. Willenlos herabhän-

gende Arme, unnatürlich verdrehte Hälse, eingeknickte Rümpfe.

Sascha wandte sich um. Hinter ihr stand der Kahle. Er hielt seine Pistole gesenkt und beobachtete aufmerksam die Draisine, die nun eher einem Fleischerbrett ähnelte. Dann riss er den Lauf erneut hoch und drückte noch einmal ab.

»Das war's«, sagte er dumpf, aber zufrieden. »Nehmt ihnen die Uniformen und die Gasmasken ab.«

»Warum?« Das Gesicht des Alten war verzerrt vor Schreck.

»Wir müssen uns umziehen. Wir nehmen ihre Draisine, um durch die Awtosawodskaja zu kommen.«

Sascha starrte den Killer an. In ihr wogten Angst und Begeisterung gegeneinander, Abscheu mischte sich mit Dankbarkeit. Er hatte soeben mit leichter Hand drei auf einen Streich erledigt und damit auch das wichtigste Gebot ihres Vaters verletzt. Aber er hatte es getan, um ihr -nun ja, und dem Alten -das Leben zu retten. War es ein Zufall, dass er dies nun schon zum zweiten Mal hintereinander tat? Konnte es sein, dass sie Grausamkeit und Strenge miteinander verwechselte?

Eines wusste sie genau: Die Furchtlosigkeit dieses Mannes ließ sie seine Hässlichkeit vergessen .

Der Kahle ging als Erster zur Draisine und begann den erlegten Feinden die Gummiskalps abzureißen. Plötzlich schrak er mit einem dumpfen Schrei zurück, als habe er den Teufel selbst erblickt, hielt beide Hände vor sich und wiederholte mehrmals: »Ein Schwarzer!«

9

LUFT

Angst und Entsetzen sind keineswegs ein und dasselbe. Angst treibt an, zwingt

zum Handeln, macht erfinderisch; Entsetzen lähmt Körper und Gedanken, nimmt dem Menschen alles Menschliche. Homer hatte in seinem Leben schon genug gesehen, um den Unterschied zwischen beidem zu kennen.

Angst war dem Brigadier fremd, aber Entsetzen konnte sich seiner offenbar doch bemächtigen. Nicht das war es jedoch, was Homer verwunderte, sondern vielmehr, was in Hunter diese Empfindung ausgelöst hatte.

Die Leiche hinter der Gasmaske hatte tatsächlich ein ungewöhnliches Äußeres. Unter dem schwarzen Gummi war eine dunkle, schimmernde Haut zum Vorschein gekommen, wulstige Lippen, eine breite, etwas gestauchte Nase. Homer hatte, seit es das Fernsehen mit seinen Musikkanälen nicht mehr gab, also seit über zwanzig Jahren, keine Menschen mit dunkler Hautfarbe mehr gesehen. Doch dass der Tote ein Afroamerikaner war, erkannte er sofort. Eine Seltenheit, ganz sicher. Aber was war daran so furchterregend?

Der Brigadier hatte sich bereits wieder in der Gewalt - der seltsame Anfall hatte nicht einmal eine Minute gedauert. Er beleuchtete das flache Gesicht, knurrte etwas Unverständliches und begann die widerspenstige Leiche mit groben Bewegungen zu entkleiden. Homer hätte schwören können, dass er hörte, wie dabei einige Fingerknochen brachen.

»Die wollen mich wohl verhöhnen. Mit schönen Grüßen, was? . Und das hier, ist das etwa menschlich? So eine Strafe.«, murmelte Hunter heiser.

Hatte er die Leiche mit jemandem verwechselt? Verstümmelte er den Toten aus Rache für die soeben erfahrene Erniedrigung, oder war da eine ältere und ernsthaftere Rechnung zu begleichen? Während Homer, seinen Ekel unterdrückend, der anderen Leiche - an der nichts Ungewöhnliches war - die Kleider abzog, blickte er immer wieder verstohlen zu dem Brigadier hinüber.

Das Mädchen beteiligte sich nicht an dieser Fledderung, und Hunter ließ sie in Ruhe. Sie saß in einiger Entfernung auf den Gleisen, das Gesicht in den Händen verborgen. Homer glaubte zu hören, dass sie weinte.

Schließlich warf Hunter die Leichen draußen vor dem Tor auf einen Haufen. In nicht einmal vierundzwanzig Stunden würde von ihnen nichts mehr übrig sein.

Tagsüber wurde die Stadt von solch furchterregenden Kreaturen beherrscht, dass sich selbst die bedrohlichen Raubtiere der Nacht in ihre Höhlen zurückzogen und ohne Murren auf ihre Stunde warteten.

Das fremde, noch immer frische Blut war auf der dunklen Uniform zwar nicht zu sehen, doch klebte es kalt an Bauch und Brust, als ob es zurückwollte in einen lebendigen Organismus. Es erzeugte einen ekligten Reiz auf der Haut - und im Verstand.

Homer fragte sich, ob diese Maskerade unbedingt notwendig war. Er tröstete sich damit, dass sie dadurch wenigstens weitere Opfer an der Awtosawodskaja vermeiden würden. Wenn Hunters Rechnung aufging, würde man sie ungehindert durchlassen, sie für Einheimische halten. Doch was, wenn nicht? Hatte er überhaupt die Absicht, so wenig überflüssige Opfer zu hinterlassen wie möglich?

Der Blutdurst des Brigadiers widerte Homer an, faszinierte ihn allerdings auch. Nicht einmal ein Drittel seiner Morde ließ sich mit Selbstverteidigung rechtfertigen, und doch steckte dahinter mehr als der übliche Sadismus. Vor allem aber quälte den Alten eine Frage: Hatte sich Hunter am Ende nur deshalb zur Tulskaja aufgemacht, um seinen Blutdurst zu befriedigen?

Die Unglücklichen, die an jener Station in eine Falle geraten waren, hatten vielleicht kein Mittel gegen das geheimnisvolle Fieber gefunden. Doch das bedeutete nicht, dass es keines gab! Hier im Untergrund existierten noch immer Or-

te, an denen das wissenschaftliche Denken weiter schwelte, an denen geforscht, neue Medikamente entwickelt, Seren zubereitet wurden. Zum Beispiel die Polis, das Herz der Metro, an dem vier Arterien zusammenliefen; die Polis war die letzte Andeutung einer Stadt, die sich über das Labyrinth der Gänge zwischen den Stationen Arbatskaja, Borowizkaja, Alexandrowski sad und Biblioteka imeni Lenina erstreckte, und dort hatten sich vor allem Ärzte und Wissenschaftler niedergelassen. Oder der riesige Bunker in der Nähe der Taganskaja, die geheime Wissenschaftsstadt der Hanse.

Außerdem war die Tuskaja vielleicht gar nicht die erste Station, an der die Epidemie ausgebrochen war. Womöglich hatte man sie woanders erfolgreich bekämpft? Wie konnte man so leicht die Hoffnung auf Rettung aufgeben? Natürlich hatte Homer, nun, da er die Zeitbombe der Krankheit in sich trug, seine eigenen, selbstsüchtigen Interessen. Sein Verstand hatte sich schon fast mit dem bevorstehenden Tod abgefunden, doch seine Instinkte lehnten sich dagegen auf und forderten, er müsse einen Ausweg suchen. Wenn er eine Möglichkeit fand, die Tuskaja zu retten, konnte er auch seine eigene Station vor dem Untergang bewahren und kam vielleicht sogar selbst davon.

Hunter dagegen weigerte sich offenbar daran zu glauben, dass es für diese Krankheit ein Heilmittel gab. Ihm genügten die wenigen Worte, die er mit der Wache an der Tuskaja gewechselt hatte, um all ihre Bewohner zum Tode zu verurteilen und sich auch noch selbst zum Vollstrecker seines eigenen Richterspruchs zu machen. Zuerst hatte er die Kommandantur der Sewastopolskaja mit seinem Märchen von den marodierenden Banditen in die Irre geführt, dann ihnen seinen Entschluss aufgedrängt und nun machte er

sich an dessen unerbittliche Umsetzung: Die Tulsckaja würde im Feuer untergehen.

Aber vielleicht wusste er ja etwas über die Ereignisse an der Station, das erneut alles auf den Kopf stellte? Etwas, das niemand wusste - weder Homer noch der Mann, der sein Tagebuch am Nachimowski prospekt zurückgelassen hatte.

Nachdem er mit den Leichen fertig war, riss der Brigadier seine Feldflasche vom Riemen und sog die letzten Reste ihres Inhalts heraus. Was war darin gewesen? Alkohol? War dieser Trank für ihn eine Zutat, oder wollte er damit einen Nachgeschmack vertreiben? Genoss er den Augenblick, suchte er das Vergessen oder hoffte er vielleicht, mit dem Alkohol etwas in sich abzutöten?

Die alte, qualmende Draisine war für Sascha so etwas wie die Zeitmaschine in jenem Märchen, das ihr Vater ihr manchmal erzählt hatte. Sie brachte sie nicht nur einfach von der Kolomensckaja zur Awtosawodskaja, sondern transportierte sie aus der Gegenwart zurück in die Vergangenheit. Auch wenn ihr Leben in diesem steinernen Sack, diesem Wurmfortsatz jenseits von Raum und Zeit, kaum die Bezeichnung »Gegenwart« verdient hatte.

Sie erinnerte sich noch genau an die Fahrt dorthin: Ihr Vater hatte damals gefesselt neben ihr gesessen, eine Strickmütze über den Augen und einen Knebel im Mund. Sie war noch ein kleines Mädchen gewesen und hatte die ganze Zeit über geweint, und einer der Soldaten des Erschießungskommandos hatte für sie mit seinen Fingern verschiedene Tiere geformt - deren Schatten hatten auf der kleinen gelben Bühne getanzt, die an der Tunneldecke mit der Draisine um die Wette lief.

Auf der anderen Seite angekommen, hatte man ihrem Vater das Urteil verkündet: Das Revolutionstribunal hatte ihn begnadigt, die Todesstrafe war durch lebenslange Verbannung ersetzt worden. Sie hatten ihn auf die Gleise gestoßen,

ihm ein Messer, ein Sturmgewehr mit einem Ersatzmagazin und eine alte Gasmaske hinterhergeworfen und Sascha daneben abgesetzt. Der Soldat, der ihr ein Pferd und einen Hund gezeigt hatte, hatte ihr noch zugewunken. Ob er wohl einer von denen war, die Hunter erschossen hatte?

Als sie sich die schwarze Gasmaske eines der Toten überzog, verstärkte sich ihr Gefühl, dass sie die Luft eines Fremden einatmete. Jeden noch so kleinen Abschnitt ihres Weges bezahlte jemand mit dem Leben. Vermutlich hätte der Kahle diese Leute ohnehin erschossen, doch nun war Sascha allein durch ihre Anwesenheit zur Komplizin geworden.

Dass ihr Vater nicht mehr nach Hause hatte zurückkehren wollen, hatte nicht nur daran gelegen, dass er des Kämpfens müde geworden war. Er hatte einmal gesagt, all seine Erniedrigungen und Entbehrungen wögen nicht mehr als auch nur ein fremdes Leben, und so hatte er lieber selbst gelitten, um anderen nicht wieder Leid zuzufügen. Sascha hatte immer gewusst, dass die Waagschale mit jenen Leben, die ihr Vater auf dem Gewissen hatte, schwer gefüllt war und dass er einfach versuchte, das Gleichgewicht wiederherzustellen.

Der Kahle hätte sich früher einmischen können, hätte die Leute auf der Draisine allein schon durch sein Erscheinen einschüchtern, sie ohne einen einzigen Schuss entwaffnen können, davon war Sascha überzeugt. Keiner der Getöteten wäre ein ebenbürtiger Gegner gewesen.

Warum tat er das alles?

Die Station ihrer Kindheit lag näher, als sie gedacht hatte. Es vergingen nicht einmal zehn Minuten, bis vor ihnen Lichter aufflackerten. Die Zufahrt zur Awtosawodskaja war unbewacht, offenbar verließen sich die Bewohner auf die hermetischen Tore. Etwa fünfzig Meter vom Bahnsteig entfernt drosselte der Kahle den Motor, befahl dem Alten, das

Steuer zu übernehmen, und stellte sich selbst in die Nähe des Maschinengewehrs.

Die Draisine rollte fast lautlos und sehr langsam in die Station ein. Oder war es die Zeit selbst, die sich eigens für Sascha dehnte, damit sie in wenigen Augenblicken alles überblickte und sich erinnerte?

An jenem Tag hatte ihr Vater seinem Adjutanten befohlen, sie zu verstecken, bis alles vorüber sei. Der Mann hatte sie in einen der Diensträume tief im Bauch der Station geführt, aber selbst von dort war zu hören gewesen, wie Hunderte von Kehlen gleichzeitig losbrüllten, und ihr Begleiter war sofort zurückgestürzt, um seinem Kommandeur beizustehen. Sascha war ihm durch die leeren Gänge hinterhergehetzt, hinaus in den Hauptsaal der Station.

Während sie nun den Bahnsteig entlangglitten, erblickte Sascha die geräumigen Familienzelte und die zu Büros umfunktionierten Waggonen, Kinder, die Fangen spielten, Greise, die die Köpfe zusammensteckten, mürrische Frauen, die Waffen reinigten. Und sie sah ihren Vater sowie hinter ihm eine kleine Schar teils grimmiger, teils verängstigter Männer, wie sie versuchten eine unermessliche, brodelnde Menschenmenge in Schach zu halten. Sie lief zu ihm hin, drückte sich gegen seinen Rücken. Verblüfft wandte er sich um, schüttelte sie ab und schlug dem hinzugekommenen Adjutanten wütend ins Gesicht. Doch etwas war in ihm vorgegangen. Die Formation, die bereits mit angelegten Gewehren auf den Feuerbefehl wartete, erhielt Entwarnung. Der einzige Schuss ging in die Luft - ihr Vater erklärte sich bereit, über die friedliche Übergabe der Station an die Revolutionäre zu verhandeln.

Ihr Vater hatte immer fest daran geglaubt, dass der Mensch Zeichen erhielt.

Man musste sie nur erkennen und richtig deuten.

Doch die Zeit hatte sich nicht nur verlangsamt, damit Sascha noch einmal den letzten Tag ihrer Kindheit erleben konnte. Vor allen anderen hatte sie nämlich die bewaffneten Männer bemerkt, die sich erhoben, um die Draisine aufzuhalten. Sie sah, wie der Kahle plötzlich mit einer fließenden Bewegung hinter dem MG auftauchte und den schweren, brünierten Lauf auf die überraschten Wachleute zu richten begann.

Wie ein Peitschenknall drang der Befehl an ihr Ohr, die Draisine anzuhalten. Und sie begriff: In nur wenigen Sekunden würden hier so viele Menschen sterben, dass jenes Gefühl, fremde Luft zu atmen, sie bis ans Ende ihrer Tage verfolgen würde.

Noch konnte Sascha das Blutbad verhindern, noch konnte sie diese Leute, sich selbst und noch einen Menschen vor etwas unaussprechlich Schrecklichem bewahren.

Schon entscherten die Wachmänner ihre Sturmgewehre, doch brauchten sie dafür zu lange - der Kahle war ihnen einige Sekunden voraus .

Sie tat das Erste, was ihr in den Sinn kam.

Sie sprang auf und drückte sich an seinen knorrigen, eisenharten Rücken, umarmte ihn von hinten und schloss ihre Hände vor seiner unbeweglichen Brust, die nicht einmal zu atmen schien. Der Kahle zuckte zusammen, als hätte ihn jemand geschlagen, und zögerte. Auch die schussbereiten Soldaten auf der anderen Seite erstarrten.

Der Alte begriff sofort.

Die Draisine stieß bittere schwarze Wolken aus, raste los - und die Station Awtosawodskaja blieb zurück.

In der Vergangenheit.

Während der Fahrt zur Pawelezkaja sprach niemand ein Wort. Hunter hatte sich aus der überraschenden Umar-

mung des Mädchens befreit, indem er ihre Arme auseinanderbog wie einen zu engen Stahlreif.

An dem einzigen Wachposten rasten sie in voller Fahrt vorüber. Die Fächersalve, die man ihnen hinterherschickte, blieb in der Decke über ihren Köpfen stecken. Der Brigadier schaffte es noch, seine Pistole zu ziehen und als Antwort drei lautlose Kugeln abzufeuern. Einen Wachmann streckte er offenbar nieder, die anderen drückten sich in die flachen Vorsprünge der Tunnelsegmente und kamen davon.

Ich fasse es nicht, dachte Homer und sah immer wieder zu dem am Boden kauern den Mädchen hinüber. Er hatte gehofft, dass sich nach dem Auftritt der weiblichen Hauptperson eine Liebesgeschichte entspinnen würde, aber diese Entwicklung ging ihm dann doch zu rasant. Er kam gar nicht dazu, das alles zu begreifen, geschweige denn es aufzuzeichnen.

Erst als sie in die Pawelezkaja einfuhren, drosselten sie ihre Geschwindigkeit.

Der Alte kannte diese Station bereits: Sie schien einem Schauerroman zu entstammen. Während die Gewölbe der neueren Stationen in den Außenbezirken der Moskauer Metro auf einfachen Säulen ruhten, stützte sich die Pawelezkaja auf eine Reihe luftiger Rundbögen, die jedes menschliche Maß überschritten. Und wie in Schauerromanen üblich, lag auf der Pawelezkaja ein ungewöhnlicher Fluch: Um genau acht Uhr abends verwandelte sich die Station, an der eben noch reges Treiben geherrscht hatte, in einen gespenstisch leeren Ort. Von all ihren geschäftigen, ja durchtriebenen Bewohnern blieben nur einige wenige Draufgänger auf dem Bahnsteig. Alle anderen verschwanden samt Kindern, Hausrat, Taschen voller Handelsüter, nicht einmal Bänke und Liegen ließen sie zurück.

Sie verkrochen sich in ihren Bunker, den fast einen Kilometer langen Übergang zur Ringlinie, und zitterten dort die

ganze Nacht, während an der Oberfläche, wo sich der Pawelezer Bahnhof befand, ungeheuerliche Wesen erwachten und ihr Unwesen trieben. Angeblich standen der Bahnhof und die ganze Umgebung unter ihrer ungeteilten Herrschaft, und selbst wenn diese Kreaturen schliefen, wagten sich dort keine anderen Geschöpfe hin. Die Bewohner der Pawelezkaja waren ihnen schutzlos ausgeliefert, denn die Sperren, die an anderen Stationen die Rolltreppen abschotteten, fehlten hier völlig, so dass der Zugang zur Oberfläche ständig offen war.

Homers Meinung nach gab es kaum einen weniger geeigneten Platz, um zu rasten und zu übernachten, doch Hunter dachte anders darüber: Er brachte die Draisine am hinteren Ende der Station zum Stillstand, nahm die Gasmaske ab und deutete auf den Bahnsteig. »Bis zum Morgen bleiben wir hier. Sucht euch ein Nachtlager.«

Dann verließ er sie. Das Mädchen blickte ihm nach, dann rollte sie sich auf dem harten Boden der Draisine zusammen. Auch Homer machte es sich so bequem wie möglich, schloss die Augen und versuchte einzuschlafen. Vergeblich: Wieder beschäftigte ihn der Gedanke an die Seuche, die er durch all die gesunden Stationen tragen würde. Das Mädchen lag ebenfalls noch immer wach.

»Danke«, sagte sie plötzlich. »Ich dachte zuerst, du bist genauso wie er.«

»Ich glaube nicht, dass es überhaupt noch jemanden wie ihn gibt«, erwiderte Homer.

»Seid ihr Freunde?«

»Wie ein Hai und sein Lotsenfisch.« Er lächelte traurig und dachte, wie sehr dieses Bild doch stimmte: Natürlich war es Hunter, der all diese Menschen vernichtete, doch einige blutige Fetzen gingen auch auf sein Konto.

Sie stützte sich auf. »Was meinst du damit?«

»Wohin er geht, gehe auch ich hin. Ich glaube, ich komme ohne ihn nicht aus, und er . Nun, vielleicht denkt er ja, dass ich ihn irgendwie reinige. Aber eigentlich weiß niemand so recht, was er denkt.«

Das Mädchen setzte sich näher zu dem Alten hin. »Und was willst du von ihm?« »Ich habe das Gefühl, solange ich bei ihm bin . bleibt mir die Inspiration erhalten.«

»Was heißt Inspiration?«

»Eingebung. Eigentlich bedeutet es Einatmen.«

»Warum willst du so etwas einatmen? Was bringt dir das?«

Homer zuckte mit den Schultern. »Es ist nicht, was wir einatmen. Es ist, was man uns einhaucht.«

Das Mädchen zeichnete mit dem Finger etwas auf den schmutzigen Boden der Draisine. »Solange du den Tod atmest, wird niemand deine Lippen berühren wollen. Jeder wird vor dem Leichengeruch zurückschrecken.«

»Wenn man den Tod sieht, denkt man über so manches nach«, sagte Homer knapp.

»Deswegen hast du noch lange kein Recht, immer wenn du nachdenken musst, den Tod hervorzurufen«, wandte sie ein.

»Das tue ich nicht«, rechtfertigte sich der Alte. »Ich stehe nur daneben. Aber mir geht es nicht um den Tod - nicht nur darum. Ich wollte, dass sich in meinem Leben etwas ereignet, dass eine neue Spirale beginnt, dass sich alles ändert. Dass ich wachgerüttelt werde, den Kopf klar bekomme.«

»Hast du ein schlechtes Leben gehabt?«, erkundigte sich das Mädchen teilnahmsvoll.

»Ein langweiliges. Wenn ein Tag wie der andere ist, fliegen sie so schnell vorüber, dass der letzte sich in rasendem Tempo zu nähern scheint«, versuchte Homer zu erklären. »Du fürchtest, die Dinge nicht mehr erledigen zu können.

Und jeder dieser Tage ist mit Tausenden kleinen Dingen angefüllt. Hast du das eine erledigt, holst du kurz Atem und machst dich an das nächste. Am Ende hast du weder die Kraft noch die Zeit, etwas wirklich Wichtiges zu tun. Du denkst dir: Na gut, dann fange ich eben morgen damit an. Aber dieses Morgen kommt nie, es ist immer nur ein endloses Heute.«

»Hast du schon viele Stationen gesehen?« Offenbar hatte sie ihm gar nicht richtig zugehört.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Homer überrascht. »Wahrscheinlich alle.«

»Ich nur zwei.« Das Mädchen seufzte. »Anfangs haben mein Vater und ich an der Awtosawodskaja gelebt, dann haben sie uns verjagt - zur Kolomenskaja. Ich habe mir immer gewünscht, zumindest noch eine andere zu sehen. Aber die hier ist so seltsam.« Sie glitt mit dem Blick die Bogenreihe entlang. »Wie Tausend Eingänge, und keine Wände dazwischen. Jetzt stehen sie mir alle offen, aber ich möchte gar nicht mehr dorthin. Ich habe Angst.«

»Der zweite. war das dein Vater?« Homer zögerte. »Ist er umgebracht worden?«

Das Mädchen zog sich wieder in ihr Schneckenhaus zurück und schwieg lange, bevor sie antwortete. »Ja.«

Homer holte tief Luft. »Bleib bei uns. Ich werde mit Hunter sprechen, er wird nichts dagegen haben. Ich sage ihm, dass ich dich brauche, um.« Er breitete die Arme aus - er wusste nicht, wie er dem Mädchen erklären sollte, dass sie ab jetzt seine Muse sein würde.

»Sag ihm, dass er mich braucht.« Sie sprang auf den Bahnsteig und entfernte sich von der Draisine. Dabei betrachtete sie jede einzelne Säule, an der sie vorbeikam.

Sie war kein bisschen kokett und sie spielte nicht. So wenig wie sie sich für Feuerwaffen interessierte, so gleichgültig, ja fremd schien ihr auch das übliche weibliche Arsenal

ergreifender Blicke und liebreizender Gebärden zu sein. Sie wusste nichts davon, dass ein einziger Augenaufschlag einen Orkan auslösen konnte und dass manche Menschen in der Lage waren, um eines angedeuteten Lächelns willen sich selbst zu opfern oder jemand anders zu töten. Oder war sie einfach nur noch nicht fähig, das alles richtig einzusetzen?

Wie auch immer, sie benötigte dieses Arsenal nicht. Mit ihrem stechenden, direkten Blick hatte sie Hunter gezwungen, seine Entscheidung zu revidieren, mit einer Bewegung hatte sie ihr Netz über ihn geworfen und ihn von einem Mord abgehalten. Hatte sie etwa seinen Panzer durchbrochen? War sie auf seinen weichen Kern gestoßen? Oder brauchte er sie tatsächlich für etwas? Wohl eher Letzteres: Allein schon die Vorstellung, dass der Brigadier Schwachstellen haben könnte, die ihn wenn nicht verletzlich, so doch empfindlich machten, fand Homer abwegig.

Er konnte einfach nicht schlafen. Obwohl er die stickige Gasmaske gegen einen leichten Atemschutz ausgetauscht hatte, fiel ihm das Atmen noch immer schwer, und noch immer war es, als würde ein Schraubstock seinen Kopf zusammenpressen.

All seine alten Habseligkeiten hatte Homer im Tunnel zurückgelassen. Mit einem Stück grauer Seife hatte er sich die Hände gescheuert, den Schmutz mit veralgtem Wasser aus einem Kanister abgewaschen und beschlossen, von nun an stets eine Atemmaske zu tragen. Was hätte er noch tun können, um die Menschen in seiner Nähe zu schützen?

Nichts. Wirklich nichts mehr. Nicht einmal fortzugehen, sich in die Tunnel zu schlagen und selbst zu einem Haufen vergammelter, zurückgelassener Fetzen zu werden hätte geholfen. Doch dass er nun dem Tod so nahe stand, versetzte ihn unvermittelt um mehr als zwanzig Jahre zurück, in jene Zeit, als er gerade erst alle Menschen verloren hatte,

die er liebte. Und dies verlieh seinen Plänen neuen, wahrhaftigen Sinn.

Wäre es in Homers Macht gestanden, er hätte ihnen ein echtes Denkmal gesetzt. Doch wenigstens einen gewöhnlichen Grabstein hatten sie verdient. Geboren waren sie Jahrzehnte auseinander, gestorben an ein und demselben Tag: seine Frau, seine Kinder und seine Eltern.

Und dann seine Klassenkameraden und die Freunde aus der Berufsschule. Die Schauspieler und Musiker, die er so verehrt hatte. Einfach all jene, die an jenem Tag noch in der Arbeit oder bereits zu Hause angekommen oder auf halbem Wege in einen Stau geraten waren.

Jene, die gleich umkamen, und jene, die noch lange Tage in der verseuchten, halb zerstörten Hauptstadt zu überleben versuchten und schwach an den verriegelten Sicherheitstoren der Metro kratzten. Jene, die augenblicklich in kleinste Atome pulverisiert wurden, und jene, die aufquollen und bei lebendigem Leibe auseinanderfielen, zerfressen von der Strahlenkrankheit.

Die Aufklärer, die damals als Erste an die Oberfläche gingen, litten noch mehrere Tage nach ihrer Rückkehr unter Schlafstörungen. Homer hatte einige von ihnen am Lagerfeuer einer Umsteigestation getroffen. In ihren Augen erblickte er den unauslöschlichen Eindruck, den die Stadt hinterlassen hatte; ihre Augen glichen erstarrten Flüssen, die vor toten Fischen überquollen. Tausende abgewürgter Autos mit leblosen Passagieren, die die Prospekte und Ausfallstraßen Moskaus verstopften. Überall Leichen. Niemand war da, um sie fortzuschaffen - bis schließlich neue Wesen die Herrschaft über die Stadt ergriffen.

Um sich zu schonen, mieden die Aufklärer Schulen und Kindergärten. Doch um den Verstand zu verlieren genügte es bereits, wenn einer von ihnen zufällig durch das staubige

Fenster eines Familienautos einen stieren Blick vom Rücksitz erhaschte.

Milliarden von Leben waren mit einem Mal abgerissen. Milliarden Worte waren ungesagt geblieben, Milliarden Träume unverwirklicht, Milliarden Kränkungen unverziehen. Nikolais jüngster Sohn hatte ihn schon die ganze Zeit um eine große Packung Farbfilzstifte angebettelt, seine Tochter fürchtete sich vor dem Eiskunstlauf-Training, und seine Frau hatte ihm vor dem Schlafengehen noch geschildert, wie sie ihren kurzen Urlaub zu zweit am Meer verbringen würden.

Als er begriff, dass diese kleinen Wünsche und Leidenschaften ihre letzten gewesen waren, erschienen sie ihm auf einmal von außerordentlicher Wichtigkeit.

Am liebsten hätte Homer für jeden von ihnen eine Gedenktafel graviert, doch eine Inschrift auf dem gigantischen Massengrab der Menschheit war sicher auch ein würdiges Unterfangen. Und nun, da ihm selbst kaum noch Zeit blieb, glaubte er, dafür die richtigen Worte finden zu können.

Er wusste noch nicht, in welcher Reihenfolge er sie anbringen, womit er sie befestigen, wie er sie verzieren würde, doch spürte er: In der Geschichte, die sich vor seinen Augen abspielte, würde sich auch ein Platz finden für all die rastlosen Seelen, all die Gefühle, all die kleinen Wissenskörner, die er so akribisch gesammelt hatte, und am Ende auch für ihn selbst. Dieser Plot war dafür geeignet wie kaum ein anderer.

Sobald es oben hell wurde und sich unten die Händler wieder in die Station trauten, würde er versuchen ein sauberes Notizbuch und einen Kugelschreiber aufzutreiben. Er musste sich beeilen: Wenn er die Konturen seines künftigen Romans, die wie eine Fata Morgana in der Ferne schwebten, jetzt nicht zu Papier brachte, konnten sie sich jederzeit wieder in Luft auflösen, und wer wusste, wie lang er dann

noch auf der Düne sitzen und zum Horizont starren musste, in der Hoffnung, dass aus winzigen Sandkörnern und flirrender Luft erneut sein persönlicher Elfenbeinturm entstand?

Dazu hatte er vielleicht keine Zeit mehr.

Ein ironisches Lächeln auf den Lippen, dachte Homer: Ganz gleich, was das Mädchen auch redete, es war der Blick in die leeren Augenhöhlen der Ewigkeit, der ihn zum Handeln zwang. Dann musste er an ihre geschwungenen Augenbrauen denken, zwei helle Strahlen in ihrem dunklen, verschmierten Gesicht, an ihre zerkauten Lippen, ihre struppigen, strohblonden Haare - und er lächelte erneut.

Morgen auf dem Markt würde er noch etwas anderes suchen müssen, dachte Homer, während er einschlief.

An der Pawelezkaja war die Nacht immer unruhig. Der Schein stinkender Fackeln zuckte über die verrußten Marmorwände, die Tunnel atmeten unruhig, nur am Fuß der Rolltreppe saßen ein paar Gestalten und unterhielten sich kaum hörbar. Die Station stellte sich tot. Jedermann hoffte, dass es die wilden Kreaturen von oben nicht nach Aas gelüstete.

Doch manchmal entdeckten die neugierigsten dieser Tiere den tief hinab führenden Einstieg und rochen frischen Schweiß, hörten das gleichmäßige Schlagen menschlicher Herzen, spürten, dass warmes Blut durch ihre Gefäße strömte. Und manchmal kamen sie auch herunter.

Homer war endlich in Halbschlaf gesunken, und die erregten Stimmen von der anderen Seite des Bahnsteigs drangen nur mühsam und verzerrt in sein Bewusstsein. Doch dann riss ihn das Rattern eines Maschinengewehrs mit einem Mal aus seinem Dämmerzustand. Der Alte sprang auf und tastete auf dem Boden der Draisine nach seiner Waffe.

Zu den ohrenbetäubenden MG-Salven gesellten sich sogleich Schüsse aus mehreren Sturmgewehren. Das Rufen der

Wachleute klang jetzt nicht mehr nur nervös, sondern entsetzt. Was immer es war, worauf sie aus allen Kalibern schossen, sie schienen ihm dadurch nicht den geringsten Schaden zuzufügen. Von organisierter Abwehr eines beweglichen Ziels konnte keine Rede sein - hier feuerten Leute wild durcheinander und dachten nur noch daran, ihre eigene Haut zu retten.

Endlich hatte Homer seine Kalaschnikow gefunden, doch wagte er es nicht, den Bahnsteig zu betreten. Gerade noch widerstand er der Versuchung, den Motor anzuwerfen und sich aus dem Staub zu machen - egal wohin. Er blieb auf der Draisine und reckte den Hals, um durch die Säulenreihe hindurch den Ort des Kampfes zu beobachten.

Plötzlich unterbrach ein durchdringendes Kreischen aus überraschend ge ringer Entfernung das Brüllen und Fluchen der Wachleute. Das Maschinengewehr stockte, jemand schrie furchtbar auf und verstummte dann sofort, als habe man ihm den Kopf abgerissen. Wieder knatterten Sturmgewehre los, doch diesmal nur ganz vereinzelt und für kurze Zeit. Erneut ertönte das Kreischen - wie es schien, jetzt etwas weiter entfernt. Und plötzlich antwortete dem Wesen, das diesen Laut von sich gegeben hatte, ein Echo - und zwar in unmittelbarer Nähe der Draisine.

Homer zählte bis zehn und ließ mit zitternden Händen den Motor an. Jeden Moment würden seine Gefährten zurückkommen, und dann würden sie losfahren - er tat das jetzt für sie, nicht für sich selbst. Die Draisine vibrierte, begann zu rauchen, der Motor lief sich warm, da blitzte zwischen den Säulen etwas unfassbar schnell auf. So blitzartig verschwand es wieder aus dem Blickfeld, dass in Homers Kopf erst gar kein Bild davon entstand.

Der Alte klammerte sich an das Geländer, stellte einen Fuß aufs Gaspedal und holte tief Luft. Wenn sie in zehn Se-

kunden nicht auftauchten, würde er alles zurücklassen und...

Ohne zu begreifen warum, machte er einen Schritt auf den Bahnsteig und hielt sein nutzloses Sturmgewehr vor sich hin. Er wollte einfach nur sichergehen, dass er seinen Leuten nicht mehr helfen konnte.

Er drückte sich gegen eine Säule und warf einen Blick in den Mittelgang.

Er wollte schreien, doch ihm fehlte die Luft dazu.

Sascha hatte immer gewusst, dass die Welt sich nicht nur auf die beiden Stationen beschränkte, an denen sie bisher gelebt hatte. Doch nie hätte sie gedacht, dass diese Welt so wunderschön sein könnte. Selbst die langweilige, ja trostlose Kolomenskaja war ihr wie ein behagliches Zuhause vorgekommen, bis in den kleinsten Winkel vertraut. Die Awto-sawodskaja - weiträumig, aber kalt - hatte sich hochmütig von ihrem Vater und ihr abgewandt, sie verstoßen, und das konnte sie ihr nicht vergessen.

Ihre Beziehung zur Pawelezkaja dagegen war unbelastet, und mit jeder Minute fühlte Sascha immer mehr, dass sie sich in diese Station verliebte. In die leichten, weit ausgreifenden Säulen, die großen, einladenden Bögen, den edlen Marmor, dessen feine Adern die Wände wie die zarte Haut eines Menschen erscheinen ließen. War die Kolomenskaja armselig gewesen und die Awtosawodskaja finster, so gebärdete sich diese Station wie eine Frau: In ihrer sorglosen und verspielten Art erinnerte die Pawelezkaja noch nach Jahrzehnten an ihre einstige Schönheit.

Die Menschen hier können nicht grausam oder böse sein, dachte Sascha. Sie und ihr Vater hätten also tatsächlich nur eine feindliche Station überwinden müssen, um an diesen magischen Ort zu gelangen. Er hätte tatsächlich nur einen Tag länger leben müssen, um aus der Verbannung zu flie-

hen und erneut die Freiheit zu erlangen. Sie hätte den Kahlen sicher dazu gebracht, sie beide mitzunehmen.

In der Ferne flackerte ein Lagerfeuer, um das sich Wachleute drängten. Der Lichtstrahl eines Scheinwerfers tastete sich an der hohen Decke entlang, doch Sascha zog es nicht dorthin. Wie viele Jahre hatte sie geglaubt, sie müsse nur von der Kolomenskaja entkommen und andere Menschen treffen, um glücklich zu werden! Aber nun verlangte es sie nur nach einem einzigen Menschen - um ihre Begeisterung zu teilen, ihr Staunen darüber, dass die Erde tatsächlich noch um ein ganzes Drittel größer war, und ihre Hoffnung darauf, alles wiedergutmachen zu können. Aber wer sollte sie, Sascha, brauchen? Kein Mensch würde sie brauchen, ganz gleich, was sie sich und dem Alten auch einredete.

Und so schlenderte das Mädchen in entgegengesetzter Richtung weiter, dorthin, wo ein halb verfallener Zug mit eingeschlagenen Fensterscheiben und offenen Türen bis zur Hälfte im rechten Tunnel verschwand. Sie trat ein, sprang von einem Waggon zum anderen, inspizierte den ersten, den zweiten, dann den dritten. Im letzten entdeckte sie ein auf wundersame Weise unversehrt gebliebenes Sofa und legte sich darauf. Sie blickte sich um und versuchte sich vorzustellen, dass der Zug jeden Moment losfahren würde, um sie zu neuen Stationen zu bringen, die hell und voll lärmender menschlicher Stimmen waren. Doch fehlten ihr sowohl der Glaube als auch die Fantasie, um all diese Tonnen Stahlschrott von der Stelle zu bewegen. Mit ihrem Fahrrad war ihr das wesentlich leichter gefallen.

Dann plötzlich war das Versteckspiel zu Ende: Kampfgeräusche sprangen von Waggon zu Waggon auf Sascha zu und erreichten sie schließlich.

Schon wieder?

Sie sprang auf die Beine und stürzte hinaus auf den Bahnsteig - den einzigen Ort, wo sie wenigstens noch imstande war, etwas auszurichten.

Die zerfetzten Leichen der Wachleute lagen neben der gläsernen Kabine mit dem reglosen Scheinwerfer, über dem erloschenen Feuer sowie in der Mitte der Halle. Weitere Kämpfer hatten offenbar frühzeitig allen Widerstand aufgegeben und waren losgerannt, um im Durchgang Zuflucht zu suchen, doch der Tod hatte sie auf halbem Wege eingeholt.

Über einem der Körper stand gebückt eine unheilvolle, unnatürliche Gestalt. Obwohl sie aus dieser Entfernung schlecht zu sehen war, erkannte Homer eine glatte weiße Haut, einen mächtigen, zuckenden Kamm sowie ungeduldig sich bewegende Beine mit mehreren, stark eingeknickten Gelenken.

Die Schlacht war verloren.

Wo war Hunter? Homer lehnte sich noch einmal vor und erstarrte. Vielleicht zehn Schritte von ihm entfernt, genauso weit hinter der Säule hervor ragend wie Homer selbst, wie um ihn zu locken oder mit ihm zu spielen, starrte aus einer Höhe von über zwei Metern eine furchtbare Fratze auf ihn herab. Von der Unterlippe tropfte es rot, und der schwere Kiefer kaute mit unablässiger Bewegung auf einem furchtbaren Brocken herum. Unter der flachen Stirn war nichts, doch dass die Kreatur keine Augen hatte, hinderte sie offenbar in keinsten Weise daran, andere Wesen wahrzunehmen, sich zu bewegen und anzugreifen.

Homer fuhr herum und drückte auf den Abzug, doch sein Gewehr blieb stumm. Die Chimäre stieß einen langen, ohrenbetäubenden Schrei aus und sprang in die Mitte des Saals. Panisch fummelte Homer an dem Verschluss herum, obwohl er wusste, dass es keinen Zweck mehr hatte.

Doch plötzlich schien das Ungeheuer das Interesse an ihm verloren zu haben - es wandte seine Aufmerksamkeit dem Bahnsteigrand zu. Mit einer heftigen Bewegung folgte Homer dem blinden Blick der Kreatur, und sein Herz hörte für einen Augenblick auf zu schlagen.

Dort stand, ängstlich um sich blickend, das Mädchen.

»Lauf!«, brüllte Homer, und seine Stimme erstickte in einem schmerzhaften Krächzen.

Die weiße Chimäre machte einen Satz über mehrere Meter nach vorne und stand nun direkt vor der jungen Frau. Diese zog ein Messer, das höchstens zum Kochen zu gebrauchen war, und machte eine drohende Ausfallbewegung.

Als Antwort schwang die Kreatur eine seiner Vorderpfoten, das Mädchen stürzte zu Boden, und die Klinge flog in hohem Bogen zur Seite.

Homer stand bereits auf der Draisine, doch dachte er nicht an Flucht.

Keuchend schwenkte er das Maschinengewehr und versuchte die tänzelnde weiße Silhouette ins Visier zu nehmen. Erfolglos: Das Ungeheuer war zu nahe an das Mädchen herangerückt. Die Wachen, die ihm noch einigermaßen hätten gefährlich werden können, hatte es innerhalb weniger Minuten zerfetzt, und nun, da es diese beiden hilflosen Geschöpfe in eine Ecke gedrängt hatte, schien es mit ihnen spielen zu wollen, bevor es sie tötete.

Es stand über Sascha gebeugt, so dass der Alte sie nicht sehen konnte. Weidete es sein Opfer bereits aus?

Aber dann zuckte es zusammen, fuhr zurück, kratzte mit seinen Klauen über einen sich vergrößernden Fleck auf seinem Rücken und drehte sich brüllend um, bereit, den Angreifer zu verschlingen.

Mit schwankenden Schritten näherte sich Hunter der Kreatur. In der einen Hand hielt er ein Automatikgewehr,

die andere hing schlaff herab, und man konnte sehen, wie sehr ihn jede Bewegung schmerzte.

Der Brigadier gab eine weitere Salve auf das Monster ab, doch das erwies sich als verblüffend zäh; es schwankte nur kurz, erlangte sogleich sein Gleichgewicht wieder und stürzte vorwärts. Hunters Patronen versiegt, doch gelang es ihm durch eine erstaunliche Drehbewegung, den enormen Rumpf des Ungeheuers auf die Klinge seiner Machete zu stechen. Die Chimäre stürzte direkt auf ihn, begrub ihn unter sich, erstickte ihn mit ihrem Gewicht.

Wie um alle verbliebene Hoffnung zu beseitigen, sprang nun eine zweite Kreatur hinzu. Sie erstarrte über dem zuckenden Körper ihres Artgenossen, stieß eine Klaue in die weiße Haut, als wolle sie ihn aufwecken, und wandte dann langsam seine augenlose Fratze Homer zu.

Diese Chance ließ er sich nicht entgehen. Das große Kaliber zerfetzte den Torso der Chimäre, spaltete ihren Schädel, und als das Tier bereits gefallen war, zerplatzten noch einige Marmorplatten dahinter zu Splittern und Staub. Homer brauchte einige Zeit, bis sich sein Herz beruhigt und er die verkrampften Finger gelöst hatte.

Dann schloss er die Augen, riss sich die Maske herunter und atmete tief die frostige Luft ein, die gesättigt war vom Geruch frischen Blutes.

Sämtliche Helden waren gefallen, auf dem Schlachtfeld war nur er allein

zurückgeblieben.

Sein Buch war zu Ende, noch bevor es begonnen hatte.

10

NACH DEM TOD

Was bleibt von den Toten? Was bleibt von jedem von uns? Grabsteine sinken ein, Moos bedeckt sie, und schon

nach wenigen Jahrzehnten sind ihre Aufschriften nicht mehr zu lesen.

Auch in früheren Zeiten wurde ein Grab, um das sich niemand mehr kümmerte, einem neuen Toten zugeteilt. Meist besuchten nur die Kinder oder Eltern den Toten, die Enkel schon seltener, die Urenkel fast nie.

Was sich ewige Ruhe nannte, dauerte in den Großstädten nur ein halbes Jahrhundert, dann wurden die Gebeine gestört -um die Gräberdichte zu erhöhen oder weil man den Gottesacker umgraben wollte, um darauf Wohnviertel zu errichten. Die Erde war zu eng geworden, sowohl für die Lebenden als auch für die Toten.

Ein halbes Jahrhundert, das war ein Luxus, den sich nur jene leisten konnten, die vor dem Weltuntergang starben. Doch wen kümmert noch eine einzelne Leiche, wenn ein ganzer Planet im Sterben liegt? Keiner der Bewohner der Metro hat je die Ehre einer Beerdigung genossen, keiner konnte hoffen, dass die Ratten seinen Leichnam verschonten.

Früher hatten die Überreste eines Menschen so lange eine Daseinsberechtigung, wie sich die Lebenden an ihn erinnerten. Ein Mensch erinnert sich an seine Verwandten, seine Freunde, seine Mitarbeiter. Doch sein Gedächtnis reicht nur drei Generationen zurück. Gerade mal etwas mehr als fünfzig Jahre.

Mit der gleichen Leichtigkeit, mit der wir das Bild unseres Großvaters oder Schulfreunds aus unserem Gedächtnis entlassen, wird auch uns selbst einst jemand ins absolute Nichts entlassen. Die Erinnerung an einen Menschen kann seine Gebeine überdauern, doch sobald der letzte fortgeht, der sich an uns erinnert, lösen auch wir uns mit ihm in der Zeit auf.

Fotografien - wer macht die heute noch? Und wie viele bewahrte man damals auf, als noch jeder fotografierte? Frü-

her gab es am Ende eines jeden dicken Familienalbums ein wenig Platz für alte, braun gewordene Abzüge, doch kaum jemand von denen, die darin blätterten, konnte mit Sicherheit sagen, welcher seiner Vorfahren auf den verblichenen Fotos abgebildet war. Zumal die Fotografien Verstorbener ohnehin nur als eine Art Totenmaske zu interpretieren sind, keinesfalls jedoch als Abdruck ihrer Seele zu Lebzeiten.

Und dann zerfallen fotografische Abzüge nur wenig langsamer als die Körper, die auf ihnen abgebildet sind.

Was also bleibt?

Kinder?«

Homer berührte mit dem Finger die Flamme der Kerze. Die Antwort fiel ihm leicht, denn Achmeds Worte schmerzten ihn immer noch. Er selbst war zur Kinderlosigkeit verdammt, unfähig, sein Geschlecht fortzusetzen, also konnte er nicht anders, als diesen Weg zur Unsterblichkeit auszuschießen.

Er griff erneut nach seinem Stift.

»Sie können uns ähnlich sein. In ihren Zügen spiegeln sich unsere eigenen, auf wundersame Weise vereint mit jenen derer, die wir geliebt haben. In ihren Gesten, ihrer Mimik erkennen wir mit Entzücken und manchmal auch mit Sorge uns selbst. Freunde bestätigen, dass unsere Söhne und Töchter uns wie aus dem Gesicht geschnitten sind. All dies verheißt uns eine gewisse Verlängerung unserer selbst, wenn wir einst nicht mehr sind.

Auch wir selbst sind ja nicht das Urbild, nach dem alle folgenden Kopien erstellt werden, sondern nur eine Chimäre, jeweils zur Hälfte bestehend aus inneren und äußeren Merkmalen unserer Väter und Mütter, genauso wie jene ihrerseits aus den Hälften ihrer Eltern bestehen. Gibt es somit in uns gar nichts Einzigartiges, sondern nur eine endlose Mischung winziger Mosaiksteinchen, die unabhängig von uns existieren und sich zu Milliarden zufälliger Bilder zu-

sammensetzen, welche ihrerseits keinen eigenen Wert besitzen und sofort wieder zerfallen?

Lohnt es sich also überhaupt, darauf stolz zu sein, wenn wir bei unseren Kindern einen kleinen Hügel oder eine Kuhle entdecken, die wir als unsere eigene betrachten, die jedoch tatsächlich schon eine halbe Million Jahre durch Tausende von Körpern gereist ist?

Was bleibt von mir?»

Homer hatte es schwerer gehabt als die anderen. Er hatte stets jene beneidet, denen der Glaube ein Leben im Jenseits in Aussicht stellte. Wann immer das Gespräch auf das Lebensende gekommen war, hatte er sich in Gedanken sogleich an den Nachimowski prospekt mit seinen widerwärtigen, aasfressenden Kreaturen versetzt gefühlt. Aber vielleicht bestand er ja doch nicht nur aus Fleisch und Blut, das früher oder später von den Leichenfressern zerkaut und verdaut wurde. Nur: Selbst wenn es in ihm noch etwas gab, so existierte es sicher nicht unabhängig von seinem Körper.

»Was ist von den ägyptischen Königen geblieben? Was von Griechenlands Helden? Von den Künstlern der Renaissance? Ist etwas von ihnen geblieben -und existieren sie noch in dem, was sie hinterließen?

Welche Art von Unsterblichkeit bleibt dem Menschen dann?»

Homer las das, was er geschrieben hatte, noch einmal durch, dachte kurz nach, dann riss er die Blätter vorsichtig aus dem Heft, zerknüllte sie, legte sie auf einen Eisenteller und zündete sie an. Nach einer Minute war von der Arbeit, mit der er die letzten drei Stunden zugebracht hatte, nur noch eine Handvoll Asche übrig.

Sie war gestorben.

So hatte sich Sascha den Tod immer vorgestellt: Der letzte Lichtstrahl erloschen, alle Geräusche verstummt, der Körper gefühllos, nichts als ewige Schwärze. Schwärze und

Stille, aus der die Menschen gekommen waren und in die sie unausweichlich zurückkehrten. Sascha kannte all die Märchen von Paradies und Hölle, aber die Unterwelt war ihr harmlos vorgekommen. Eine Ewigkeit in absoluter Blindheit, Taubheit und völliger Tatenlosigkeit zuzubringen war ihr hundertmal furchtbarer erschienen als irgendwelche Kessel mit siedendem Öl.

Doch dann flackerte vor ihr eine winzige Flamme auf. Sascha streckte sich nach ihr aus, aber bekam sie sie nicht zu fassen: Der tanzende, zitternde Lichtfleck lief von ihr fort, kam wieder näher, lockte sie, trieb sogleich wieder davon, spielend und ködernd. Sie wusste sofort, was es war: ein Tunnellicht.

Wenn ein Mensch in der Metro stirbt, so hatte ihr Vater erzählt, irrt seine Seele verloren durch ein finsternes Labyrinth von Tunneln, die nirgendwohin führen. Sie begreift nicht, dass sie nicht mehr an einen Körper gebunden, ihr irdisches Leben zu Ende ist, muss so lange umher irren, bis sie irgendwo in der Ferne den Schein eines geisterhaften Feuers erblickt. Sodann muss sie ihm hinterhereilen, denn dieses Feuer ist gesandt, die Seele dorthin zu führen, wo sie Ruhe findet. Es kommt jedoch auch vor, dass sich das Feuer dieser Seele erbarmt und sie in ihren verlorenen Körper zurückbringt. Von diesen Menschen sagt man, dass sie aus dem Jenseits zurückgekehrt sind. Richtiger wäre es jedoch zu sagen, dass die Dunkelheit sie noch einmal freigelassen hat.

Das Tunnellicht lockte Sascha, immer wieder, und schließlich gab sie nach und ließ sich darauf ein. Sie spürte ihre Beine nicht, aber das war auch nicht nötig: Um dem davongleitenden Lichtfleck zu folgen, durfte sie ihn nur nicht aus den Augen verlieren, musste ihn fixieren, als wollte sie ihn überreden, ihn zähmen.

Sascha hatte das Licht mit ihrem Blick eingefangen, und nun zog es sie durch die undurchdringliche Finsternis, durch das Tunnellabyrinth, aus dem sie allein niemals hinausgefunden hätte, bis zur letzten Station ihrer Lebenslinie. Und dann sah sie etwas vor sich: Ihr Führer schien die Konturen eines entfernten

Zimmers zu skizzieren, in dem man sie erwartete.

»Sascha!«, rief eine Stimme nach ihr. Erstaunt registrierte sie, dass sie die Stimme kannte, doch wusste sie nicht mehr, wem sie gehörte. In ihr schwebten vertraute, zärtliche Töne mit.

»Papa?«, fragte sie ungläubig.

Sie waren angekommen. Das gespenstische Tunnelfeuer blieb stehen, verwandelte sich in eine gewöhnliche Flamme, sprang auf den Docht einer zusammengeschmolzenen Kerze und machte es sich dort bequem wie eine Katze, die von einem Streifzug zurückkehrt.

Eine kühle, schwielige Hand lag auf der ihren. Zögerlich löste Sascha den Blick von der Flamme -sie fürchtete, sie könne jeden Augenblick wieder zu Boden sinken. Kaum war sie erwacht, spürte sie einen stechenden Schmerz im Unterarm, ihre Schläfe begann zu pochen. Aus der Dunkelheit tauchten schwankend einige einfache Möbelstücke auf: ein Paar Stühle, ein Nachttisch. Sie selbst lag auf einer Liege, so weich, dass sie ihren Rücken gar nicht spürte. Als bekäme sie ihren Körper erst allmählich, in Etappen zurück.

»Sascha?«, wiederholte die Stimme.

Sie richtete ihren Blick auf den, der da sprach, und zog hastig ihre Hand zurück. An ihrem Bett saß der Alte, mit dem sie auf der Draisine gefahren war. Seine Berührung war ohne jeglichen Anspruch gewesen, weder harsch noch unanständig. Scham und Enttäuschung hatten sie zurückfahren lassen: Wie hatte sie die Stimme eines Fremden mit

der ihres Vaters verwechseln können? Warum hatte das Tunnellicht sie ausgerechnet hierher geführt?

Der Alte lächelte sanft. Er schien schon zufrieden zu sein, dass sie wieder erwacht war. Erst jetzt bemerkte Sascha in seinen Augen ein warmes Glänzen, wie sie es bisher nur von einem einzigen Menschen gekannt hatte. Deshalb also hatte sie sich getäuscht. Nun schämte sie sich vor dem alten Mann.

»Verzeih mir«, sagte sie. Im nächsten Augenblick fielen ihr wieder die letzten Minuten an der Pawelezkaja ein. Mit einer heftigen Bewegung richtete sie sich auf. »Was ist mit deinem Freund?«

Sie schien weder weinen noch lachen zu können. Vielleicht fehlte ihr aber auch einfach die Kraft dazu.

Glücklicherweise hatten die messerscharfen Krallen der Chimäre das Mädchen verfehlt, die Pranke hatte sie flach getroffen. Doch auch so war sie einen ganzen Tag bewusstlos gewesen. Nun sei ihr Leben außer Gefahr, versicherte der Arzt Homer. Seine eigenen Probleme hatte der Alte ihm verschwiegen.

Sascha - während ihrer Bewusstlosigkeit hatte sich Homer angewöhnt, sie so zu nennen - sank in sich zusammen und lehnte sich zurück in ihr Kissen.

Der Alte kehrte an den Tisch zurück, wo ein geöffnetes Notizbuch mit ganzen sechsundneunzig Seiten auf ihn wartete. Er drehte den Stift in seiner Hand und fuhr an der Stelle fort, wo er zuvor unterbrochen hatte, um dem stöhnenden und fiebernden Mädchen beizustehen.

Doch diesmal verzögerte sich die Rückkehr der Karawane. Und zwar so lange, dass nur ein Schluss möglich war: Etwas Unvorhergesehenes musste geschehen sein, etwas Furchtbares, das weder die schwer bewaffneten, kampferprobten Begleitsoldaten noch die jahrelang gepflegten Be-

ziehungen zur Führung der Hanse hatten verhindern können.

Die Sache wäre weniger beunruhigend gewesen, wenn man wenigstens hätte kommunizieren können. Doch mit der Telefonleitung zur Ringlinie war etwas nicht in Ordnung, die Verbindung war bereits am Montag abgebrochen, und der Trupp, den man auf die Suche nach der Bruchstelle geschickt hatte, war ohne Ergebnis zurückgekehrt.«

Homer hob die Augen und zuckte zusammen - das Mädchen stand hinter ihm und blickte über seine Schulter auf sein Gekritzel. Die Neugier schien das Einzige zu sein, was sie auf den Beinen hielt.

Verschämt drehte der Alte das Notizbuch mit dem Umschlag nach oben.

»Wartest du auf eine Eingebung?«, fragte sie ihn.

»Ich bin erst ganz am Anfang«, murmelte Homer.

»Und was ist mit der Karawane geschehen?«

»Ich weiß es nicht.« Er begann sorgfältig einen Rahmen um den Titel zu zeichnen. »Die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende. Leg dich jetzt wieder hin, du musst dich ausruhen.« »Aber es hängt doch von dir ab, wie das Buch ausgeht«, entgegnete sie, ohne sich vom Fleck zu rühren.

»In diesem Buch hängt gar nichts von mir ab.« Homer legte den Stift auf den Tisch. »Ich denke es mir nicht aus. Ich schreibe einfach alles auf, was passiert.«

»Dann hängt es ja noch viel mehr von dir ab«, sagte das Mädchen nachdenklich. »Komme ich auch darin vor?«

Homer lächelte. »Gerade wollte ich dich um Erlaubnis bitten.«

»Ich werde darüber nachdenken«, erwiderte sie ernsthaft. »Wozu schreibst du das Buch?«

Homer stand auf, um mit ihr auf Augenhöhe zu sprechen. Bereits nach dem letzten Gespräch mit Sascha war ihm klar geworden, dass ihre Jugend und mangelnde Erfahrung ein

falsches Bild erzeugten. An der seltsamen Station, an der sie sie aufgegabelt hatten, schien ein Jahr für zwei zu zählen. So antwortete sie weniger auf die Fragen, die er laut aussprach, als vielmehr auf all das, was unausgesprochen blieb. Und sie stellte nur solche Fragen, auf die er selbst keine Antwort wusste.

Außerdem schien ihm: Wenn er auf ihre Aufrichtigkeit zählte - und wie könnte sie sonst seine Heldin werden? -, musste er selbst auch ehrlich zu ihr sein, sie nicht wie ein Kind behandeln, sich nicht in Schweigen hüllen. Er durfte ihr nicht weniger sagen, als er sich selbst eingestand.

Er räusperte sich und sagte: »Ich will, dass die Menschen sich an mich erinnern.

An mich und an diejenigen, die mir nahestanden. Dass sie wissen, wie die Welt war, die ich liebte. Dass sie das Wichtigste von dem hören, was ich erfahren und begriffen habe. Dass mein Leben nicht umsonst war. Dass etwas von mir zurückbleibt.«

»Du legst also deine Seele hinein?« Sie legte den Kopf schief. »Aber das ist doch nur ein Notizbuch. Es kann verbrennen oder verloren gehen.«

»Ein unsicherer Aufbewahrungsort für die Seele, nicht wahr?« Homer seufzte. »Nein, dieses Heft brauche ich nur, um alles in der nötigen Reihenfolge zu ordnen. Und damit ich nichts Wichtiges vergesse, solange die Geschichte noch nicht zu Ende ist. Wenn sie erst mal fertig ist, muss man sie nur einigen Leuten weitererzählen. Wie ich mir das vorstelle, braucht man dann hoffentlich weder Papier noch einen Körper zu ihrer Verbreitung.«

»Sicher hast du viel gesehen, was nicht vergessen werden sollte.« Das Mädchen zuckte mit den Schultern. »Ich habe nichts, was wert wäre, aufgeschrieben zu werden. Lass mich aus dem Buch raus. Verschwende für mich kein Papier.«

»Aber du hast doch noch alles vor dir .«, begann Homer und musste daran denken, dass er das nicht mehr miterleben würde.

Das Mädchen reagierte nicht, und Homer befürchtete schon, dass sie sich ihm ganz verschließen würde. Er suchte nach den richtigen Worten, um all das wieder zurückzunehmen, doch verstrickte er sich dabei immer mehr in seinen Zweifeln.

»Was ist das Schönste, woran du dich erinnerst?«, fragte sie plötzlich. »Das Allerschönste?«

Homer zögerte. Es war eine seltsame Vorstellung, einer Person sein Innerstes mitzuteilen, die er erst seit zwei Tagen kannte. Nicht einmal Jelena hatte er diese Dinge anvertraut - sie war immer davon ausgegangen, dass an der Wand ihres Kämmerchens eine gewöhnliche Stadtlandschaft hing. Würde ein Mädchen, das sein ganzes Leben im Untergrund zugebracht hatte, überhaupt verstehen können, was er ihr erzählte?

Er entschloss sich, es darauf ankommen zu lassen. »Sommerregen«, sagte er.

Sascha runzelte die Stirn, was komisch aussah. »Was ist daran so schön?«

»Hast du jemals Regen gesehen?«

»Nein.« Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Vater wollte mich nicht nach draußen lassen. Ich bin trotzdem zwei oder dreimal rausgeklettert, aber mir gefiel es dort überhaupt nicht. Es ist schrecklich, wenn um dich herum keine Wände sind.« Dann erklärte sie, für alle Fälle: »Regen, das ist, wenn Wasser von oben kommt.«

Homer hörte ihr nicht mehr zu. Wieder stieg vor ihm jener Tag aus der fernen Vergangenheit auf. Wie ein Medium stellte sich sein Körper einem herbeigerufenen Geist zur Verfügung, richtete er seinen Blick in die Leere und hörte nicht auf zu sprechen.

»Den ganzen Monat war es trocken und heiß gewesen. Meine Frau war schwanger, sie hatte sowieso immer Atemprobleme gehabt, und dann auch noch die Hitze. In der Entbindungsklinik gab es auf der gesamten Station einen einzigen Ventilator, und sie beklagte sich, wie schwül es war. Auch ich konnte kaum atmen, so sehr tat sie mir leid. Es war schlimm: Jahrelang hatten wir ohne Erfolg versucht, Kinder zu bekommen, und die Ärzte machten uns Angst, es könnte eine Totgeburt werden. Nun lag sie unter Beobachtung, dabei wäre sie besser zu Hause geblieben. Der Geburtstermin war bereits verstrichen, aber von Wehen keine Spur. Man kann sich ja schließlich nicht jeden Tag freinehmen. Irgendwer hatte mir gesagt, wenn man ein Kind zu lange austrägt, steigt das Risiko einer Totgeburt. Ich wusste nicht mehr aus noch ein. Kaum war ich mit der Arbeit fertig, rannte ich zur Klinik und hielt unter ihrem Fenster Wache. In den Tunneln gab es keinen Empfang, also kontrollierte ich an jeder Station, ob ich irgendwelche Anrufe verpasst hatte. Und da, plötzlich die Nachricht vom Arzt: ‚Bitte umgehend zurückrufen.‘ Bis ich einen einigermaßen ruhigen Ort gefunden hatte, hatte ich meine Frau und meinen Sohn schon in Gedanken begraben, ich alter, ängstlicher Dummkopf. Ich wählte also.«

Homer verstummte und lauschte dem Signal, wartete, ob jemand abhob. Das Mädchen unterbrach ihn nicht. Sie hob sich ihre Fragen für später auf.

»Dann sagte mir eine fremde Stimme: Glückwunsch, es ist ein Junge. Das klingt so einfach: Es ist ein Junge. Von den Toten haben sie mir damals meine Frau zurückgebracht, und dann noch dieses Wunder. Ich lief nach oben - und es regnete. Ein kühler Regen. Die Luft war so leicht geworden, so durchsichtig. Als wäre die Stadt unter einer staubigen Plastikfolie gelegen, und plötzlich hätte jemand sie abgenommen. Die Blätter glänzten, der Himmel beweg-

te sich endlich wieder, und die Häuser sahen auf einmal so frisch aus. Ich lief die Twerskaja entlang, zu dem Blumenstand, und ich weinte vor Glück. Ich hatte einen Schirm dabei, aber ich machte ihn nicht auf, ich wollte nass werden, wollte ihn spüren, diesen Regen. Ich kann das gar nicht wiedergeben. Als wäre ich selbst neu geboren worden und sähe die Welt zum ersten Mal. Und auch die Welt war frisch und neu, als hätte man ihr eben erst die Nabelschnur durchtrennt und sie zum ersten Mal gebadet. Als wäre alles neu geworden und man könnte all das Schlechte, all das, was schiefgegangen war, wiedergutmachen. Ich hatte jetzt ja zwei Leben: Was ich nicht erreichen würde, würde mein Sohn für mich schaffen. Alles lag noch vor uns. Vor uns allen .«

Wieder schwieg Homer. Er sah, wie die zehnstöckigen Stalinhäuser allmählich im rosafarbenen Abendnebel verschwammen, tauchte ein in das geschäftige Lärmen der Twerskaja, atmete die süßliche, abgashaltige Luft, schloss die Augen und hielt sein Gesicht in den sommerlichen Platzregen. Als er wieder zu sich kam, glänzten auf seinen Wangen und in den Augenwinkeln noch immer kleine Regentropfen.

Hastig wischte er sie mit dem Ärmel fort.

»Weißt du«, sagte das Mädchen nicht weniger verlegen, »vielleicht ist Regen ja doch was Schönes. Ich habe solche Erinnerungen nicht. Gibst du mir etwas davon ab? Wenn du willst« - sie lächelte ihn an - »kannst du mich in dein Buch aufnehmen. Irgendwer muss ja doch verantwortlich dafür sein, wie das Ganze ausgeht.«

»Es ist noch zu früh«, widersprach der Arzt streng.

Sascha wusste nicht, wie sie diesem Bürokraten die Wichtigkeit dessen, um was sie ihn gebeten hatte, erklären sollte. Sie holte noch einmal Luft für eine weitere Attacke, beließ

es dann aber bei einer unwirschen Bewegung mit ihrer gesunden Hand und wandte sich ab.

»Sie werden sich gedulden müssen. Aber da Sie schon einmal auf den Beinen sind und sich offenbar gut fühlen, könnten Sie ja ein wenig spazieren gehen.« Der Arzt packte seine Instrumente in eine alte Plastiktüte und gab Homer die Hand. »Ich komme in ein paar Stunden wieder. Die Stationsleitung hat in Ihrem Fall eine besonders sorgfältige Behandlung angeordnet. Immerhin stehen wir in Ihrer Schuld.«

hinauf, durch eine unscheinbare, niedrige Tür - in einen riesigen, langgezogenen Saal. Sascha erstarrte auf der Schwelle, unfähig weiterzugehen. Noch nie hatte sie so etwas gesehen. Es überstieg all ihre Vorstellung, dass es so viele lebende Menschen an einem einzigen Ort gab.

Tausende von Gesichtern, ohne Masken! Und so verschieden: Da gab es Menschen jeden Alters, vom gebrechlichen Alten bis zum Säugling.

Unzählige Männer: bärtige, rasierte, hochgewachsene und zwergeuwüchsige, erschöpfte und quicklebendige, ausgemergelte und muskulöse. Solche, die im Kampf verstümmelt worden waren, andere mit Geburtsfehlern, strahlende Schönheiten und solche, die, obwohl äußerlich unattraktiv, eine geheimnisvolle Anziehungskraft verströmten. Und nicht weniger Frauen: solche mit breiten Hintern, rotgesichtige Marktweiber in Kopftüchern und wattierten Jacken, aber auch feingliedrige, blasse Mädchen mit unglaublich bunten Kleidern und verschlungenen Halsketten.

Würde ihnen auffallen, dass Sascha anders war? Würde sie in dieser Menge untertauchen können, so tun können, als wäre sie eine von ihnen, oder würden sie sich auf sie stürzen und sie zerfleischen, wie eine Horde Ratten einen fremden Albino? Zuerst schien es ihr, dass alle Augen auf sie gerichtet waren, und bei jedem Blick, den sie bemerkte,

durchfuhr es sie siedend heiß. Doch nach einer Viertelstunde hatte sie sich daran gewöhnt: Manche sahen sie feindselig an, andere neugierig, wieder andere sogar allzu aufdringlich, aber die allermeisten interessierten sich nicht für sie. Sie streiften Sascha nur gleichgültig mit den Augen und drängten sogleich weiter, ohne sie zu beachten.

Es kam ihr vor, als wären diese zerstreuten, unscharfen Blicke das Maschinenöl, das die Zahnräder dieses hektischen Mechanismus schmierte. Würden sich diese Menschen füreinander interessieren, so wäre die Reibung zu groß, und das ganze Treiben käme innerhalb kürzester Zeit zum Stillstand.

Um in dieser Menge unterzugehen, bedurfte es keiner Verkleidung oder neuen Frisur. Es genügte, wenn man nicht allzu tief in die Augen der anderen eindrang, sondern seinen Blick nach kurzem Eintauchen -gleichsam fröstelnd - wieder zurückzog. Wenn Sascha sich ebenfalls mit dieser aufgesetzten Gleichgültigkeit einschmierte, würde sie leicht an den sich ständig bewegenden, ineinandergreifenden Stationsbewohnern vorbeigleiten, ohne an einer Stelle festzuhängen.

In den ersten Minuten hatte das brodelnde Gebräu menschlicher Gerüche auch ihre Nase betäubt, doch schon bald gewöhnte sich ihr Geruchssinn daran, lernte die wichtigen Bestandteile herauszufiltern und alles andere zu ignorieren. Durch den sauren Gestank unreiner Körper vernahm sie zudem verlockende, jugendliche Aromen, ja bisweilen rollte ein angenehmer Duft wie eine Welle über die Menge hin - eine parfümierte Frau war an ihr vorbeigegangen. Hinzu mischten sich der Dunst von Grillfleisch und die Miasmen der Müllgruben. Mit einem Wort: Für Sascha roch dieser Übergang zwischen den beiden Pawelezkajas nach Leben, und je länger sie den betäubenden Geruch in sich aufnahm, desto süßer kam er ihr vor.

Um diesen endlos langen Korridor zu erforschen, hätte sie wahrscheinlich einen ganzen Monat gebraucht. Alles hier war so überwältigend.

Da gab es Stände mit Schmuckstücken, die aus Dutzenden gelber, geprägter Metallscheibchen bestanden, die sie stundenlang hätte betrachten können, und riesige Bücherauslagen, die mehr geheimes Wissen bargen, als sie jemals erlangen würde.

Ein Marktschreier lockte die Passanten zu einem Stand mit der Aufschrift BLUMEN; er bot eine riesige Auswahl von Glückwunschkarten feil, auf denen unterschiedliche Blumensträüße abgebildet waren. Als Kind hatte Sascha einmal so eine Karte geschenkt bekommen, doch wie viele davon gab es hier!

Sie erblickte Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter und ältere Kinder, die mit richtigen Katzen spielten. Pärchen, die einander mit den Augen berührten, und andere, die dasselbe mit ihren Händen taten.

Männer versuchten sie anzufassen. Sie hätte ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse auch als Gastfreundschaft auffassen können oder als den Wunsch, ihr etwas zu verkaufen, doch ein gewisser Tonfall in ihren Worten war ihr unangenehm, ja ekelte sie. Was wollten sie von ihr? Gab es hier nicht genug Frauen? Wahre Schönheiten befanden sich darunter; eingehüllt in farbige Kleider, sahen sie wie die geöffneten Knospen auf jenen Glückwunschkarten aus. Sascha vermutete, dass die Männer sich nur über sie lustig machten.

War sie denn überhaupt in der Lage, die Neugier eines Mannes zu wecken?

Plötzlich begann ein bisher unbekannter Zweifel an ihr zu nagen. Vielleicht verstand sie das alles falsch. Aber warum sollte es anders sein? Etwas in ihr begann sich schmerzhaft zu regen, dort, unterhalb des Rippenbogens, in jener sanf-

ten Mulde ihres Körpers... nur tiefer. An ebenjener Stelle, deren Existenz sie erst vierundzwanzig Stunden zuvor für sich entdeckt hatte.

Um ihre Unruhe zu vertreiben, schlenderte sie erneut die Verkaufsstände entlang, auf denen alle möglichen Waren auslagen - Panzerwesten und Nippes, Kleidung und Geräte -, doch interessierte sie sich kaum noch dafür. Ihre innere Stimme hatte die lärmende Menge in den Hintergrund gedrängt, und die Bilder, die ihre Erinnerung malte, waren plastischer als all die lebenden Menschen um sie herum.

War sie sein Leben wert? Würde sie ihn noch verurteilen können nach dem, was geschehen war? Und vor allem: Welchen Sinn hatten ihre dummen Gedanken jetzt noch? Jetzt, da sie nichts mehr für ihn tun konnte .

Plötzlich, noch bevor Sascha begriff, warum, schwanden alle Zweifel, und ihr Herz beruhigte sich. Sie horchte in sich hinein und vernahm das Echo einer fernen Melodie, die von außen kam und neben dem vielstimmigen Chor der Menge dahinströmte, ohne sich damit zu vermischen.

Musik, das bedeutete für Sascha, wie für jeden Menschen, zunächst die Wiegenlieder ihrer Mutter. Doch damit hatte sie sich jahrelang begnügen müssen: Ihr Vater war nicht musikalisch gewesen und hatte nur ungern gesungen; auch Wandermusikanten und andere Gaukler waren ihm an der Awtosawodskaja nicht willkommen gewesen. Und wenn die Wachleute am Lagerfeuer ihre schwermütigen oder feurigen Soldatenlieder krächzten, hatten sie dabei weder ihre verstimmtten Sperrholzgitarren noch Saschas innerlich gespannte Saiten wirklich zum Klingen gebracht.

Aber was sie nun hörte, war kein langweiliges Geklampfe. Am meisten ähnelte es der perlenden, sanften Stimme einer jungen Frau, ja eines Mädchens, jedoch unerreichbar hoch für jede menschliche Kehle und zugleich ungewöhnlich

kräftig. Doch womit war dieses Wunder sonst zu vergleichen?

Der Gesang des unbekannten Instruments verzauberte die Umstehenden, hob sie in die Höhe und trug sie fort in eine unendliche Ferne, in Welten, die allen, die in der Metro geboren waren, unbekannt waren und deren Möglichkeiten sie nicht einmal erahnten. Diese Musik ließ die Leute träumen und machte sie glauben, dass alle Träume Wirklichkeit werden konnten. Sie weckte in ihnen eine unbegreifliche Sehnsucht und versprach zugleich, diese zu stillen. Und sie gab Sascha das Gefühl, als hätte sie auf einer verlassenen Station, auf der sie lange umhergeirrt war, plötzlich eine Lampe gefunden und im Schein dieser Lampe sogleich den Ausgang entdeckt.

Sie stand vor dem Zelt eines Waffenschmieds. Direkt vor ihr ragte ein Sperrholzbrett auf, an dem verschiedene Messer festgeschraubt waren -von kleinen Taschenmessern bis hin zu mörderischen handlangen Dolchen. Sascha betrachtete reglos, wie verzaubert all diese Klingen.

In ihr tobte ein wilder Kampf. Ein einfacher und verlockender Gedanke drängte sich ihr auf. Der Alte hatte ihr eine Handvoll Patronen mitgegeben, gerade genug für dieses schwarze Messer mit der gezackten Klinge -ein breites, scharfes Exemplar, das sich wie kaum ein anderes für ihren Plan eignete.

Nach einer Minute hatte Sascha ihren Entschluss gefasst und sich überwunden. Ihren Kauf verbarg sie in der Brusttasche ihrer Latzhose - möglichst nah an jener Stelle, deren Schmerz sie bekämpfen wollte. Als sie ins Lazarett zurückkehrte, spürte sie weder die Schwere ihrer Soldatenjacke noch das Ziehen in den Schläfen.

Die Menge überragte das Mädchen, und der Musiker, der in der Ferne diese

wunderlichen Töne erzeugte, blieb für sie unsichtbar. Die Melodie jedoch schien sie einholen, sie zur Umkehr bewegen, es ihr ausreden zu wollen.

Vergebens.

Wieder klopfte es an der Tür.

Homer erhob sich ächzend von den Knien, wischte sich die Lippen am Ärmel ab und zog an der Kette der Spülung. Auf dem schmutzig grünen Stoff seiner Jacke war ein brauner Streifen zurückgeblieben. Er erbrach sich schon zum fünften Mal innerhalb eines Tages, obwohl er eigentlich nichts gegessen hatte.

Diese Symptome konnten unterschiedliche Gründe haben, redete er sich ein. Warum musste es unbedingt ein beschleunigter Krankheitsverlauf sein?

Vielleicht lag es ja auch an.

»Sind Sie bald fertig?«, keifte eine ungeduldige Frauenstimme.

Herrje! Hatte er in der Eile die Buchstaben an der Tür verwechselt? Homer fuhr mit dem schmutzigen Ärmel über das verschwitzte Gesicht, setzte eine unerschütterliche Miene auf und schob den Riegel beiseite.

»Typisch Schnapsbruder!« Ein aufgetakeltes Weibsstück stieß ihn beiseite und schlug die Tür zu.

Soso, dachte Homer. Sollten sie ihn ruhig für einen Säufer halten. Er trat vor den Spiegel über dem Waschbecken und lehnte die Stirn dagegen. Allmählich kam er wieder zu Atem, sah zu, wie das Spiegelglas anlief, und zuckte zusammen: Sein Mundschutz war herabgerutscht und hing unter seinem Kinn. Hastig schob er ihn wieder vors Gesicht und schloss die Augen. Nein, er durfte nicht ständig daran denken, dass er allen Menschen, denen er begegnete, den Tod brachte. Eine Umkehr war ausgeschlossen: Wenn er infiziert war - sofern er die Symptome nicht verwechselte -,

war die gesamte Station so oder so dem Tod geweiht. Angefangen bei dieser Frau, deren Schuld nur darin bestand, dass sie zur falschen Zeit »für kleine Mädchen« gemusst hatte. Was würde sie tun, wenn er ihr jetzt sagte, dass sie höchstens noch einen Monat zu leben hatte?

Wie albern, dachte Homer. Albern und töricht. Er hatte sie verewigen wollen, alle, die er auf seinem Lebensweg traf. Nun war sein Schicksal das eines Todesengels, und zwar von der tölpelhaften, glatzköpfigen, kraftlosen Sorte. Er fühlte sich, als hätte man ihm die Flügel gestutzt und ihn beringt: Eine Frist von dreißig Tagen hatte man ihm eingraviert - so lange hatte er Zeit zu handeln.

War dies die Strafe für Selbstüberschätzung und Stolz?

Nein, er durfte jetzt nicht mehr schweigen. Und es gab nur einen Menschen, dem er sich offenbaren konnte. Ihn würde Homer ohnehin nicht lange täuschen können, und es war sicher für beide einfacher, wenn sie mit offenen Karten spielten.

Mit unsicheren Schritten machte er sich auf den Weg zur Krankenstation.

Das Zimmer befand sich am hintersten Ende des Ganges, und für gewöhnlich saß eine Krankenschwester davor, doch jetzt war der Platz leer. Durch den Türspalt drang ein gebrochenes Stöhnen. Einzelne Worte waren zu verstehen, aber obwohl Homer lange reglos horchte, konnte er sie nicht zu sinnvollen

Sätzen zusammenfügen.

»Stärker... Kämpfen... muss... noch Sinn... Widerstand . erinnern . geht noch . Fehler . verurteilen.«

Die Worte waren in ein Knurren übergegangen, als wäre der Schmerz unerträglich geworden und hindere den Sprecher daran, die hin und her jagenden Gedanken einzufangen. Homer betrat das Zimmer.

Hunter lag bewusstlos hingestreckt auf zerwühlten, feuchten Laken. Der Verband, der den Schädel des Brigadiers zusammenpresste, war ihm über die Augen gerutscht, die ausgehöhlten Wangen bedeckten Schweißperlen, der borstige Unterkiefer hing schlaff herab. Seine breite Brust hob und senkte sich angestrengt wie der Blasebalg eines Schmieds, der nur mit Mühe das Feuer in dem zu großen Körper am Laufen hielt.

Am Kopfende des Betts stand mit dem Rücken zu Homer das Mädchen, die schmalen Hände hinter dem Rücken verschränkt. Nicht gleich, erst bei näherem Hinsehen bemerkte Homer schemenhaft vor dem dunklen Stoff ihrer Latzhose das schwarze Messer, dessen Griff sie krampfhaft festhielt.

Das Klingeln.

Wieder. Und wieder.

Tausendzweihundertfünfunddreißig. Tausendzweihundertsechunddreißig.

Tausendzweihundertsiebenunddreißig.

Artjom zählte die Töne nicht etwa mit, weil er sich vor dem Kommandeur rechtfertigen wollte. Er tat es, um eine Art Bewegung zu spüren. Wenn er sich von dem Punkt entfernte, an dem er zu zählen begonnen hatte, so bedeutete dies, dass er sich mit jedem Läuten einem Punkt näherte, an dem dieser Wahnsinn endlich ein Ende nahm.

Selbstbetrug? Ja, wahrscheinlich. Doch diesem Klingeln zuzuhören und zu wissen, dass es niemals aufhören würde, war unerträglich. Obwohl es ihm anfangs, bei seinem allerersten Einsatz, sogar gefallen hatte: Wie ein Metronom hatte dieses monotone Läuten Ordnung in die Kakophonie seiner Gedanken gebracht, seinen Kopf leergeräumt, den galoppierenden Puls beruhigt.

Die Minuten jedoch, die dieses Klingeln scheibchenweise herunterschnitt, glichen einander so sehr, dass Artjom sich

fühlte wie in einer Zeitfalle, aus der er nicht herauskommen würde, bis es aufhörte. Im Mittelalter hatte es so eine Folter gegeben: Man hatte den Verbrecher nackt ausgezogen und ihn unter ein Fass gesetzt, aus dem unablässig Wasser auf seinen Kopf tropfte. Die Folge war, dass der arme Kerl allmählich den Verstand verlor. Wo die Streckbank versagte, lieferte einfaches Wasser hervorragende Resultate.

An die Telefonleitung gebunden, wagte es Artjom nicht, sich auch nur eine Sekunde zu entfernen. Die ganze Schicht über versuchte er nicht zu trinken, damit ihn nicht ein dringendes Bedürfnis von dem Apparat weglockte. Tags zuvor hatte er es nicht ausgehalten, war aus dem Zimmer geschlüpft, hastig zum Abtritt gelaufen und danach sofort wieder zurückgeeilt. Noch auf der Schwelle hatte er hingehorcht -und es war ihm eiskalt den Rücken hinabgelaufen: Die Frequenz stimmte nicht, das Signal kam jetzt schneller, nicht so langsam wie vorher. Das konnte nur eines bedeuten: Der Augenblick, auf den er so lange gewartet hatte, war eingetreten, als er fort gewesen war. Ängstlich blickte er zur

Tür, ob jemand vielleicht zusah, wählte eilig neu und drückte das Ohr gegen den Hörer.

Aus dem Apparat drang ein Klicken, und das Läuten begann erneut von vorne, im gewohnten Rhythmus. Seither war das Besetztzeichen nicht wieder aufgetreten, und abgehoben hatte auch niemand. Doch den Hörer hinzulegen wagte Artjom nie wieder, nur ab und zu führte er ihn von dem einen, schon ganz heißen Ohr an das andere, krampfhaft bemüht, sich nicht zu verzählen.

Die Obrigkeit hatte er von dem Vorfall nicht unterrichtet, auch war er sich selbst gar nicht mehr sicher, ob er damals wirklich etwas anderes gehört hatte als den ewig gleichen Rhythmus. Sein Befehl lautete: Anrufen, und schon seit einer Woche lebte er nur für diese Aufgabe. Jeglicher Verstoß

würde ihn vors Tribunal bringen, und dort machte man keinen Unterschied zwischen einem Fehler und Sabotage.

Das Telefon half ihm zudem sich zu orientieren, wie lange er noch zu sitzen hatte. Artjom hatte keine eigene Uhr, doch als ihn der Kommandeur einwies, hatte er auf dessen Uhr erkennen können, dass sich das Signal alle fünf Sekunden wiederholte. Zwölf Töne waren also eine Minute, 720 eine Stunde, 13 680 eine Schicht. Wie kleine Sandkörner schienen sie aus einem riesigen Glaskolben in ein zweites, bodenloses Gefäß zu rieseln. Und in dem engen Hals dazwischen steckte Artjom und lauschte der Zeit.

Den Hörer legte er nur deshalb nicht hin, weil der Kommandeur jeden Augenblick vorbeikommen konnte, um zu kontrollieren. Andernfalls . Was er da tat, war absolut sinnlos. Am anderen Ende der Leitung war offenbar niemand mehr am Leben. Wenn Artjom die Augen schloss, sah er wieder das gleiche Bild .

Er sah das von innen verbarrikadierte Büro des Stationsvorstehers und diesen, das Gesicht auf die Tischplatte gedrückt, die Makarow noch in der Hand. Mit seinen durchschossenen Ohren konnte er das Signal des Telefons nicht mehr hören. Die da draußen hatten die Tür nicht einbrechen können, doch durch die Schlüssellöcher und Türspalten drang das verzweifelte Rasseln des alten Apparats nach außen, kroch über den Bahnsteig, auf dem all die aufgebälhten Leichen lagen . Eine Zeit lang hatte man das Telefon gar nicht hören können, so undurchdringlich war der Lärm der Menge, das Schlurfen der Schritte, das Weinen der Kinder, doch jetzt störte kein anderes Geräusch die Ruhe der Toten. Nur die allmählich ersterbenden Notstromaggregate verbreiteten noch ihr rotes Blinklicht.

Das Läuten.

Wieder.

Tausendfünfhundertdreiundsechzig. Tausendfünfhundertvierundsechzig.
Keine Reaktion.

11

GESCHENKE

Dein Bericht!« Man konnte sagen, was man wollte: Für eine Überraschung war der Kommandeur immer gut. In der Garnison erzählte man sich Legenden über ihn. Einst Söldner, war er bekannt für seinen geschickten Umgang mit Hieb- und Stichwaffen sowie berüchtigt dafür, dass er sich jederzeit in nichts auflösen konnte. Damals, noch bevor er sich an der Sewastopolskaja niederließ, hatte er die Außenposten feindlicher Stationen im Alleingang niedergemetzelt, indem er kleinste Unaufmerksamkeiten der Wachleute ausnutzte.

Artjom sprang auf, klemmte den Hörer mit der Schulter gegen sein Ohr, salutierte und unterbrach - nicht ohne ein gewisses Bedauern - seine Zählung. Der Kommandeur trat an den Dienstplan heran, blickte auf seine Uhr, trug neben dem Datum - 3. November - die Ziffern »9: 22« ein, unterschrieb und wandte sich Artjom zu.

»Melde gehorsamst: Nichts. Ich meine, es geht niemand ran.«

»Schweigen?« Der Kommandeur mahlte mit den Kiefern und lockerte knackend seine Halsmuskeln. »Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Was?«, fragte Artjom beunruhigt.

»Dass es die Dobryninskaja schon erwischt haben soll. Könnte die Seuche schon die Hanse erreicht haben? Kapiert du, was los ist, wenn es die Ringlinie erwischt?«

»Aber wir wissen doch gar nichts Genaues«, erwiderte Artjom unsicher. »Vielleicht hat es ja tatsächlich schon begonnen. Wir haben keinen Kontakt.«

»Und was, wenn die Leitung beschädigt ist?« Der Kommandeur bückte sich und begann mit den Fingern auf den Tisch zu klopfen.

»Aber dann wäre es doch so wie mit der Leitung zur Basis.« Artjom nickte in Richtung des Tunnels, der zur Sewastopolskaja führte. »Die ist komplett tot. Hier kommen wenigstens noch die Klingeltöne. Das heißt, die Technik funktioniert.«

»Nur dass die Basis uns anscheinend nicht mehr braucht«, sagte der Kommandeur ruhig. »Von dort lässt sich niemand mehr vor dem Tor blicken. Vielleicht gibt es ja gar keine Basis mehr. Und auch keine Dobryninskaja. Hör zu, Popow, wenn dort niemand mehr lebt, krepieren auch wir bald, und zwar alle. Niemand wird uns zu Hilfe kommen. Wozu dann noch die Quarantäne? Vielleicht sollten wir drauf pfeifen, was meinst du?« Wieder bewegten sich seine Kiefer.

Artjom erschrak. Was für ketzerische Worte! Unwillkürlich musste er an die Angewohnheit des Kommandeurs denken, Deserteuren zuerst in den Bauch zu schießen, bevor er ihnen ihr Urteil verlas. »Nein, Herr Kommandeur, die Quarantäne ist notwendig.«

»Soso . Heute sind wieder drei krank geworden. Zwei von hier und einer von uns. Und Akopow ist tot.«

»Akopow?« Artjom schluckte und schloss die Augen. Sein Mund fühlte sich trocken an.

»Hat sich den Kopf am Gleis eingeschlagen«, fuhr der Kommandeur mit der gleichen ruhigen Stimme fort. »Er meinte, er hält den Schmerz nicht mehr aus. Nicht der erste Fall. Muss schon teuflisch weh tun, wenn man'ne halbe Stunde lang auf den Knien versucht, sich den Schädel zu zertrümmern, was?«

»Jawohl.« Artjom drehte sich der Kopf.

»Und bei dir? Übelkeit? Schwächegefühl?«, fragte der Kommandeur besorgt und leuchtete ihm mit einer kleinen Taschenlampe ins Gesicht. »Mach mal den Mund auf. Sag ‚Aaah‘. Fein. Hör mal, Popow, sorg dafür, dass da endlich einer abnimmt. Da muss endlich einer abnehmen, Popow, an der Dobryninskaja, und die sollen dir sagen, dass sie an der Hanse einen Impfstoff haben und dass ihre Sanitätsbrigaden bald hier sein werden. Und dass sie die Gesunden hier rausholen werden. Und die Kranken heilen. Und dass wir nicht ewig in dieser Hölle bleiben werden. Dass wir wieder nach Hause kommen, zu unseren Frauen. Du zu deiner Galja, und ich zu Aljona und Vera. Kapiert?«

»Jawohl.« Artjom nickte verkrampft.

»Rühren.«

Sein langes Messer hatte das Gewicht des herabstürzenden Biests nicht ausgehalten und war direkt über dem Griff abgebrochen. Die Klinge war so tief in den Rumpf der Kreatur eingedrungen, dass man erst gar nicht versucht hatte, sie dort wieder herauszuziehen. Der Kahle selbst, dessen ganzer Körper von den Krallen der Bestie durchfurcht war, war schon fast drei Tage bewusstlos.

Sascha konnte ihm nicht helfen, aber sie musste ihn trotzdem sehen. Wenigstens um ihm zu danken, selbst wenn er sie nicht hören konnte. Doch die Ärzte ließen sie nicht zu ihm. Sie sagten, der Verwundete brauche jetzt vor allem Ruhe.

Sie wusste nicht genau, warum der Kahle die Leute auf der Draisine umgebracht hatte. Aber wenn er geschossen hatte, um Sascha zu retten, so war das für sie Rechtfertigung genug. Sie versuchte daran zu glauben, doch es gelang ihr nicht. Wahrscheinlicher war eine andere Erklärung: Anstatt zu bitten, tötete er lieber.

An der Pawelezkaja jedoch war alles ganz anders gewesen: Er war Sascha gefolgt und sogar bereit gewesen für sie

zu sterben. Also hatte sie sich doch nicht geirrt. Gab es tatsächlich eine Verbindung zwischen ihnen?

Als er ihr damals, an der Kolomenskaja, nachgerufen hatte, hatte sie eine Kugel erwartet, nicht die Aufforderung, mit ihnen zu kommen. Doch als sie sich folgsam umgedreht hatte, hatte sie gleich eine Veränderung an ihm bemerkt, obwohl sein furchterregendes Gesicht wie immer keine Regung gezeigt hatte. Es waren seine Augen gewesen: Plötzlich hatte durch diese unbeweglichen schwarzen Pupillen jemand anders auf sie geblickt. Jemand, der sich für sie interessierte.

Jemand, dem sie jetzt ihr Leben verdankte.

Sollte sie ihm ihren Silberring geben, mit derselben Andeutung wie damals ihre Mutter? Was, wenn der Kahle das Zeichen nicht verstand? Aber wie sollte sie ihm sonst danken?

Ihm ein Messer zu schenken, als Ersatz für jenes, das er um ihretwillen verloren hatte, war zumindest etwas. Als sie, ganz erleuchtet von diesem einfachen Gedanken, vor dem Laden des Waffenschmieds stand und sich vorstellte, wie sie ihm die Klinge überreichte, wie er sie dabei ansehen, was er sagen würde, vergaß sie völlig, dass sie damit einem Mörder ein neues Werkzeug kaufte, mit dem er Kehlen durchschneiden und Bäuche aufschlitzen würde.

Nein, in diesem Augenblick war er für sie kein Bandit, sondern ein Held, kein Killer, sondern ein Krieger, vor allem aber - ein Mann. Und dann hatte sich noch ein weiterer undeutlicher, mehr erahnter Gedanke in ihrem Kopf gedreht: Seit seine Klinge zerbrochen war, wollte er einfach nicht zu sich kommen. Vielleicht, wenn er wieder ein ganzes Messer hatte . wie ein Amulett . Also hatte sie es gekauft.

Und nun, wie sie so vor seinem Bett stand und das Geschenk hinter ihrem Rücken verbarg, hoffte Sascha, dass er auf sie reagierte oder zumindest die Nähe der Schneide ver-

spürte. Der Kahle zuckte hin und her, machte krächzende Geräusche, begann einzelne Worte zu stöhnen, erwachte jedoch nicht. Die Finsternis hatte ihn fest im Griff.

Bis jetzt hatte Sascha seinen Namen kein einziges Mal ausgesprochen, weder laut noch zu sich selbst. Nun flüsterte sie ihn, wie zur Probe, und dann sagte sie: »Hunter.«

Der Kahle wurde still, er schien zu horchen, als befände sie sich unvorstellbar weit weg und ihre Stimme dränge als kaum wahrnehmbares Echo an sein Ohr, doch er antwortete nicht. Sascha wiederholte es noch einmal, lauter, nachdrücklicher. Sie würde nicht nachgeben, bis er die Augen öffnete. Sie wollte sein Tunnellicht sein.

Vom Gang aus ertönte ein überraschter Aufschrei, Stiefel begannen auf dem Boden zu scharren. Schnell ging Sascha in die Hocke und legte das Messer auf den kleinen Tisch am Kopfende der Liege. »Das ist für dich«, sagte sie.

Plötzlich umschlossen stählerne Finger ihre Hand mit einem Griff, der in der Lage war, ihr sämtliche Knochen zu brechen. Die Augen des Verletzten waren geöffnet, doch sein Blick irrte sinnlos umher. »Danke«, murmelte er.

Das Mädchen machte keine Anstalten, sich aus der Falle zu befreien.

»Was machst du da?« Ein schlaksiger Bursche in einem speckigen weißen Kittel ramnte dem Kahlen eine Spritze in den Arm, so dass dieser augenblicklich schlaff wurde. Dann riss der Krankenpfleger Sascha in die Höhe und zischte mit zusammengepressten Zähnen: »Begreifst du nicht? Sein Zustand . Der Arzt hat verboten.«

»Du bist es, der nichts kapiert! Er braucht etwas, woran er sich festhalten kann. Von euren Spritzen werden ihm nur die Hände schwach.«

Der Krankenpfleger stieß Sascha zum Ausgang, doch diese lief einige Schritte voraus, wandte sich um und blitzte ihn mit zornigen Augen an.

»Dass ich dich hier nie wieder sehe! Und was ist das hier?« Er hatte das Messer bemerkt.

»Das . gehört ihm«, stammelte Sascha. »Ich habe es ihm gebracht. Wenn er nicht gewesen wäre . hätten mich diese Tiere in Stücke gerissen.«

»Und mich reißt der Doktor in Stücke, wenn er das erfährt«, knurrte der Pfleger. »Los, zieh Leine!«

Sascha zögerte einen Augenblick, wandte sich erneut Hunter zu, der jetzt tief betäubt schlief, und beendete, was sie hatte sagen wollen: »Danke. Du hast mich gerettet.«

Dann, als sie das Zimmer verließ, hörte sie plötzlich seine heisere Stimme: »Ich wollte es nur töten . das Ungeheuer .«

Die Tür schlug ihr ins Gesicht, und der Schlüssel klirrte im Schloss.

Das Messer war für etwas anderes bestimmt. Das begriff Homer sofort, als er hörte, wie sie den fiebernden Brigadier rief: fordernd, sanft und klagend zugleich. Zuerst hatte er sich einmischen wollen, doch dann besann er sich und zog sich zurück - hier gab es niemanden, den er beschützen musste. Alles was er tun konnte, war, sich so schnell wie möglich zu verziehen, um Sascha nicht zu verscheuchen.

Vielleicht hatte sie ja recht. An der Nagatinskaja hatte Hunter seine Gefährten einfach vergessen, sie den geisterhaften Zyklopen zum Fraß vorgeworfen. Doch in diesem Kampf. Womöglich bedeutete ihm das Mädchen tatsächlich etwas?

Nachdenklich schlenderte Homer den Gang entlang zu seinem Krankenzimmer.

Ein Pfleger kam ihm entgegen und rempelte ihn an, doch der Alte bemerkte es nicht einmal.

Es war Zeit, Sascha den Gegenstand zu geben, den er für sie gekauft hatte. Wie es aussah, würde sie ihn bald brauchen können.

Aus der Tischi-schublade holte er ein Päckchen und drehte es in den Händen. Nach ein paar Minuten stürzte das Mädchen herein, nervös, verwirrt und wütend. Sie setzte sich auf ihr Bett, zog die Beine hoch und starrte in die Ecke. Homer wartete, ob das Gewitter ausbrechen oder vorbeiziehen würde. Sascha schwieg und begann ihre Fingernägel zu kauen. Es war Zeit zu handeln.

»Ich habe ein Geschenk für dich.« Der Alte kam hinter dem Tisch hervor und legte das Bündel neben dem Mädchen auf die Bettdecke.

»Wozu?«, schnappte sie, ohne ihr Schneckenhaus zu verlassen.

»Wozu machen sich Menschen Geschenke?«

»Um für Gutes zu bezahlen«, erwiderte Sascha überzeugt. »Das man bekommen hat oder das man braucht.«

»Dann sagen wir eben, dass ich dich für das Gute bezahle, das du mir bereits gegeben hast.« Homer lächelte. »Um mehr bitte ich dich nicht.«

»Ich habe dir gar nichts gegeben«, entgegnete das Mädchen.

»Und was ist mit meinem Buch?« Er setzte eine scherzhaft beleidigte Miene auf. »Ich habe dich schon darin aufgenommen. Also müssen wir jetzt abrechnen. Ich bin ungern etwas schuldig. Nun komm schon, pack es aus.«

»Ich schulde auch nicht gerne was«, sagte Sascha und riss die Verpackung auf. »Was ist das? Oh!«

In ihrer Hand hielt sie eine rote Plastikscheibe, ein flaches Kästchen, dessen beide Hälften sich aufklappen ließen. Früher einmal war es eine billige Reisepuderdose gewesen, doch die beiden Fächer -für den Puder und das Rouge - waren längst leer. Dafür war der Spiegel auf der Innenseite des Deckels bestens erhalten.

»Hier sieht man sich besser als in einer Pfütze.« Sascha musterte mit großen Augen ihr Spiegelbild. Es sah seltsam aus. »Wozu hast du es mir gegeben?«

»Manchmal bringt es etwas, sich von der Seite zu betrachten.« Homer schmunzelte. »Man versteht viel von sich selbst.«

»Was soll ich denn von mir verstehen?« Saschas Stimme war wieder vorsichtig geworden.

»Es gibt Menschen, die in ihrem Leben noch nie ihr eigenes Spiegelbild gesehen haben und sich deshalb für jemand ganz anderes halten. Von innen sieht man das manchmal schlecht, und es ist keiner da, der einen darauf hinweisen kann. Diese Menschen leben so lange mit ihrem Irrtum, bis sie zufällig auf einen Spiegel stoßen. Und wenn sie dann vor ihrem Spiegelbild stehen, können sie oft gar nicht glauben, dass sie sich selbst sehen.«

»Und wen sehe ich?«

»Sag du's mir.« Er verschränkte die Arme vor der Brust.

»Mich selbst. Na ja . ein Mädchen.« Um sich zu vergewissern, drehte sie dem

Spiegel erst die eine Wange zu, dann die andere.

»Eine junge Frau«, verbesserte Homer. »Und zwar eine ziemlich ungepflegte.«

Sie drehte sich noch ein paarmal hin und her, dann blitzte sie Homer an, schien etwas fragen zu wollen, überlegte es sich anders, schwieg kurz, nahm ihren Mut zusammen und platzte heraus: »Bin ich hässlich?«

Der Alte räusperte sich. Nur mit Mühe hielt er seine Mundwinkel im Zaum.

»Schwer zu sagen. Unter all dem Schmutz ist das schlecht zu erkennen.«

Sascha hob die Augenbrauen. »Was ist das Problem? Haben Männer etwa kein Gefühl dafür, ob eine Frau schön ist

oder nicht? Muss man euch immer alles zeigen und erklären?»

»Scheint so. Und genau das nutzen die Frauen oft aus, um uns zu betrügen.« Homer musste lachen. »Ein Make-up kann bei einem weiblichen Gesicht Wunder bewirken. Aber in deinem Fall geht es nicht darum, das Porträt zu restaurieren, sondern vielmehr darum, es freizulegen. Wenn von einer antiken Statue nur die Ferse aus der Erde ragt, lässt sich wenig über ihr Aussehen sagen.« Dann fügte er versöhnlich hinzu: »Obwohl sie mit großer Wahrscheinlichkeit wunderschön ist.«

»Was heißt ‚antik‘?, fragte Sascha misstrauisch.

»Alt.« Homer amüsierte sich noch immer.

»Ich bin erst siebzehn!«

»Das lässt sich erst später feststellen. Nach der Ausgrabung.«

Der Alte setzte sich mit unbewegtem Gesicht zurück an seinen Tisch, öffnete das Notizbuch auf der letzten beschriebenen Seite und begann seine Aufzeichnungen noch einmal durchzulesen. Allmählich verfinsterte sich seine Miene.

Wenn man sie jemals ausgrub. Das Mädchen, ihn selbst und alle anderen. Früher hatte er oft darüber nachgedacht: Was, wenn nach Tausenden von Jahren Archäologen die Ruinen des alten Moskau erforschten, von dem man nicht einmal mehr den Namen kannte, und einen der Zugänge zu den unterirdischen Labyrinthen entdeckten? Wahrscheinlich würden sie vermuten, auf ein gigantisches Massengrab gestoßen zu sein. Kaum jemand würde glauben, dass in diesen dunklen Katakomben Menschen gelebt hatten. Sie würden zu dem Schluss kommen, dass diese einst hochentwickelte Kultur gegen Ende ihrer Existenz stark degradiert war, wenn sie ihre Anführer in einer Gruft mit allem Hausrat, Waffen, Bediensteten und Konkubinen bestattete.

Sein Buch hatte noch etwas mehr als achtzig freie Seiten. Ob das reichen würde, um beide Welten dort unterzubringen: jene, die an der Oberfläche lag, und jene, die sich in der Metro befand?

»Hörst du mich nicht?« Das Mädchen schüttelte ihn am Arm.

»Was? Entschuldige, ich war in Gedanken.« Er wischte sich die Stirn.

»Sind antike Statuen wirklich schön? Ich meine, was die Menschen früher schön fanden, ist es das auch heute noch?«

Der Alte zuckte mit den Schultern. »Ja.«

»Und morgen auch?«

»Gut möglich. Wenn dann noch jemand da ist, um das zu beurteilen.«

Sascha verstummte und dachte nach. Homer trieb das Gespräch nicht voran, sondern tauchte wieder ab in seine eigenen Überlegungen.

Schließlich fragte sie erstaunt: »Das heißt, ohne den Menschen gibt es gar keine Schönheit?«

»Wahrscheinlich nicht«, erwiderte er zerstreut. »Wenn keiner sie sehen kann. Tiere sind ja nicht in der Lage.«

»Aber wenn sich die Tiere vom Menschen dadurch unterscheiden, dass sie keinen Unterschied machen zwischen dem Schönen und dem Hässlichen, kann der Mensch dann ohne Schönheit überhaupt existieren?«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Doch, durchaus. Es gibt viele, die sie nicht brauchen.«

Jetzt holte das Mädchen einen seltsamen Gegenstand aus ihrer Tasche: ein kleines quadratisches Stück Plastik mit einer Zeichnung darauf. Schüchtern und stolz zugleich, als zeige sie ihm einen großen Schatz, hielt sie es Homer hin.

»Was ist das?«

»Sag du's mir.« Ein schlaues Lächeln huschte über ihr Gesicht.

»Na ja« - er nahm das Plastikquadrat vorsichtig entgegen, las die Aufschrift und gab es dem Mädchen zurück - »das ist die Verpackung eines Teebeutels. Mit einem Bildchen drauf.«

»Einem Bild«, korrigierte sie ihn und fügte hinzu: »Einem schönen Bild. Wenn es nicht gewesen wäre, ich wäre . zum Tier geworden.«

Homer sah sie an. Er spürte, wie sich seine Augen mit Tränen füllten und ihm das Atmen schwerer fiel. Sentimentaler Idiot!, geißelte er sich. Er räusperte sich laut und seufzte. »Bist du noch nie an der Oberfläche gewesen, in der Stadt? Ich meine, außer diesem einen Mal?«

»Na und?« Sascha steckte das Päckchen wieder zurück. »Willst du mir sagen, dass es dort gar nicht so ist wie auf dem Bild? Dass es so was gar nicht gibt? Das weiß ich selber. Ich weiß, wie die Stadt aussieht -die Häuser, die Brücke, der Fluss. Wüst und leer.«

»Ganz und gar nicht«, entgegnete Homer. »Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Du tust so, als wolltest du die ganze Metro anhand einer einzigen Bahnschwelle beurteilen. Wie soll ich es dir beschreiben? Gebäude, höher als jeder Felsen. Große Straßen, auf denen es brodet wie in einem Bergbach. Ein niemals erlöschender Himmel, leuchtende Nebel . Eine ehrgeizige, kurzlebige Stadt, genauso wie jeder Einzelne von ihren Millionen Einwohnern. Verückt, chaotisch. Geprägt von dem Versuch, das Unvereinbare zu vereinigen, erbaut ohne jeglichen Plan. Nicht ewig, denn Ewigkeit ist kalt und unbeweglich. Aber dafür so lebendig!« Er ballte die Fäuste, dann winkte er ab. »Du kannst das nicht verstehen. Mit eigenen Augen müsstest du es sehen .« In diesem Moment war er überzeugt, dass Sascha nur an die Oberfläche gehen musste, damit ihr all das

erschien, was er soeben beschrieben hatte. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, dass sie die Stadt nie in ihrem damaligen, lebendigen Zustand gesehen hatte.

Homer hatte mit jemandem gesprochen, und man hatte sie - unter Bewachung, wie zur Hinrichtung - durch die Absperrungen der Hanse und die gesamte dortige Station bis zu den Diensträumen geführt, wo sich die Badezimmer befanden.

die eine war in einer reichen Familie aufgewachsen, die andere dagegen an einem verarmten Zwischenhalt oder überhaupt im Tunnel. Die Radialstation war zwar schmutzig und heruntergekommen, dafür aber leicht und geräumig. Die Ringstation machte einen eher geduckten, kantigen Eindruck, war jedoch anständig beleuchtet und auf Hochglanz poliert, was auf ein geschäftsmäßiges, ja penibles Naturell rückschließen ließ. Zu dieser Stunde war dort nicht viel los; wer nicht arbeitete, schien den Rummel der Radialstation der gesitteten Strenge des Rings vorzuziehen.

Im Umkleideraum war Sascha allein. An den Wänden sah sie gelbe Kacheln und auf dem Boden sechseckige, teils zersplitterte Fliesen, außerdem gab es hier lackierte Eisenschränke für Schuhe und Kleidung, eine Glühbirne an einem struppigen Kabel, zwei Bänke, bezogen mit zerschnittenem Kunstleder. Sie konnte sich gar nicht daran sattsehen.

Eine hagere Bademeisterin reichte ihr ein unglaublich weißes Handtuch sowie ein schweres, quaderförmiges Stück grauer Seife. Und sie erlaubte ihr sogar, die Dusche von innen zu verriegeln.

Die kleinen Quadrate des Handtuchs, der leicht eklige Seifengeruch - all das gehörte einer ganz, ganz fernen Vergangenheit an, als Sascha noch die geliebte und behütete Tochter des Kommandanten gewesen war. Sie hatte bereits

vergessen, dass all diese Dinge noch immer irgendwo existierten.

Sie schlüpfte hastig aus ihrer vor Schmutz starrenden Latzhose, zog ihr T-Shirt über den Kopf, ließ die Unterhose fallen und hüpfte zu dem rostigen Rohr mit dem Ausguss Marke Eigenbau hinüber. Mit einiger Kraft drehte sie das Ventil auf, wobei sie sich beinahe die Finger verbrannt hätte - das Wasser war kochend! Sie drückte sich an die Wand, um den heißen Spritzern auszuweichen, und drehte an dem anderen Hahn. Endlich hatte sie die richtige Mischung beisammen, hörte auf herumzutanzten und löste sich im Wasser auf.

Mit dem schaumigen Wasser flossen Staub, Asche, Maschinenöl und Blut - sowohl Saschas als auch das anderer Menschen -, Müdigkeit und Verzweiflung, Schuld und Sorge durch das Abflussgitter. Es dauerte eine Weile, bis das Rinnsal allmählich heller wurde.

Genügte das, damit der Alte sie nicht mehr verspottete? Sascha blickte auf ihre rosigen, aufgeweichten Füße, als wären es nicht ihre eigenen, dann betrachtete sie ihre ungewöhnlich weißen Hände. Genügte das, damit die Männer ihre Schönheit erblickten?

Vielleicht hatte Homer ja recht gehabt, und es war töricht gewesen, den Verletzten zu besuchen, ohne sich vorher einigermaßen zurechtzumachen. Wahrscheinlich musste sie diese Dinge noch lernen.

Ob er bemerken würde, dass Sascha sich verändert hatte? Sie drehte die Wasserhähne zu, ging in den Umkleideraum zurück, klappte ihren neuen Spiegel auf. Nein, es war unmöglich, dies nicht zu bemerken!

Das heiße Wasser hatte sie entspannt und all ihre Zweifel beseitigt. Was der Kahle über das Ungeheuer gesagt hatte, war nicht für sie bestimmt gewesen, sondern war Teil einer heftigen Auseinandersetzung gewesen, die er im Traum

austrug. Er hatte sie nicht verstoßen. Sie würde nur abwarten müssen, bis er wieder zu sich kam. Wenn sie in diesem Augenblick bei ihm war, würde er sogleich verstehen. Und was dann? Warum sollte sie jetzt daran denken? Er war erfahren genug, dass sie sich ihm in allem anvertrauen konnte.

Sie dachte daran, wie der Kahle sich im Fieber gewälzt hatte. Sie wusste, ohne es erklären zu können, dass Hunter sie suchte. Sie konnte ihn zur Ruhe bringen, ihm Erleichterung verschaffen, ihm helfen, sein Gleichgewicht zu finden. Sie spürte eine Wärme in sich aufsteigen, je mehr sie an ihn dachte.

Die speckige Latzhose hatte man ihr abgenommen und versprochen sie zu waschen. Stattdessen bekam sie eine abgewetzte hellblaue Jeans und einen löchrigen Rollkragpulli überreicht. Die neue Kleidung war ihr zu eng, und während man sie durch die Grenzposten zurück ins Lazarett führte, blieben die Blicke aller Männer an ihr haften, so dass Sascha, als sie bei ihrem Bett ankam, sich fühlte, als müsste sie gleich noch einmal unter die Dusche gehen.

Der Alte war nicht im Zimmer, doch sie blieb nicht lange allein. Nach wenigen Minuten öffnete sich die Tür, und der Arzt sah herein.

»Sie können ihn jetzt besuchen«, sagte er. »Er ist aufgewacht.«

»Was für ein Datum ist heute?«

Der Brigadier stützte sich mit dem Ellenbogen auf, bewegte schwer den Kopf hin und her und starrte Homer an. Dieser fasste sich unwillkürlich ans Handgelenk, obwohl er längst keine Uhr mehr trug, und breitete die Arme aus.

Der Krankenpfleger sprang ein. »Der Zweite. November.«

»Drei Tage.« Hunter fiel aufs Kissen zurück. »Drei Tage bin ich herumgelegen. Wir müssen los, sonst kommen wir zu spät.«

»Du kommst nicht weit«, sagte der Pfleger. »Du hattest kaum noch Blut in dir.«

»Wir müssen los«, wiederholte der Brigadier. »Die Zeit wird knapp. Die Banditen.« Plötzlich stutzte er. »Wozu brauchst du den Atemschutz?«

Homer war auf die Frage gefasst. Ganze drei Tage hatte er gehabt, um seine Verteidigungslinien aufzubauen und den Gegenangriff zu organisieren. Hunters Bewusstlosigkeit hatte ihn vor unnötigen Bekenntnissen bewahrt - nun hatte er eine wohldurchdachte Lüge parat.

Er beugte sich über das Bett des Verwundeten und flüsterte: »Es gibt keine Banditen. Während du im Fieber lagst . hast du die ganze Zeit geredet. Ich weiß alles.«

»Was weißt du?« Hunter packte ihn am Kragen und zog ihn zu sich.

»Von der Epidemie an der Tulsckaja . Es ist schon in Ordnung.« Homer winkte dem Pfleger zu, der ihm zur Hilfe eilen wollte. »Ich schaffe das schon. Ich muss mit ihm reden. Wären Sie so freundlich.«

Widerstrebend gab der Pfleger nach, setzte die Kappe wieder auf die Kanüle und ließ sie allein.

»Von der Tulsckaja .« Hunter fixierte Homer noch immer mit seinen irren, entzündeten Augen, aber sein eiserner Griff lockerte sich allmählich. »Sonst nichts?«

»Nur dass an der Station eine unbekannte Infektion ausgebrochen ist. Dass sie durch die Luft übertragen wird. Und dass unsere Leute eine Quarantäne verhängt haben und auf Hilfe warten.«

»Soso. Na gut .« Der Brigadier ließ ihn los. »Ja, es ist eine Epidemie. Und du fürchtest also, dich anzustecken?«

»Sei auf der Hut, dann hilft dir Gott«, erwiderte Homer vorsichtig.

»Jaja. Ist schon gut . Ich war nicht nah dran, und der Luftzug ging in ihre Richtung . Es dürfte nichts passiert sein.«

Homer fasste Mut. »Wozu diese ganze Geschichte mit den Banditen? Was hast du vor?«

»Erst zur Dobryninskaja, verhandeln. Dann die Tulsckaja säubern. Wir brauchen Flammenwerfer. Anders geht es nicht.«

»Die ganze Station ausräuchern? Und was ist mit unseren Leuten?« Homer hoffte, dass diese Worte nur ein weiteres Ablenkungsmanöver des Brigadiers waren, wie all das, was er der Führung der Sewastopolsckaja aufgetischt hatte.

»Die sind sowieso lebende Leichen. Es gibt keinen Ausweg. Alle Kontaktpersonen sind infiziert. Die ganze Luft. Ich habe von dieser Krankheit gehört.« Hunter schloss die Augen und fuhr sich mit der Zunge über die aufgeplatzten Lippen. »Es gibt kein Gegenmittel. Vor ein paar Jahren gab es schon mal einen Ausbruch. Zweitausend Tote.«

»Aber dann hörte die Krankheit doch wieder auf?«

»Es gab eine Belagerung. Flammenwerfer.« Der Brigadier wandte Homer sein verunstaltetes Gesicht zu. »Es gibt kein anderes Mittel. Wenn sie ausbricht und nur ein einziger Mensch durchkommt, dann sind wir alle am Ende. Ja, das mit den Banditen war gelogen. Anders hätte ich Istomin niemals die Genehmigung abringen können, sie alle zu töten. Er ist zu weich. Ich werde Leute holen, die keine Fragen stellen.«

»Aber vielleicht gibt es ja doch Menschen, die dagegen immun sind? Was ist, wenn dort noch Gesunde sind? Ich . Du hast gesagt. Vielleicht können wir dort noch jemanden retten.«

»Es gibt keine Immunität«, unterbrach der Brigadier heftig. »Alle Kontaktpersonen stecken sich an. Es gibt dort keine Gesunden mehr, nur solche, die es länger aushalten.

Und für die wird es nur noch schlimmer. Sie werden sich länger quälen müssen. Glaub mir, es ist besser für sie, wenn ich, wenn sie umgebracht werden.«

»Und was bringt dir das?« Homer rückte von Hunters Liege ab. Der Brigadier senkte müde die Lider - und wieder fiel Homer auf, dass sich das Auge auf der entstellten Gesichtshälfte nicht ganz schloss. Hunter wartete so lange mit seiner Antwort, dass der Alte schon fast wieder den Arzt holen wollte.

Doch dann sprach der Brigadier langsam, gedehnt, mit zusammengepressten Zähnen, als hätte ihn ein Hypnotiseur auf die Suche nach verlorenen Erinnerungen in eine unendlich ferne Vergangenheit geschickt: »Ich muss. Die Menschen schützen. Jede Gefahr beseitigen. Ich bin nur dazu da.«

Hatte er das Messer gefunden? Hatte er verstanden, dass es von ihr war?

Was, wenn er das nicht erriet oder darin kein Versprechen sah? Sie flog den Gang entlang und verscheuchte diese ärgerlichen Gedanken. Sie hatte keine Ahnung, was sie zu ihm sagen würde. Wie schade, dass sie nicht an seinem Bett gestanden hatte, als er zu sich gekommen war.

Sascha hatte fast das ganze Gespräch mitbekommen. Still hatte sie an der Schwelle gelauscht und war zusammengezuckt, als er von den Tötungen gesprochen hatte. Natürlich verstand sie nicht alles, aber das brauchte sie auch nicht. Das Wichtigste hatte sie gehört. Es gab keinen Grund, noch länger zu warten, also klopfte sie laut an die Tür.

Als sich der Alte nach ihr umdrehte, stand Verzweiflung in seinem Gesicht. Er bewegte sich kaum, als hätte man diesmal ihm eine Beruhigungsspritze verpasst, die die Flamme in seinen Augen gelöscht hatte. Er nickte Sascha willenlos zu - es sah aus, wie wenn bei einem Todeskandidaten der Kopf vom Strick nach oben gerissen wird.

Das Mädchen setzte sich auf den Rand des Hockers, biss sich auf die Lippe und hielt den Atem an, bevor sie diesen neuen, unerforschten Tunnel betrat. »Gefällt dir mein Messer?«

»Was für ein Messer?« Der Kahle sah sich um und erblickte die schwarze Klinge. Er rührte sie nicht an, sondern beäugte Sascha misstrauisch. »Was soll das?«

Es war, als hätte ihr jemand ins Gesicht geschlagen. »Das ist für dich. Deins ist kaputtgegangen. Als du. Danke.«

Einige Augenblicke lang hing ein unangenehmes Schweigen im Raum. Dann sagte der Kahle: »Seltsames Geschenk. Würde ich von niemandem annehmen.«

Aus seinen Worten glaubte sie eine Art Anspielung zu hören, etwas Mehrdeutiges, Unausgesprochenes. Sie nahm das Spiel an, ohne die Regeln genau zu kennen, und begann nach passenden Worten zu tasten. Was dabei herauskam, war ungeschickt, nicht stimmig, doch war Saschas Zunge es einfach nicht gewohnt, zu beschreiben, was in ihr vorging. »Spürst du auch, dass ich ein Stück von dir in mir trage? Das Stück, das sie dir herausgerissen haben . das du gesucht hast . das ich dir zurückgeben kann.«

»Was redest du da?«

Als hätte er sie mit eiskaltem Wasser übergossen. Sascha fröstelte, doch sie hielt stand. »Doch, du spürst es. Dass du mit mir wieder ganz wirst. Dass ich bei dir sein kann und muss. Warum hättest du mich sonst mitgenommen?«

»Ich hab meinem Partner einen Gefallen getan.« Seine Stimme war farblos und leer.

»Warum hast du mich vor den Leuten auf der Draisine beschützt?«

»Ich hätte sie sowieso getötet.«

»Und warum hast du mich dann vor dem Tier gerettet?«

»Ich musste sie alle vernichten.«

»Es hätte mich besser auffressen sollen!«

»Du freust dich gar nicht, dass du am Leben geblieben bist?«, fragte er erstaunt. »Dann brauchst du nur die Rolltreppe hochgehen. Da sind noch viele von denen.« »Ich . Du willst, dass ich.« »Ich will gar nichts von dir.« »Ich werde dir helfen, damit aufzuhören!« »Du klammerst dich an mich.«

»Aber fühlst du denn nicht, dass.«

»Ich fühle gar nichts.« Seine Worte schmeckten wie rostiges Wasser.

Selbst die furchtbare Klaue des bleichen Monsters hätte sie nicht so tief treffen können. Verwundet sprang Sascha auf und rannte hinaus.

Zum Glück war ihr Zimmer leer. Sie warf sich in eine Ecke und rollte sich zusammen, kramte in ihrer Tasche nach dem Spiegel, um ihn fortzuwerfen, doch fand ihn nicht; offenbar war er im Zimmer des Kahlen herausgefallen.

Als ihre Tränen getrocknet waren, wusste sie, was sie tun musste. Zum Packen brauchte sie nicht lange. Der Alte würde es ihr verzeihen, wenn sie seine Kalaschnikow mitnahm -er würde ihr alles verzeihen. In einem Nebenraum fand sie, von einem Haken hängend, ihren Schutzanzug, der gereinigt und dekontaminiert auf sie wartete. Als hätte ein Magier den toten Fettwanst ausgeweidet und dazu verflucht, Sascha auf ewig zu folgen und ihren Willen zu erfüllen.

Sie schlüpfte hinein, stampfte hinaus in den Korridor, durch den Übergang, hinauf auf den Bahnsteig. Irgendwo unterwegs streifte sie wieder ein flüchtiger Hauch jener magischen Musik, deren Quelle sie damals nicht hatte finden können. Auch jetzt hatte sie keine Zeit, sich auf die Suche zu machen. Nur einen Augenblick verharnte sie . doch dann überwand sie die Versuchung und ging weiter auf ihr Ziel zu.

Tagsüber gab es bei der Rolltreppe nur einen Posten. Solange es hell war, ließen die Kreaturen von der Oberfläche die Station in Ruhe.

Sascha brauchte nicht einmal fünf Minuten, um die Lage zu klären: Der Weg nach oben war immer offen. Unmöglich war es dagegen, über die Rolltreppe nach unten zu gelangen. Sie überließ dem gutmütigen Wachmann ein halbvolleres MP-Magazin und stellte ihren Fuß auf die erste der Stufen, die direkt in den Himmel führten.

Dann raffte sie die viel zu weiten Hosenbeine und begann mit dem Aufstieg.

12

ZEICHEN

Zu Hause, an der Kolomenskaja, war es bis zur Oberfläche gar nicht weit gewesen: exakt 56 flache Stufen. Die Pawelezkaja lag jedoch wesentlich tiefer unter der Erde. Während Sascha die knarrende, von Maschinengewehrsalven durchlöchernte Rolltreppe hinaufkletterte, konnte sie das Ende des Aufstiegs nicht erkennen - ihre Lampe war gerade stark genug, um die zersplitterten Lichtsäulen und die verrosteten, schief hängenden Tafeln mit den verdunkelten Gesichtern und den großen, sinnlosen Buchstaben darauf der Dunkelheit zu entreißen.

Wozu wollte sie dort hinauf? Wozu sterben?

Doch wer brauchte sie noch da unten? Wer brauchte sie wirklich, sie als Menschen, nicht als handelnde Person eines ungeschriebenen Buches?

Wozu sich weiter etwas vormachen.

Als Sascha den Leichnam ihres Vaters an der verwaisten Kolomenskaja zurückgelassen hatte, hatte sie geglaubt, sie würde den Fluchtplan erfüllen, den beide so lange gehegt hatten. Indem sie einen kleinen Teil von ihm mit sich trug, so dachte sie, würde sie auch ihm zur Freiheit verhelfen.

Doch seither war er ihr kein einziges Mal im Traum erschienen, und wenn sie versuchte, sein Bild in ihrer Fantasie heraufzubeschwören, um mit ihm zu teilen, was sie gesehen und erlebt hatte, so war er ihr undeutlich und wortlos erschienen.

Ihr Vater konnte ihr also nicht verzeihen und wollte nicht, dass sie ihn auf diese Weise rettete.

Unter den Büchern, die er von Zeit zu Zeit mitbrachte und die sie wenn möglich las oder wenigstens durchblätterte, bevor sie sie für Nahrungsmittel und Patronen eintauschte, hatte es ihr ein altes botanisches Bestimmungsbuch besonders angetan. Die Illustrationen darin waren nicht gerade kunstvoll, nur vergilbte Schwarz-Weiß-Fotos und Bleistiftzeichnungen, aber in den anderen Büchern, die sie in die Finger bekam, hatte es überhaupt keine Bilder gegeben. Von allen Pflanzen waren ihr die Winden am liebsten. Oder besser: Sie fühlte sich ihnen nahe, empfand eine Art Seelenverwandtschaft zu ihnen. Genauso wie diese Blumen brauchte auch sie etwas, worauf sie sich stützen konnte. Um nach oben zu wachsen. Um ans Licht zu kommen.

Gerade jetzt hätte sie einen mächtigen Stamm gebraucht, an den sie sich lehnen, den sie umarmen konnte. Nicht, um von dem Saft eines fremden Körpers zu leben oder um ihm Licht und Wärme zu rauben, nein. Sie war einfach ohne ihn zu weich, zu biegsam - sie hatte zu wenig Rückgrat, um selbst gerade zu stehen. Allein auf sich gestellt, würde sie auf dem Boden kriechen müssen.

Ihr Vater hatte immer gesagt, sie dürfe sich von niemandem abhängig machen und niemandem vertrauen. Außer ihm hatte es an jenem gottverlassenen Ort niemanden gegeben, und er hatte gewusst, dass er nicht ewig leben würde. Er hätte es am liebsten gesehen, wenn sie nicht wie ein Efeu, sondern wie eine Schiffskiefer aufgewachsen wäre.

Doch hatte er dabei vergessen, dass dies der weiblichen Natur widersprach.

Sascha hätte ohne ihn überlebt. Auch ohne Hunter. Aber die Vereinigung mit einem anderen Menschen war für sie der einzige Grund gewesen, an die Zukunft zu denken. Als sie den Brigadier auf der rasenden Draisine umschlungen hatte, hatte ihr Leben neuen Halt gewonnen. Sie erinnerte sich, dass es gefährlich war, sich anderen anzuvertrauen, und unwürdig, von ihnen abzuhängen. Umso mehr Überwindung hatte es sie gekostet, sich Hunter zu erklären.

Sascha hatte sich nur an ihn lehnen wollen, doch er hatte geglaubt, dass sie sich an seine Stiefel klammerte. Nun, da niemand sie stützte, und sie zudem noch in den Schmutz getreten worden war, erschien es ihr unter ihrer Würde, noch weiter zu suchen. Er hatte sie fortgejagt, gesagt, sie solle nach oben gehen - nun gut, dann sollte es eben so sein. Wenn ihr dort etwas geschah, so war es seine Schuld; es stand allein in seiner Macht, dies zu verhindern.

Endlich waren die Stufen zu Ende. Sascha stand am Rand eines großen Marmorsaals, dessen geriefte Metalldecke an einigen Stellen eingestürzt war. Durch die Löcher schlugen in einiger Entfernung grelle Strahlen herein. Sie waren von erstaunlicher, grauweißer Farbe, und ihre Spritzer flogen sogar bis in jene Ecke, in der Sascha stand. Sie löschte ihre Lampe, hielt den Atem an und ging leise weiter.

Spuren von Einschüssen und Splittereinschlägen an den Wänden am Ausgang der Rolltreppe deuteten darauf hin, dass hier Menschen gewesen waren. Doch schon wenige Schritte weiter herrschten andere Wesen. Aus den getrockneten Kothaufen und den überall verstreuten, abgenagten Knochen und Hautfetzen schloss Sascha, dass sie sich mitten in einer Höhle befand, die von wilden Tieren bewohnt wurde.

Sie verdeckte die Augen vor dem sengenden Licht und ging auf den Ausgang zu. Je näher sie der Lichtquelle kam, desto tiefer wurde die Finsternis in den entfernten Winkeln der riesigen Halle, die sie durchschritt. Sie gewöhnte sich also allmählich an das Licht, verlor dadurch jedoch ihr Gespür für die Dunkelheit.

Umgestürzte Kioske, Haufen aus unvorstellbarem Müll und alte, ausgeweidete technische Geräte füllten die anschließenden Säle. Offenbar hatten die Menschen diese Räume der Pawelezkaja als Umschlagplatz genutzt, um alles noch Brauchbare aus der Umgebung zu lagern -bis eines Tages stärkere Kreaturen sie von hier verdrängt hatten.

Zuweilen glaubte Sascha in den dunklen Ecken eine kaum wahrnehmbare Regung zu vernehmen, doch schob sie das auf ihre zunehmende Blindheit. Die dort nistende Finsternis war bereits zu dicht, als dass sie in den Müllbergen die Silhouetten schlafender Ungeheuer hätte entdecken können.

Ein gleichförmig wimmernder Luftzug übertönte das schwere Atmen, und Sascha bemerkte es erst, als sie nur wenige Meter an einem leicht schwankenden Haufen vorbeiging. Sie blieb reglos stehen, horchte angestrengt und startete auf die Konturen eines umgestürzten Kiosks. Dort, zwischen dessen Bruchstücken, entdeckte sie einen seltsamen Buckel - und erstarrte.

Der Hügel, in dem das Häuschen begraben war, atmete. Auch fast alle anderen Haufen um sie herum schwankten gleichmäßig. Um sicherzugehen, knipste Sascha ihre Lampe wieder an und richtete sie auf einen der Haufen. Der fahle Lichtstrahl traf auf eine faltige, weiße Haut, lief über einen gigantischen Rumpf und zerfiel, ohne an den Rand desselben zu gelangen. Es war ein Artgenosse jener Chimäre, die Sascha beinahe umgebracht hätte - nur um einiges größer.

Die Kreaturen befanden sich in einer eigenartigen Starre und schienen sie nicht zu bemerken. Plötzlich grunzte eines der Tiere auf, atmete geräuschvoll durch die schrägen Schlitze seiner Nüstern wieder ein, begann sich zu regen . Hastig steckte Sascha die Lampe weg und eilte davon. Jeder Schritt durch dieses unheimliche Lager kostete sie äußerste Überwindung: Je weiter sie sich vom Eingang zur Metro entfernte, desto dichter lagen die Chimären beieinander und desto schwieriger wurde es, einen Weg an ihren Körpern vorbei zu finden.

Doch es war zu spät umzukehren. Und im Augenblick interessierte Sascha auch nicht mehr, wie sie je wieder zur Metro zurückkam - für sie zählte nur noch, sich unbemerkt an diesen Wesen vorbeizuschleichen, hinauszukommen, sich umzusehen, zu spüren . Wenn sie nur nicht erwachten, wenn sie sie nur hinausließen . Einen Rückweg benötigte sie nicht.

Sie wagte es kaum zu atmen, ja sie versuchte nicht zu denken - vielleicht hörten sie das - und näherte sich langsam dem Ausgang. Eine zerborstene Bodenfliese knarzte verräterisch unter ihren Stiefeln. Noch ein falscher Schritt, ein zufälliges Rascheln, und sie würden erwachen und sie augenblicklich in Stücke reißen.

Sascha wurde den Gedanken nicht los, dass sie erst kürzlich, vielleicht gestern oder sogar heute, genauso zwischen schlafenden Ungeheuern umhergeirrt war - zumindest kam ihr dieses Gefühl aus irgendeinem Grund bekannt vor. Plötzlich hielt sie inne.

Sascha wusste: Manchmal kann man einen fremden Blick im Nacken spüren. Und obwohl diese Kreaturen gar keine Augen hatten, war das, womit sie den Raum um sich herum abtasteten, noch viel deutlicher zu spüren als jedes noch so aufdringliche Starren.

Sie hätte sich nicht umdrehen müssen, um zu begreifen, dass eines der Tiere hinter ihr erwacht war und nun seinen schweren Kopf auf sie gerichtet hatte.

Doch sie tat es - sie drehte sich um.

Das Mädchen war verschwunden, aber Homer war die Lust vergangen, sie zu suchen. Überhaupt war ihm nun alles egal.

Hatte das Tagebuch des Funkers wenigstens noch einen Funken Hoffnung gelassen, dass die Krankheit den Alten verschonen würde, so hatte Hunter diesen Funken gnadenlos ausgetreten. Homer hatte mit dem Brigadier ein sorgfältig vorbereitetes Gespräch begonnen, eine Art Berufung gegen sein Todesurteil.

Doch jener hatte ihn nicht begnadigen wollen -und hätte es auch gar nicht gekonnt. Homer allein war schuld an seinem unausweichlichen Schicksal.

Nur noch ein paar Wochen, vielleicht sogar noch weniger. Nur noch zehn Seiten in seinem Büchlein mit dem Plastikumschlag.

Dabei gab es doch noch so viel zu sagen. Für Homer war dies nicht nur ein Wunsch, sondern eine Pflicht, zumal ihre unfreiwillige Rast allmählich dem Ende entgegenzugehen schien.

Er strich das Papier glatt, um seine Erzählung an dem Punkt wiederaufzunehmen, wo ihn zuletzt der Arzt unterbrochen hatte. Doch wieder schrieb seine Hand: »Was bleibt von mir?«

Und was blieb von all den unglücklichen Gefangenen an der Tulskaia? Vielleicht hatten sie bereits jegliche Hoffnung verloren, vielleicht warteten sie aber noch auf Hilfe - in jedem Fall stand ihnen ein grausames Ende bevor. Die Erinnerung? Es gab so wenige Menschen, an die sich überhaupt jemand erinnerte.

Zumal Erinnerungen kein besonders standhaftes Mausoleum waren. Wenn Homer in nicht allzu ferner Zukunft das Zeitliche segnete, würden mit ihm all jene vergehen, die er einst gekannt hatte. Und auch sein ganz persönliches Moskau würde sich in nichts auflösen.

Wo befand er sich? An der Pawelezkaja? Der Gartenring war jetzt kahl und leblos; in jenen letzten Stunden hatte man ihn noch mit schwerem militärischem Gerät freigeräumt, damit die Rettungsdienste und Polizei-Eskorten freie Bahn hatten. In den Seitenstraßen starrten die zerstörten Stadtvillen in die Gegend wie faule, halb ausgefallene Zähne... Homer konnte sich die Landschaft über ihnen leicht vorstellen, auch wenn er von hier aus noch nie an die Oberfläche gestiegen war.

Vor dem Krieg war er oft dort oben gewesen. Hatte sich mit seiner Verlobten zum Rendezvous in einem Café neben der Metro verabredet und war mit ihr anschließend in die Abendvorstellung im Kino gegangen. Er erinnerte sich, dass er sich hier in der Nähe einer kostenpflichtigen und fahrlässig schlampigen medizinischen Untersuchung zur Führerscheinprüfung unterzogen hatte. Außerdem war er von diesem Bahnhof aus oft mit seinen Kollegen zum Grillen in die Wälder gefahren...

Auf dem karierten Papier seines Notizbuchs erschien ihm plötzlich der Bahnhofsvorplatz im Herbstnebel sowie zwei im Dunst versinkende Türme: ein präntiöses neues Bürogebäude am Ring, in dem einer seiner Freunde gearbeitet hatte, und die gewundene Turmspitze eines teuren Hotels, angebaut an einen ebenso teuren Konzertsaal. Einmal hatte er sich nach den Preisen für die Eintrittskarten erkundigt: Sie kosteten etwas mehr, als Nikolai damals in zwei Wochen verdiente.

Er sah und hörte sogar die klingelnden, eckigen, weiß-blauen Straßenbahnen, überfüllt mit unzufriedenen Fahr-

gästen, deren Ärger in diesem harmlosen Gedränge geradezu rührend anmutete; den Gartenring, festlich erleuchtet von Tausenden von Scheinwerfern und Blinkern wie eine einzige riesige Girlande; zaghafte, irgendwie unpassende Schneeflocken, die wegtauten, bevor sie den schwarzen Asphalt überhaupt berührten; und die Menschenmenge: Myriaden elektrisierter Partikel, aufgeladen, zusammenstoßend, gleichsam chaotisch hin und her rasend - doch jedes in Wirklichkeit auf einer ganz bestimmten, wohldurchdachten Bahn.

Er sah die Schneise zwischen den Stalinschen Monolithen, durch die sich träge der große Fluss des Gartenrings auf den Platz ergoss. Aberhunderte von Fenstern leuchteten wie winzige Aquarien zu beiden Seiten der breiten Straße auf. Dazu das Neonfeuer der Schilder sowie die gigantischen Reklametafeln, die eine große Wunde verdeckten, in die demnächst eine neue mehrstöckige Prothese eingesetzt werden sollte, die jedoch niemand mehr fertig stellen würde.

Das alles sah er und begriff, dass er dieses herrliche Bild mit Worten ohnehin nicht beschreiben konnte. Blieben also am Ende wirklich nur die bemoosten, umgestürzten Gräber des Business-Zentrums und des schicken Hotels übrig?

Sie ließ sich nicht blicken, weder nach einer noch nach drei Stunden. Beunruhigt suchte Homer sie auf der gesamten Station, fragte die Händler und Musikanten aus, fragte die Wachposten am Übergang zur Hanse.

Der Alte wusste nicht aus noch ein. Wieder drückte er sich gegen die Tür des Zimmers, in dem der Brigadier lag. Dieser war eigentlich der Letzte, mit dem er über das vermisste Mädchen hätte sprechen können, doch was blieb Homer anderes übrig? Er räusperte sich und trat ein.

Hunter lag schwer atmend da, den Blick starr zur Decke gerichtet. Sein rechter Arm ruhte auf der Bettdecke, die zu-

sammengeballte Faust zeigte frische Aufschürfungen. Aus kleinen Kratzern tropfte Blut auf die Decke, doch der Brigadier schien es nicht zu bemerken.

»Wann kannst du aufbrechen?«, fragte er Homer, ohne sich nach ihm umzudrehen.

»Von mir aus sofort.« Der Alte zögerte. »Es ist nur. Ich kann das Mädchen nicht finden. Und wie willst du in deinem Zustand gehen? Du bist doch noch ganz.«

»Ich werd's überleben«, entgegnete der Brigadier. »Außerdem ist der Tod nicht das Schlimmste. Pack deine Sachen. Ich bin in eineinhalb Stunden wieder auf den Beinen. Wir gehen zur Dobryninskaja.«

»Mir reicht eine Stunde«, sagte Homer hastig. »Aber erst muss ich sie finden. Ich will, dass sie mit uns kommt. Ich brauche sie unbedingt, verstehst du.«

»In einer Stunde gehe ich«, unterbrach ihn Hunter. »Mit dir oder ohne dich - und ohne sie.«

»Ich verstehe das einfach nicht. Wohin kann sie nur verschwunden sein?« Homer seufzte enttäuscht. »Wenn ich nur wüsste.«

»Ich weiß es«, sagte der Brigadier unbewegt. »Aber von dort kannst du sie nicht zurückholen. Geh packen.«

Homer wich zurück und blinzelte. Er war es gewohnt, sich auf das übermenschliche Gespür seines Gefährten zu verlassen, doch jetzt weigerte er sich, daran zu glauben. Was, wenn Hunter wieder log -diesmal, um eine überflüssige Last loszuwerden?

»Sie hat mir gesagt, dass du sie brauchst.«

»Ich brauche dich.« Hunter neigte den Kopf in seine Richtung. »Und du mich.«

»Wozu?«, flüsterte Homer.

Der Brigadier hörte es. »Von dir hängt viel ab.« Er schloss langsam die Augen und öffnete sie wieder. Homer kam es

vor, als wollte der herzlose Brigadier ihm zuzwinkern, und ihm trat kalter Schweiß auf die Stirn.

Das Bett quietschte, als Hunter sich mit zusammengebissenen Zähnen aufsetzte. »Geh jetzt. Pack deine Sachen, damit du rechtzeitig da bist.«

Bevor er das Zimmer verließ, verharrte Homer noch einen Augenblick und hob das rote Puderdöschen auf, das einsam in einer Ecke herumlag. Der Deckel hatte einen Sprung, die Scharniere waren verbogen und lose.

Der Spiegel war zersplittert.

Homer wandte sich erregt um und sagte zu Hunter: »Ich kann ohne sie nicht gehen.«

Die Chimäre war fast doppelt so groß wie Sascha. Ihr Kopf stieß gegen die Decke. Die krallenbewehrten Pfoten hingen bis auf den Boden herab.

Sascha wusste, wie blitzartig sich diese Tiere fortbewegten, mit welcher unbegreiflicher Geschwindigkeit sie angriffen. Um sie zu erreichen, sie mit einer Bewegung zu erlegen, musste die Kreatur nur eine ihrer Extremitäten nach vorn schleudern. Doch aus irgendeinem Grund zögerte das Tier.

Es war sinnlos zu schießen, und Sascha hätte es auch gar nicht geschafft, ihr Gewehr zu heben. Sie machte einen unentschlossenen Schritt nach hinten, auf den Durchgang zu. Die Chimäre gab einen ächzenden Laut von sich, wankte auf das Mädchen zu. Doch es geschah nichts weiter. Das Monster blieb dort stehen und starrte sie weiter mit seinem blinden Blick an.

Sascha wagte noch einen Schritt. Und noch einen. Ohne sich von dem Tier abzuwenden, ohne ihm seine Angst zu zeigen, näherte sie sich langsam dem Ausgang. Die Kreatur folgte ihr wie gebannt, nur wenige Meter von ihr entfernt, als wollte sie sie zur Tür begleiten.

Erst als Sascha nur noch etwa zehn Meter von der unert-räglich gleißenden Öffnung entfernt war, hielt sie es nicht mehr aus und begann zu laufen. Das Tier brüllte auf und stürzte vorwärts.

Sascha flog geradezu hinaus und rannte weiter mit zusammengekniffenen Augen, bis sie stolperte, sich überschlug und über einen rauen, harten Boden schlitterte.

Sie erwartete, dass die Chimäre sie jeden Augenblick erreichen und in Stücke reißen würde, doch ihre Verfolgerin hatte aus irgendeinem Grund von ihr abgelassen. Eine lange Minute verstrich, dann noch eine . Um sie war nichts als Stille.

Sascha hielt die Augen geschlossen, während sie in ihrer Tasche nach der selbstgemachten Brille kramte, die sie dem Wachposten abgekauft hatte. Diese bestand aus zwei Flaschenböden aus dunklem grünem Glas, einem Gestell aus zwei Blechringen und einem Gummiriemen. Die Brille ließ sich über die Gasmaske ziehen, so dass die runden Gläser genau auf den Sichtfenstern der Gummimaske auflagern.

Nun durfte sie die Augen öffnen. Langsam hob sie ihre Lider. Zuerst misstrauisch, mit gesenktem Kopf, doch dann immer mutiger sah sich Sascha an diesem seltsamen Ort um, an dem sie gelandet war.

Über ihrem Kopf war Himmel. Echter Himmel, strahlend, unermesslich. Hier gab es mehr Licht, als ein Scheinwerfer je produzieren konnte. Alles war in gleichmäßiges Grün getaucht. An einigen Stellen hingen niedrige Wolken, doch dazwischen öffnete sich ein wahrer Abgrund.

Die Sonne! Durch ein dünnes Wolkengeflecht hatte sie sie erblickt: ein Kreis von der Größe eines Zündhütchens, weiß gescheuert, so grell, dass sie jeden Augenblick ein Loch in Saschas Brille brennen konnte. Ängstlich wandte sie sich ab, wartete kurz und wagte doch wieder einen verstohlenen Blick. Ein wenig enttäuschend war es schon: Eigentlich

handelte es sich nur um ein gleißendes Loch am Himmel - was sollte die ganze Vergötterung? Doch nein: Es ging ein Zauber von ihr aus, eine Anziehungskraft, etwas Bewegendes. Als Sascha aus der Dunkelheit jener Höhle gekommen war, in der die Tiere hausten, hatte der Ausgang fast ebenso stark geleuchtet. Was, dachte sie plötzlich, wenn die Sonne auch so ein Ausgang war, durch den man an einen Ort fliehen konnte, an dem es niemals dunkel wurde? So dass man der Erde entkam, genauso wie sie soeben dem Untergrund entstiegen war? Sie merkte, dass von der Sonne eine schwache, kaum spürbare Wärme ausging - wie von einem lebendigen Wesen.

Sascha stand inmitten einer Steinwüste, rund um sie herum halb eingefallene alte Häuser. Die schwarzen Fensteröffnungen türmten sich fast zehn Reihen hoch, so riesig waren diese Gebäude. Und es gab unendlich viele davon, sie verdeckten einander, drängelten sich vor, wie um Sascha besser betrachten zu können. Hinter den hohen Gebäuden blickten noch höhere hervor, und dahinter wiederum waren die Umrisse absoluter Giganten zu erkennen.

Unglaublich, aber Sascha konnte sie alle sehen! Sie waren zwar in dieses dumme Grün getaucht, wie die Erde unter ihren Füßen, die Luft und dieser wahnsinnige, gleißende, bodenlose Himmel, aber dennoch eröffneten sich ihr unvorstellbare Weiten.

Auch wenn sie ihre Augen längst an die Dunkelheit gewöhnt hatte, so waren sie doch nie dafür gemacht gewesen. In ihren nächtlichen Stunden am Abgrund der Metrobrücke hatte sie nur die hässlichen Bauten im Umkreis von etwa hundert Metern jenseits des hermetischen Tors gesehen; dahinter war die Dunkelheit stets zu dicht gewesen, und selbst Sascha, die unter der Erde geboren war, konnte diese Schichten nicht durchdringen.

Sie hatte sich zuvor nie ernsthaft gefragt, wie groß die Welt war, in der sie lebte. Für sie hatte es immer nur diesen kleinen, dämmerigen Kokon gegeben, ein paar Hundert Meter in jede Richtung -dahinter hatte der letzte Abgrund begonnen, der Rand des Universums, die absolute Finsternis. Und obwohl sie wusste, dass die Erde in Wirklichkeit noch viel größer war, hatte sie sich nie ein Bild von ihr machen können.

Nun begriff sie, dass das völlig aussichtslos gewesen wäre.

Seltsamerweise verspürte sie überhaupt keine Angst, so allein inmitten dieser unermesslichen Ödnis. Als sie früher aus dem Tunnel heraus bis an den Abgrund gekrochen war, hatte sie sich immer gefühlt, als hätte man sie aus ihrem Panzer gezogen - nun kam er ihr wie eine Schale vor, aus der sie endlich geschlüpft war. Bei Tageslicht war jede Gefahr von weitem zu sehen, und Sascha hatte mehr als genug Zeit, sich zu verstecken und zu verteidigen. Und auf einmal regte sich in ihr zaghaft ein bislang unbekanntes Gefühl: zu Hause angekommen zu sein.

Der Wind trieb runde Knäuel aus stacheligen Zweigen über den Platz, heulte monoton durch die zerklüfteten Häuserreihen, wehte Sascha in den Rücken, sprach ihr Mut zu, ermunterte sie, diese neue Welt zu erkunden.

Sie hatte ohnehin keine andere Wahl: Um in die Metro zurückzukehren, hätte sie erneut jenes Gebäude betreten müssen, in dem sich all die grausigen Wesen befanden - und nun schliefen sie sicher nicht mehr. Bisweilen tauchten in den Eingängen kurz ihre blassen Körper auf und verschwanden sogleich wieder. Tageslicht war ihnen offenbar unangenehm. Doch was würde geschehen, wenn

die Nacht anbrach? Wenn Sascha vor ihrem Tod noch etwas von dem erblickten wollte, was der Alte ihr beschrie-

ben hatte, so musste sie sich so weit wie möglich von hier entfernen.

Also lief sie los.

Noch nie hatte sie sich so klein gefühlt. Es schien ihr unglaublich, dass diese gigantischen Gebäude von Menschen ihrer Größe errichtet worden waren. Wozu hatte man die gebraucht? Waren die Menschen davor etwa schon degeneriert und geschrumpft, hatte die Natur sie auf das harte Leben in der Enge der Tunnel und Stationen vorbereitet? Diese Gebäude dagegen mussten von den stolzen Vorfahren der heutigen, kleinwüchsigen Menschen errichtet worden sein -kraftvollen, großen, imposanten Geschöpfen, gleich den Häusern, in denen sie gelebt hatten.

Nun traten die Gebäude auseinander, und die Erde war bedeckt von einer steinartigen, grauen, an einigen Stellen aufgeplatzten Kruste. Mit einem Mal war die Welt noch riesiger geworden: Von hier aus öffnete sich der Blick in eine Ferne, dass Saschas Herz stockte und ihr Kopf sich zu drehen begann.

Sie hockte sich gegen die von Schimmel und Moos überzogene Wand eines Palasts, dessen stumpfer Uhrturm die Wolken zu stützen schien, und versuchte sich vorzustellen, wie diese Stadt ausgesehen hatte, als sie noch lebte .

Über die Straße -und dies war ohne Zweifel eine Straße -schritten hochgewachsene, schöne Menschen in farbenprächtigen Kleidern, neben denen die bunteste Tracht der Pawelezkaja ärmlich und lächerlich erschien.

Durch die schillernde Menge jagten Automobile, die den Waggons der Metrozüge glichen, doch waren sie so klein, dass nur vier Fahrgäste hineinpassten.

Die Häuser sahen weniger düster aus. In den Fensteröffnungen gähnten keine schwarzen Löcher, sondern glänzte blitzsauberes Glas. Sascha sah vor sich kleine, leichte Brü-

cken, die hie und dort zwischen den Häusern auf unterschiedlichster Höhe angebracht waren.

Auch der Himmel war nicht so leer: Flugzeuge von unbeschreiblicher Größe schwammen darin und berührten mit ihren Bäuchen fast die Dächer. Ihr Vater hatte ihr einmal erklärt, dass sie beim Fliegen nicht mit den Flügeln flatterten, doch vor Saschas innerem Auge sahen sie aus wie träge Riesenlibellen, deren Flügel nahezu unsichtbar flirrten und nur schwach die grünen Sonnenstrahlen reflektierten.

Und es regnete.

Eigentlich war es ja nur Wasser, das vom Himmel fiel, doch das Gefühl war absolut überwältigend. Dieses Himmelswasser wusch nicht nur den Schmutz und die Müdigkeit ab -das hatten auch die heißen Strahlen aus der Gießkannendusche getan. Nein, dieses Wasser reinigte sie von innen, gewährte ihr Vergebung für all ihre Fehler. Es war eine magische Waschung, die alle Bitterkeit aus ihrem Herzen verbannte, sie erneuerte und verjüngte und ihr sowohl den Wunsch zu leben als auch die Kraft dazu verlieh. Gerade so, wie es der Alte gesagt hatte .

Sascha glaubte so sehr an diese Welt, wünschte sie sich so sehr herbei, dass sie sie schließlich zu sehen begann. Schon hörte sie das leichte Sirren der durchsichtigen Flügel in der Höhe, das fröhliche Zwitschern der Menge, das gleichmäßige Schlagen der metallischen Räder und das Rauschen des warmen Regens. Und plötzlich fiel ihr auch jene Melodie wieder ein, die sie am Vortag gehört hatte und die sich nun in dieses Konzert hineinmischte.

Ein schmerzhaftes Stechen durchfuhr ihre Brust. Sie sprang auf und lief mitten auf die Straße hinaus, dem Menschenstrom entgegen, umkurvte die winzigen Waggons, die in dem Gedränge steckten, und hielt ihr Gesicht den schweren Tropfen entgegen. Der Alte hatte recht gehabt: Hier war es herrlich, geradezu märchenhaft schön. Man musste nur

die Patina und den Schimmel der Zeit wegscheuern, schon begann die Vergangenheit zu glänzen -wie die bunten Mosaik- und Bronzereliefs an verlassen- en Stationen.

Am Ufer eines grünen Flusses blieb sie stehen. Die Brücke, die einst darüber geführt hatte, war gleich vorne am Brückenkopf eingestürzt; das andere Ufer war außer Reichweite.

Die Magie verschwand.

Das Bild, das noch vor ein paar Augenblicken so echt, so farbig erschienen war, verblasste und erlosch. Die vertrockneten, leeren Häuser, die aufgesprungene Haut der Straßen, das zwei Meter hohe Steppengras an ihren Rändern, der wilde, undurchdringliche Hain, der die Reste der Uferstraße beherrschte, soweit das Auge reichte -das war alles, was von ihrer wunderschönen Phantomwelt übrig blieb.

Sascha fühlte sich im tiefsten Inneren verletzt, dass sie diese Welt nie mit eigenen Augen würde sehen können. Sie hatte nur noch die Wahl zwischen dem Tod und der Rückkehr in die Metro. Nirgends auf der Welt gab es auch nur einen einzigen dieser hochgewachsenen Menschen in bunten Kleidern. Außer ihr befand sich keine Menschenseele auf dieser breiten Straße, die in einem weit entfernten Punkt endete, dort, wo der Himmel und die verlassene Stadt zusammenstießen.

Das Wetter war herrlich. Keine Niederschläge.

Sascha konnte nicht einmal mehr weinen. Jetzt wollte sie einfach nur sterben.

Als hätte er ihren Wunsch erhört, öffnete weit über ihr ein riesiger schwarzer Schatten seine Flügel.

Was sollte er tun? Den Brigadier gehen lassen, sein Buch aufgeben und an der Station zurückbleiben, bis er das Mädchen gefunden hatte? Oder sie für immer aus seinem Roman streichen, Hunter folgen und wie eine Spinne darauf lauern, dass ihm eine neue Heldin ins Netz ging?

Die Vernunft verbot es Homer, sich von dem Brigadier zu trennen. Wofür hatte er sonst die ganze Wanderung auf sich genommen, wofür sich selbst und die gesamte Metro einer tödlichen Gefahr ausgesetzt? Er hatte einfach kein Recht, sein Werk aufs Spiel zu setzen - das Einzige, was all diese Opfer, sowohl die schon erbrachten als auch alle künftigen rechtfertigte.

Doch als er den zerschlagenen Spiegel vom Boden aufhob, wurde ihm mit einem Mal klar: Wenn er die Pawelezkaja verließ, ohne das Schicksal des Mädchens in Erfahrung gebracht zu haben, beging er einen Verrat. Einen Verrat, der sich früher oder später an ihm selbst und seinem Buch rächen würde. Aus seinem Gedächtnis würde er Sascha nie mehr verbannen können.

Was immer Hunter sagte, Homer musste alles tun, um das Mädchen zu finden, oder sich zumindest davon überzeugen, dass sie nicht mehr lebte. Also machte sich der Alte mit doppelter Kraft auf die Suche.

Die Ringlinie? Ausgeschlossen - ohne Dokumente würde sie niemals zur Hanse durchkommen. Die Zimmerflucht unter dem Durchgang? Homer durchsuchte sie von Anfang bis Ende, fragte jeden, der ihm entgegenkam, ob ihnen das Mädchen nicht aufgefallen sei. Schließlich erzählte ihm jemand, er habe sie vermutlich gesehen, sie habe einen Schutzanzug getragen. Homer traute seinen Ohren nicht. Endlich hatte er Saschas Weg bis zum Wachposten am Fuße der Rolltreppe nachvollzogen.

»Was geht mich das an?«, entgegnete der Wachmann in der Kabine träge.

»Soll sie doch gehen, wenn sie will. Ich hab ihr immerhin noch eine gute Brille zugesteckt. Du kommst hier aber nicht durch, ich hab ohnehin schon eins auf die Mütze bekommen. Da oben haben unsere nächtlichen Besucher ihr Nest.

Da geht keiner hin. Als sie mich darum bat, hätte ich beinahe losgelacht.« Seine Pupillen waren groß wie Pistolentrübe und starrten in die Ferne, ohne auf Homer zu treffen. »Geh mal schön zurück, Opa. Es wird bald dunkel.«

Hunter hatte es gewusst! Aber was hatte er gemeint, als er sagte, dass Homer das Mädchen nicht zurückholen konnte? War sie etwa noch am Leben?

Vor Aufregung stolpernd hetzte er zurück zur Krankenstation. Er tauchte unter dem niedrigen Gang hindurch, kletterte die enge Treppe hinunter, riss ohne anzuklopfen die Tür auf.

Das Zimmer war leer: Weder Hunter selbst noch seine Waffen waren zu sehen. Nur die Binden seines Verbands, braun von getrocknetem Blut, lagen noch auf dem Boden herum. Daneben der leere Flachmann. Der halbwegs gereinigte Schutzanzug war aus dem Nebenzimmer verschwunden.

Der Brigadier hatte Homer einfach zurückgelassen, wie einen lästigen Koter.

Der Mensch erhielt Zeichen. Das war immer die Überzeugung ihres Vaters gewesen. Man musste sie nur bemerken und entziffern können.

Sascha blickte nach oben und erstarrte. Wenn ihr jemand einen Hinweis geben wollte, so hätte er sich schwerlich etwas Eindeutigeres ausdenken können.

Unweit der eingestürzten Brücke trat aus dem dunklen Dickicht ein alter, runder Turm mit einer seltsam verzierten Kuppel hervor - das höchste Gebäude in der gesamten Umgebung. Die Jahre waren ihm anzusehen: Die Wände waren von tiefen Rissen durchzogen, und der Turm selbst neigte sich gefährlich. Er wäre längst eingestürzt, wenn nicht ein Wunder ihn aufrecht gehalten hätte. Wie hatte sie das nur übersehen können?

Um das Gebäude wand sich eine gigantische Kletterpflanze. Ihr Stamm war natürlich um einiges dünner als der Turm selbst, doch reichte seine Kraft offenbar aus, um das allmählich zerfallende Bauwerk zu stützen. Dieses erstaunliche Gewächs schlang sich spiralförmig um den Turm, wobei von seinem Hauptstrang dünnere Äste und davon wieder dünne Zweige abgingen, was zusammen eine Art Netz ergab, welches das Gebäude zusammenhielt.

Sicher war diese Pflanze einmal so schwach und biegsam gewesen wie ihre zartesten und jüngsten Triebe. Einst hatte sie sich an den vermeintlich ewigen und unzerstörbaren Vorsprüngen und Balkonen des Turms festgeklammert. Wäre der Turm nicht so hoch gewesen, sie wäre nie zu solcher Größe herangewachsen.

Verblüfft, ja verzaubert betrachtete Sascha die Pflanze und das von ihr gerettete Gebäude. Alles bekam nun wieder einen Sinn für sie, und ihr Kampfeswille kehrte zurück. Eigentlich seltsam, denn für sie selbst hatte sich überhaupt nichts verändert. Und doch war wider Erwarten durch die graue Kruste der Verzweiflung ein winziger grüner Spross der Hoffnung gestoßen.

Sicher gab es Dinge, die sie nie mehr wiedergutmachen konnte. Taten, die nun einmal geschehen waren, Worte, die sie nicht mehr zurücknehmen konnte. Und doch gab es in dieser Geschichte noch viel, was sie ändern konnte, auch wenn sie noch nicht wusste wie. Das Wichtigste war, dass sie wieder neue Kraft in sich spürte.

Nun glaubte Sascha auch den Grund zu erraten, warum die gefräßige Chimäre sie unversehrt hatte gehen lassen: Jemand hatte das Ungeheuer an einer unsichtbaren Kette zurückgehalten, damit sie noch eine Chance bekam.

Voller Dankbarkeit, war sie nun bereit zu verzeihen, bereit, neu zu diskutieren und zu kämpfen. Von Hunter

brauchte sie dafür nur einen winzigen Hinweis. Nur noch ein Zeichen.

Plötzlich erlosch die untergehende Sonne und flammte wieder auf. Sascha hob den Kopf und erhaschte aus dem Augenwinkel einen schwarzen, rasend schnellen Schatten, der über ihrem Kopf aufgetaucht war. Für eine Sekunde hatte er das Himmelsgestirn verdunkelt.

Ein Pfeifen durchschnitt die Luft, dann ein ohrenbetäubendes Kreischen - und wie ein Fels stürzte ein Ungetüm vom Himmel auf Sascha herab. Instinktiv warf sie sich im letzten Moment zu Boden, und nur das rettete sie -der Schatten verfehlte sie um Haaresbreite. Ein riesiges Ungeheuer glitt mit ausgebreiteten Hautflügeln über den Boden, schwang sich mit einem mächtigen Schlag wieder in die Luft und begann einen Halbkreis zu fliegen, um erneut zum Angriff überzugehen.

Sascha griff nach ihrem Gewehr, ließ jedoch sogleich die Arme wieder sinken. Selbst eine frontale Salve würde dieses Monstrum nicht aufhalten, geschweige denn zur Strecke bringen. Außerdem musste sie es überhaupt erst einmal treffen! Sie stürzte zurück zu dem freien Platz, von dem aus sie sich auf ihre kurze Wanderung gemacht hatte. Sie verschwendete keinen Gedanken daran, wie sie wieder in die Metro zurückkehren würde.

Das fliegende Ungeheuer stieß einen Jagdschrei aus und stürzte erneut auf sie zu. Sascha verfiel sich in den breiten Hosenbeinen ihres Anzugs und fiel bäuchlings auf den Boden, doch schaffte sie es, sich auf den Rücken zu drehen und eine kurze Salve abzugeben. Die Kugeln schreckten die Kreatur für einige Augenblicke ab, ohne sie ernsthaft zu verletzen. Die wenigen so gewonnenen Sekunden nutzte Sascha jedoch, um sich aufzurappeln und auf die nächsten Häuser zuzulaufen. Endlich wusste sie, wie sie sich vor dem Angreifer schützen konnte.

Nun kreisten bereits zwei Schatten am Himmel. Sie hielten sich durch schweres Schlagen ihrer breiten, ledrigen Flügel in der Luft. Saschas Plan war einfach: Wenn sie sich dicht bei den Häuserwänden hielt, würden diese großen und unbeweglichen Monster sie nicht zu fassen bekommen. Wie sie von dort weiterkam. Nun, sie hatte sowieso keine Alternative.

Geschafft! Sie drückte sich gegen eine Mauer und hoffte, dass die furchtbaren Kreaturen von ihr ablassen würden. Aber nein: Offenbar hatten sie schon geschicktere Beute gejagt. Sie landeten - zuerst eines, dann das zweite - etwa zwanzig Meter von ihr entfernt und kamen, die zusammengefalteten Flügel hinter sich herziehend, langsam auf sie zu.

Eine weitere Gewehrssalve schreckte sie nicht, sondern reizte sie nur noch mehr; die Kugeln schienen in ihrem dicken Fell stecken zu bleiben. Das Tier, das Sascha am nächsten gekommen war, fletschte sein Gebiss: Unter einem wulstigen Rüssel und einer hochgezogenen schwarzen Lippe kamen schiefe, haarnadelscharfe Zähne zum Vorschein.

»Hinlegen!«

Sascha warf sich zu Boden, ohne darüber nachzudenken, woher diese Stimme kam. Plötzlich explodierte etwas in allernächster Nähe, und eine brennend heiße Druckwelle erfasste sie. Sogleich folgte eine zweite, dann ertönte wildes, tierisches Kreischen sowie sich entfernendes Flügelschlagen.

Zögerlich hob sie den Kopf, hustete Staub aus ihren Lungen, blickte sich um. Nicht weit von ihr entfernt war die Straße von einem frischen Trichter durchbohrt und mit dunklem, öligem Blut getränkt. Daneben lagen ein herausgerissener, versengter Hautflügel sowie einige weitere verkohlte und formlose Fleischstücke.

Über die steinige Brache kam mit gleichmäßigen, aufrechten Schritten ein kräftig gebauter Mann in schwerem Schutzanzug auf sie zu.

Hunter!

13

EINE GESCHICHTE

Er nahm ihre Hand, half ihr auf und zog sie hinter sich her. Dann, als hätte er sich plötzlich anders entschieden, ließ er sie wieder los. Das Visier seines Helms war aus getöntem Glas, so dass Sascha seine Augen nicht sehen konnte.

»Bleib dicht hinter mir!«, tönte es dumpf durch die Filter seiner Maske. »Es wird bald dunkel, wir müssen weg hier.«

Ohne sie noch eines Blickes zu würdigen, lief er los.

»Hunter!«, rief ihm das Mädchen nach. Durch die beschlagenen Gläser ihrer Gasmaske versuchte sie ihren Retter zu erkennen.

Dieser tat, als ob er sie nicht hörte, und Sascha blieb nichts übrig, als ihm mit aller Kraft hinterherzulaufen. Natürlich war er wütend auf sie: Zum dritten Mal schon musste er diesem dummen Mädchen aus der Patsche helfen. Aber trotzdem war er gekommen, war nur wegen Sascha nach oben gegangen, wie konnte sie da noch zweifeln.

Das Nest, durch das Sascha herausgekommen war, ließ der Brigadier links liegen. Er kannte andere Pfade. Er bog von der Hauptstraße nach rechts ab, tauchte unter einem Bogen durch, lief an einigen flachen, durchgerosteten Eisenkästen vorbei, feuerte auf einen undeutlichen Schatten in einer Ecke und blieb schließlich vor einem unscheinbaren Schuppen mit Ziegelmauern und vergitterten Fenstern stehen. Mit einem Schlüssel öffnete er ein massives Vorhängeschloss. Ein Unterschlupf? Nein, der Schuppen war ein ge-

tarnter Eingang: Hinter der Tür führte eine Betontreppe im Zickzack in die Tiefe.

Hunter hängt das Schloss von innen wieder ein und sperrte ab, schaltete seine Taschenlampe an und begann hinabzusteigen. Die weiß und grün getünchten Wände, von denen die Farbe stark abblätterte, waren über und über beschrieben: Eingang - Ausgang, Eingang - Ausgang . Auch Saschas Retter fügte an einer Stelle ein paar unleserliche Kritzeleien hinzu. Offenbar musste man, wenn man diesen geheimen Aufgang nutzte, eintragen, wann man losgegangen und wann man zurückgekehrt war. Bei einigen Namen fehlten allerdings die Angaben zur Rückkehr.

Der Abstieg war schneller zu Ende, als Sascha erwartet hatte: Obwohl die Stufen weiter nach unten führten, blieb Hunter bei einer unauffälligen Eisentür stehen, schlug mit der Faust dagegen, und schon nach wenigen Sekunden hörte man von der anderen Seite den Riegel zurückschnappen. Ein zerzauster Mann mit spärlichem Bart öffnete ihnen. Er trug eine blaue Hose mit ausgebeulten Knien.

»Wer ist das?«, fragte er verblüfft.

»Hab ich am Ring aufgegabelt«, tönte Hunter. »Die Vögel hätten ihn beinahe geschnappt, wenn ich nicht mit dem Granatwerfer. He, Mann, wie hat's dich

überhaupt dorthin verschlagen?« Er schlug die Kapuze zurück, zog die Gasmaske ab.

Vor Sascha stand ein unbekannter Mann mit dunkelblondem Bürstenschnitt, blassgrauen Augen und einer plattgedrückten Nase, die aussah, als sei sie schon einmal gebrochen worden. Sie hatte es geahnt, denn er hatte sich für einen Verletzten zu schnell bewegt, seine Körperhaltung war anders gewesen, nicht so animalisch, und auch der Schutzanzug hatte nicht gestimmt - doch bis zuletzt hatte sie es nicht glauben wollen und sich alles Mögliche eingeredet.

Ihr wurde unerträglich heiß, und sie riss sich die Maske vom Gesicht.

Eine Viertelstunde später war Sascha bereits auf der anderen Seite der Hanse-Grenze.

»Entschuldige, aber ohne Dokumente kannst du hier nicht bleiben.« In der Stimme ihres Retters lag ehrliches Bedauern. »Vielleicht heute Abend, na ja . Also, im Durchgang?«

Sie nickte schweigend und lächelte.

Wohin jetzt?

Zu ihm? Das hatte keine Eile. Sascha konnte ihre Enttäuschung nicht unterdrücken, dass es diesmal nicht Hunter gewesen war, der sie gerettet hatte. Außerdem hatte sie noch etwas anderes zu erledigen, das jetzt keinen Aufschub mehr duldete.

Sanft und lockend fanden die Klänge der wunderbaren Musik durch den Lärm der Menge, das Schlurfen der Schuhe und die Schreie der Händler zu ihr. Es war die gleiche Melodie, die sie tags zuvor in Bann geschlagen hatte. Während sie ihr nachging, hatte Sascha das Gefühl, als ob sie wieder durch eine Tür trat, die einen überirdischen Glanz verströmte. Wohin führte sie diesmal?

Um den Musiker standen Dutzende von Zuhörern in einem engen Kreis. Um ihn zu sehen, musste Sascha sich nach vorne drängen. Schließlich stand sie direkt vor ihm. Seine Melodie zog die Menschen zwar magisch an, hielt sie aber auch auf Abstand. Sie war wie ein Licht, auf das sie alle zuflogen, doch auch eines, das sie zu verbrennen drohte.

Aber Sascha hatte keine Angst.

Er war jung, hochgewachsen und sah erstaunlich gut aus. Trotz seines etwas zerbrechlichen Eindrucks war sein gepflegtes Gesicht nicht weich, und in seinen grünen Augen lag keine Naivität. Die dunklen, langen Haare fielen gleichmäßig herab. Auch durch seine Kleidung unterschied er sich

von der Masse der Menschen an der Pawelezkaja, denn sie war unauffällig, aber außerordentlich sauber.

Sein Instrument ähnelte diesen Kinderpfeifen, die man aus Kunststoffrohren bastelte, nur war es größer, schwarz und hatte Klappen aus Kupfer. Die Flöte hatte etwas Feierliches und sie war sicher sehr teuer. Die Töne, die der Flötist ihr entlockte, schienen einer anderen Welt und einer anderen Zeit zu entstammen. Wie auch das Instrument selbst - und dessen Besitzer.

Er hatte Saschas Blick sofort erhascht, diesen kurz losgelassen und sogleich wieder erfasst. Das machte sie verlegen. Seine Aufmerksamkeit war ihr zwar nicht unangenehm, aber eigentlich war sie doch wegen der Musik hierhergekommen.

»Da bist du ja! Gott sei Dank!«

Es war Homer, der sich keuchend und schwitzend zu ihr durchdrängte.

»Wie geht es ihm?«, fragte Sascha sofort.

»Ist er denn.«, begann der Alte, fing sich jedoch und sagte dann: »Er ist verschwunden.«

»Was? Wohin?« Sascha fühlte, wie eine Faust ihr Herz zusammenpresste.

»Er ist weggegangen. Hat alle seine Sachen mitgenommen. Ich vermute, zur Dobryninskaja.«

»Hat er nichts zurückgelassen?«, erkundigte sie sich vorsichtig, gespannt, welche Antwort Homer ihr geben werde.

Der Alte schüttelte den Kopf. »Nein, nichts.«

Jemand aus der Menge zischte wütend. Homer verstummte, hörte der Melodie zu und blickte misstrauisch zwischen dem Musiker und dem Mädchen hin und her. Doch Sascha war in Gedanken versunken.

Zwar hatte Hunter sie fortgejagt und war dann selbst davongelaufen, aber allmählich fing Sascha an zu begreifen, nach welchen seltsamen Regeln er handelte. Wenn der Kah-

le all sein Hab und Gut mitgenommen hatte, wirklich alles . dann wollte er, dass sie nicht aufgab, nicht von ihrem Weg abkam, ihn suchte. Und das würde sie tun, trotz allem. Wenn nur . »Das Messer?«, flüsterte sie. »Hat er mein Messer mitgenommen? Das schwarze?«

Homer zuckte mit den Schultern. »In seinem Zimmer ist es nicht.«

»Also hat er es mitgenommen!«

Dieses karge Zeichen war alles, was sie brauchte.

Der Flötist hatte zweifelsohne Talent und beherrschte sein Instrument perfekt, als hätte er gestern noch im Konservatorium gespielt. In dem Flötenetui, das geöffnet vor ihm lag, hatten sich so viele Patronen angesammelt, dass er damit eine kleine Station hätte ernähren oder auch ausradieren können. Da war sie, die Anerkennung, dachte Homer und lächelte traurig.

Die Melodie kam dem Alten bekannt vor, doch obwohl er lange überlegte, wo er sie schon einmal gehört hatte - in einem alten Kinofilm, einem Konzert oder im Radio -, es gelang ihm nicht, sich zu erinnern. Das Besondere an ihr war: Hatte sie einen einmal gepackt, kam man nicht mehr von ihr los; man musste ihr unbedingt bis zum Ende zuhören, um sodann dem Musiker zu applaudieren, bis dieser wieder zu spielen begann.

Prokofjew? Schostakowitsch? Homers musikalisches Wissen war zu gering, um den Komponisten zu erraten. Doch wer auch immer diese Noten geschrieben hatte: Der Flötist spielte sie nicht nur, sondern verlieh ihnen einen eigenen Klang und eine eigene Bedeutung, ja er ließ sie lebendig werden. Eine Begabung, für die Homer dem jungen Mann sogar die verführerischen Blicke verzieh, die er Sascha immer wieder zuwarf, wie ein Kätzchen einer Papierseife.

Doch jetzt war es Zeit, ihm das Mädchen zu entführen.

Homer wartete, bis die Musik erstarb und der Flötist den Beifall des Publikums entgegennahm. Dann fasste er Sascha an dem feuchten, noch nach Chlor riechenden Kleid und zog sie aus dem Kreis heraus.

»Meine Sachen sind gepackt. Ich gehe ihm nach«, sagte er, während sie sich von dem Musiker entfernten.

»Ich auch«, erwiderte das Mädchen schnell.

»Begreifst du, worauf du dich da einlässt?«, fragte Homer mit gedämpfter Stimme.

»Ich weiß alles. Ich habe euch zugehört.« Sie blickte ihn herausfordernd an. »Eine Epidemie, stimmt's? Er will alle verbrennen. Die Toten und die Lebenden. Die gesamte Station.«

Er beäugte sie mit aufrichtigem Interesse. »Was willst du von ihm?«

Sascha antwortete nicht, und eine Zeit lang gingen sie schweigend nebeneinander her, bis sie an einem völlig menschenleeren Winkel der Station anlangten. Schließlich sagte sie langsam, nach Worten suchend: »Mein Vater ist gestorben. Wegen mir, ich bin schuld. Ich kann nichts tun, um ihn zum Leben zu erwecken. Aber dort sind Menschen, die noch leben. Die man noch retten kann. Also muss ich es versuchen. Das bin ich ihm schuldig.«

»Retten? Vor wem? Wovor?«, entgegnete der Alte bitter. »Die Krankheit ist unheilbar, du hast es ja gehört.«

»Vor deinem Freund. Er ist furchtbarer als jede Krankheit. Tödlicher.« Das Mädchen seufzte. »Bei einer Krankheit bleibt dir wenigstens noch die Hoffnung. Irgendjemand wird immer gesund. Einer von Tausend.«

Homer blickte sie mit ernster Miene an. »Warum glaubst du, dass gerade du das kannst?«

»Ich habe es schon einmal geschafft«, erwiderte sie unsicher.

Überschätzte das Mädchen nicht ihre Fähigkeiten? Betrog sie sich nicht selbst, wenn sie glaubte, dass der harte und gnadenlose Brigadier auch etwas für sie empfand? Homer wollte Sascha nicht entmutigen, doch hielt er es für besser, sie schon jetzt zu warnen.

»Weißt du, was ich in seinem Zimmer gefunden habe?« Der Alte zog die verbeulte Puderdose aus seiner Tasche und reichte sie Sascha. »Hast du sie so.«

Sascha schüttelte den Kopf.

»Also war es Hunter.«

Das Mädchen öffnete den Deckel und betrachtete ihr Spiegelbild in einem der Glassplitter. Sie dachte an ihr letztes Gespräch mit dem Kahlen und die Worte, die er im Halbschlaf gesprochen hatte, als sie gekommen war, um ihm das Messer zu schenken. Sie dachte an Hunters Gesicht, als er mit schweren Schritten, blutüberströmt, auf die krallenbewehrte Chimäre zugegangen war, damit sie von Sascha abließ und ihn selbst tötete. »Er hat es nicht wegen mir getan«, sagte sie bestimmt. »Sondern wegen dem Spiegel.«

Homer hob die Augenbrauen. »Was hat das damit zu tun?«

»Du hast es selbst gesagt.« Sascha ließ den Deckel zuklappen und ahmte den mentorhaften Tonfall des Alten nach: »Manchmal ist es nützlich, sich von der Seite zu betrachten. So versteht man viel von sich selbst.«

Homer schnaubte abfällig. »Du glaubst, dass Hunter nicht weiß, wer er ist?

Oder dass er noch immer an seinem Anblick leidet? Dass er deswegen den Spiegel kaputt gemacht hat?«

Das Mädchen lehnte sich gegen eine Säule. »Es geht nicht um sein Äußeres.«

»Hunter weiß genau, wer er ist. Offenbar hat er es nicht gern, wenn ihn jemand daran erinnert.«

»Vielleicht hat er es vergessen. Ich habe manchmal das Gefühl, dass er versucht sich an etwas zu erinnern. Oder dass er mit einer Kette an eine schwere Lore gekettet ist, die einen Abhang hinunter in die Finsternis rollt, und keiner hilft ihm, sie aufzuhalten. Ich kann das nicht erklären. Ich spüre das einfach, wenn ich ihn sehe.« Sascha runzelte die Stirn. »Niemand sonst sieht das, nur ich. Deshalb habe ich gesagt, dass er mich braucht.«

»Genau, und deshalb hat er dich auch verlassen.«

»Ich habe ihn verlassen. Und nun muss ich ihn einholen, solange es noch nicht zu spät ist. Noch sind alle am Leben. Noch können wir sie retten. Und ihn auch.«

Homer hob den Kopf. »Vor wem willst du ihn retten?«

Sie blickte ihn prüfend an. Hatte der Alte wirklich nichts begriffen, obwohl sie sich so bemüht hatte? Dann antwortete sie ihm mit unfassbarem Ernst: »Vor dem Menschen im Spiegel.«

»Ist hier besetzt?«

Sascha, die zerstreut mit ihrer Gabel in dem gebratenen Fleisch mit Pilzen herumstocherte, zuckte zusammen. Neben ihr stand, ein Tablett in der Hand, der grünäugige Musiker. Der Alte war irgendwohin gegangen, sein Platz war leer.

»Ja.«

»Es gibt kein Problem, das sich nicht lösen ließe!« Er stellte sein Tablett hin, nahm mit Schwung einen freien Hocker vom Nachbartisch und setzte sich links neben Sascha, bevor diese protestieren konnte.

»Wenn was passiert - ich habe dich nicht eingeladen«, warnte sie ihn.

»Bekommst du von deinem Großvater geschimpft?« Er zwinkerte ihr kumpelhaft zu. »Darf ich mich vorstellen: Leonid.«

Sascha merkte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss. »Er ist nicht mein Großvater.« »Ach, so ist das.« Leonid schaufelte sich eine Portion in den Mund und lüpfte eine Augenbraue.

»Du bist ziemlich dreist«, bemerkte sie.

Er hob belehrend die Gabel. »Hartnäckig.«

Sascha musste lächeln. »Ein bisschen zu viel Selbstvertrauen für meinen Geschmack.«

»Ich habe Vertrauen in die Menschheit«, murmelte er kauend, »aber mir selbst traue ich am allermeisten.«

Der Alte kehrte zurück, stellte sich hinter den Aufschneider, verzog unzufrieden das Gesicht, setzte sich dann aber doch auf seinen Hocker. »Sascha, ist es dir nicht zu eng hier?«, erkundigte er sich streitsüchtig und blickte an dem Musiker vorbei.

»Sascha!«, wiederholte dieser triumphierend und blickte von seiner Schüssel auf. »Sehr erfreut. Ich heiße, wie gesagt, Leonid.«

»Nikolai Iwanowitsch«, erwiderte Homer mürrisch und schielte zu ihm hin. »Was war das für eine Melodie, die Sie da vorhin gespielt haben? Sie kam mir irgendwie bekannt vor.«

»Kein Wunder, ich spiele sie schon den dritten Tag hintereinander«, entgegnete Leonid mit der Betonung auf dem letzten Wort. »Es ist eine Eigenkomposition.«

»Von dir?« Sascha legte das Besteck zur Seite. »Wie heißt das Stück?«

Leonid zuckte mit den Schultern. »Es hat keinen Namen. Darüber habe ich nie nachgedacht. Und außerdem, wie soll man so etwas in Worten ausdrücken? Und wozu?«

»Es ist sehr schön«, bekannte das Mädchen. »Außergewöhnlich schön.«

»Ich könnte es nach dir benennen«, sagte der Musiker ohne zu zögern. »Du verdienst es.«

»Nein danke.« Sie schüttelte den Kopf. »Diese Melodie soll ohne Namen bleiben. Das passt besser.«

»Sie dir zu widmen wäre durchaus auch passend.« Leonid fing an zu lachen,

verschluckte sich aber und begann zu husten.

»Bist du so weit?« Homer nahm Saschas Tablett und erhob sich. »Wir müssen los. Entschuldigen Sie uns, junger Mann.«

»Keine Ursache! Ich bin schon fertig. Dürfte ich die junge Dame ein wenig begleiten?«

»Wir sind im Begriff aufzubrechen«, entgegnete Homer scharf.

»Wunderbar! Ich auch. Ich muss zur Dobryninskaja.« Der Musiker setzte eine unschuldige Miene auf. »Das ist nicht zufällig Ihre Richtung?«

»Zufällig doch«, antwortete Sascha zu ihrer eigenen Überraschung. Während sie versuchte nicht in Homers Richtung zu sehen, sprang ihr Blick immer wieder zu Leonid hinüber.

Er hatte eine gewisse Leichtigkeit, etwas Spöttisches, das jedoch nicht böse gemeint war. Wie ein kleiner Junge, der mit einem Zweig focht, fügte er einem kleinen, harmlosen Schlag zu, auf den man nicht wirklich böse sein konnte, selbst der Alte nicht. Seine Anspielungen machte er so bei-läufig und spaßhaft, dass Sascha gar nicht daran dachte, sie ernst zu nehmen. Und was war schlecht daran, dass sie ihm gefiel?

Außerdem hatte sie sich, lange bevor sie ihn kennengelernt hatte, in seine Musik verliebt. Und die Versuchung, diese Zauberei mit auf den Weg zu nehmen, war einfach zu groß.

Es lag an der Musik, natürlich.

Dieser junge Teufelskerl lockte wie der Rattenfänger von Hameln mit seiner glänzenden Flöte unschuldige Seelen an und missbrauchte sein Talent, um jedes junge Mädchen zu

verderben, das er kriegen konnte. Jetzt versuchte er sogar, Alexandra in seine Fänge zu bekommen, und Homer wusste nicht einmal, wie er sich verhalten sollte!

Anfangs schluckte der Alte die frechen Späße noch widerwillig, doch bald schon spürte er, wie der Zorn in ihm wuchs. Auch ärgerte er sich darüber, wie schnell Leonid erreichte, dass die für ihre Strenge berühmten Wachen der Hanse sie alle drei auf der Ringlinie bis zur Dobryninskaja passieren ließen - und das ohne Dokumente! Die Gemächer des Stationsvorstehers, eines glatzköpfigen älteren Stutzers, dessen Schnauzbart an die Fühler einer Küchenschabe erinnerte, betrat der Musiker mit seinem Flötenkasten voller Patronen und kam lächelnd und leichten Schrittes wieder heraus.

Homer musste allerdings gestehen, dass ihnen die diplomatischen Künste des jungen Mannes sehr gelegen kamen: Die Motordraisine, die sie zur Pawelezkaja gebracht hatte, war mit Hunter aus dem Depot verschwunden, und ein Umweg würde sie eine ganze Woche kosten.

Doch beunruhigte den Alten die Sorglosigkeit, mit der dieser Taschenspieler die für ihn so einträgliche Station verließ und sich von all seinen Ersparnissen verabschiedete, nur um Sascha in den Tunnel zu folgen. Gewöhnlich ließ das auf eine gewisse Verliebtheit schließen, doch war Homer überzeugt: Dieser Junge meinte es nicht ernst. Er war es gewohnt, leichte Siege zu erringen.

Homer kam sich immer mehr wie eine missmutige Anstands dame vor. Aber es gab einen guten Grund für seine Wachsamkeit und Eifersucht: Das hätte ihm gerade noch gefehlt, dass seine auf so wundersame Weise erschienene Muse mit einem Wandermusikanten durchbrannte! Einer, mit Verlaub, völlig überflüssigen Figur.

In Homers Roman war keine Rolle für ihn vorgesehen, doch hatte er sich einfach einen Hocker geschnappt und sich unverschämterweise mit ins Spiel gebracht.

»Gibt es auf der ganzen Welt wirklich niemanden mehr?«

Die drei wanderten bereits in Richtung Dobryninskaja, begleitet von drei Wachleuten. Wenn man seine Patronen richtig verteilte, gingen selbst die kühnsten Träume in Erfüllung.

Sascha hatte gerade in aller Kürze von ihren Erlebnissen an der Oberfläche berichtet, dann war sie ins Stocken geraten, und ihre Miene hatte sich verfinstert. Homer und der Musiker blickten sich an: Wer sollte als Erster versuchen sie zu trösten?

Der Alte räusperte sich. »Gibt es ein Leben jenseits des MKAD? Das fragt sich also auch die junge Generation?«

»Natürlich gibt es das«, erklärte Leonid im Brustton der Überzeugung. »Dass niemand überlebt hat, stimmt nicht. Es gibt nur keine Verbindung zu diesen Leuten.«

»Nun, ich habe zum Beispiel gehört«, sagte Homer, »dass es irgendwo hinter der Taganskaja einen Geheimgang geben soll, der zu einem sehr interessanten Tunnel führt. Dieser sieht aus wie ein ganz gewöhnlicher Tunnel, sechs Meter Durchmesser, aber ohne Gleise. Er liegt tief, vielleicht vierzig oder sogar fünfzig Meter unter der Oberfläche. Und er führt weit nach Osten.«

»Sie meinen den Tunnel, der zu den Bunkern im Ural führt?«, unterbrach ihn Leonid. »Mit der Geschichte von dem Mann, der einmal zufällig darauf traf, sich dann einen Rucksack voll Proviant besorgte und den Marsch durch diesen Tunnel aufnahm.«

»Durch den er eine Woche lang ununterbrochen ging, nur mit ganz kurzen Pausen, bis ihm die Verpflegung knapp wurde und er umkehren musste. Ein Ende des Tunnels war da noch nicht in Sicht. Ja, Gerüchten zufolge soll das der

Tunnel zu den Uralbunkern sein. Und dort ist ja vielleicht noch jemand am Leben.«

»Eher unwahrscheinlich«, gähnte der Musiker.

Homer ignorierte ihn und wandte sich Sascha zu. »Von einem Bekannten in der Polis weiß ich, dass einer von ihren Funkern einmal mit der Besatzung eines Panzers Kontakt hatte. Die hatten offenbar noch rechtzeitig die Schotten dicht gemacht und ihr Gefährt in eine solche Einöde gesteuert, wo niemand auch nur im Entferntesten daran dachte, sie zu bombardieren.«

Leonid nickte. »Auch eine bekannte Geschichte. Als ihnen der Diesel ausging, haben sie den Panzer auf einem Hügel eingegraben und außen herum eine richtige kleine Siedlung errichtet. Und ein paar Jahre lang haben sie jeden Abend die Polis angefunkelt.«

»...bis der Empfänger kaputtging«, schloss Homer ab, sichtlich gereizt.

»Und das mit dem U-Boot?« Sein Rivale streckte sich. »Eines unserer Atom-U-Boote war nämlich damals auf Fernfahrt, und als der Schlagabtausch anfang, hatte es seine Gefechtsposition noch nicht erreicht. Als es dann endlich auftauchte, war alles längst vorbei. Damals hat die Besatzung das Boot unweit von Wladiwostok angedockt.«

»...und mit seinem Reaktor wird bis heute der ganze Ort versorgt«, fiel Homer ein. »Vor einem halben Jahr habe ich einen Mann getroffen, der behauptete, er sei Erster Offizier dieses Boots gewesen. Er sagte, er habe das ganze Land mit dem Fahrrad durchquert und sei endlich in Moskau angekommen. Er sei drei Jahre unterwegs gewesen.«

»Und Sie haben persönlich mit ihm gesprochen?«, erkundigte sich Leonid höflich, aber erstaunt.

»Natürlich«, schnappte Homer zurück. Legenden waren schon immer sein Steckenpferd gewesen, und er konnte es einfach nicht zulassen, dass dieser Grünschnabel ihn über-

trumpfte. Noch hatte er eine Geschichte in Reserve, die ihm besonders viel bedeutete. Eigentlich hätte er sie lieber aus einem anderen Anlass erzählt, anstatt sie für einen derart nichtigen Wettstreit zu vergeuden. Doch als er bemerkte, dass Sascha über jeden Witz dieses Halunken lachte, rückte er doch damit heraus. »Und das mit Poljarnyje Sori, kennen Sie das?«

»Poljarnyje was?«, fragte der Musiker und wandte sich ihm zu.

»Ich bitte Sie.« Homer lächelte milde. »Im hohen Norden, auf der Kola-Halbinsel, gibt es eine Stadt, die heißt Poljarnyje Sori. Ein gottverlassenes Nest. Bis Moskau sind es eineinhalbtausend Kilometer, bis Petersburg mindestens tausend. Am nächsten gelegen ist Murmansk mit seinen Marinestützpunkten, aber selbst bis dorthin ist es ein ordentlicher Weg.«

»Mit einem Wort: ein Kaff«, kommentierte Leonid schief grinsend.

»Jedenfalls liegt es weit entfernt von irgendwelchen großen Städten, geheimen Fabriken und Militärbasen. Den wichtigsten Zielen. Alle Städte, die unsere Raketenabwehr nicht schützen konnte, zerfielen in Schutt und Asche. Und die anderen, über denen es einen Abwehrschirm gab und wo die Abfangraketen funktionierten.« Homer blickte nach oben. »Nun, das wissen wir ja alle. Aber daneben gab es auch Orte, auf die niemand zielte. Weil sie keinerlei Gefahr darstellten. Wie zum Beispiel Poljarnyje Sori.«

»Die interessieren uns doch jetzt auch nicht mehr«, sagte der Musiker.

»Sollten sie aber«, entgegnete Homer barsch. »Denn unweit von Poljarnyje Sori befindet sich das Atomkraftwerk Kola. Eines der leistungsstärksten im ganzen Land. Es hat seinerzeit praktisch den ganzen Norden Russlands mit Strom versorgt. Millionen von Menschen. Hunderte von

Fabriken. Ich komme selbst aus Archangelsk, also weiß ich, wovon ich spreche. Als Schüler habe ich sogar mal eine Exkursion dorthin gemacht. Es ist eine richtige Festung, ein Staat im Staate. Sie hatten eine eigene kleine Armee dort, eigene Landwirtschaftsflächen und Verarbeitungsbetriebe. Völlig autark waren die. Warum sollte sich ihr Leben nach einem Atomkrieg geändert haben?« Er lächelte traurig.

»Sie wollen damit sagen .«

»Petersburg existiert nicht mehr, Murmansk und Archangelsk ebenso. Millionen von Menschen sind vernichtet worden, Fabriken und Städte zu Staub und Asche verbrannt. Poljarnyje Sori aber hat überlebt. Und auch das AKW ist unversehrt geblieben. Rings herum ist kilometerweit nichts als Schnee. Schnee und Eisfelder, Wölfe und Eisbären. Es gibt keinerlei Verbindung zum Zentrum. Und sie haben genug Brennstoff, um eine große Stadt einige Zeit am Leben zu erhalten. Das heißt, für sich und vielleicht noch für das nächste Umland haben die auf hundert Jahre hinaus ausgesorgt. Die überwintern leicht.«

»Eine Arche«, flüsterte Leonid. »Und als die Sintflut vorüber war und das Wasser zurückging, kam vom Berg Ararat.«

»Genau.« Der Alte nickte ihm zu.

»Woher wissen Sie das alles?« Die Stimme des Musikers klang auf einmal weder ironisch noch gelangweilt.

»Ich habe mal als Funker gearbeitet«, erwiderte Homer ausweichend. »Und ich wollte unbedingt Überlebende in meiner Heimatregion ausfindig machen.«

»Werden die dort wirklich aushalten, so hoch im Norden?«

»Da bin ich mir sicher. Allerdings hatte ich das letzte Mal vor zwei Jahren Kontakt. Aber denken Sie nur, was das bedeutet: Strom und Wärme für ein ganzes Jahrhundert. Mit medizinischen Geräten, mit Computern, mit elektronischen

Bibliotheken auf CD-ROMs. Woher sollten Sie das auch wissen? In der gesamten Metro gibt es ja nur zwei PCs, und auch die sind nur noch Spielzeug. Dabei ist das hier die Hauptstadt.« Homer lächelte bitter. »Sollten sonst noch irgendwo Menschen überlebt haben -nicht vereinzelt, sondern in ganzen Siedlungen -, so herrscht dort doch längst wieder das 17. Jahrhundert, wenn nicht gar die Steinzeit. Kienspäne, Viehzucht, Schamanentum. Jeder Dritte stirbt bei der Geburt. Abakus und Schrifttum auf Birkenrinden. Es gibt nichts außer dem eigenen Gehöft und ein, zwei benachbarten Weilern. Eine menschenleere Ödnis. Wölfe, Bären, Mutanten. Schließlich beruht die gesamte moderne Zivilisation auf elektrischer Energie.« Er räusperte sich und sah sich um. »Wenn der Strom ausfällt, gehen die Stationen hier unten zugrunde, und das war's. Milliarden von Menschen haben in Jahrhunderten unsere Zivilisation aufgebaut, und plötzlich ist alles dahin. Homo sapiens darf wieder von vorne anfangen. Nur wer weiß, ob wir es diesmal schaffen? Und jetzt stellen Sie sich vor: In einer solchen Situation bekommt eine Handvoll Leute auf einmal eine Gnadenfrist von einem ganzen Jahrhundert! Sie haben recht: Es ist eine Arche Noah. Ein fast unbegrenzter Vorrat an Energie. Öl muss ja erst gefördert und verarbeitet werden, nach Gas muss man bohren und es Tausende Kilometer weit pumpen. Also zurück zur Dampfmaschine? Oder noch weiter?« Er nahm Saschas Hand. »Ich sage dir, den Menschen droht keine Gefahr. Sie sind zählebig wie die Küchenschaben. Aber die Zivilisation . die muss man bewahren.«

»Gibt es denn dort eine Zivilisation?«

»Seien Sie unbesorgt. Die Atomingenieure sind unsere technische Intelligenz. Die Bedingungen sind dort sicher besser als bei uns. In den zwei Jahrzehnten ist Poljarnyje Sori ziemlich gewachsen. Sie haben einen Dauerfunkspruch

abgegeben: ‚An alle Überlebenden.‘ Mit ihren Koordinaten. Es heißt, dass dort immer noch Leute ankommen.«

»Warum habe ich nie davon gehört?«, murmelte der Musiker.

»Nur wenige wissen davon. Von hier aus ist ihre Wellenlänge schwer reinzukriegen. Aber versuchen Sie es ruhig einmal, wenn Sie ein paar freie Jahre erübrigen können.« Homer grinste. »Codewort ‚Letzter Hafen‘.«

Leonid schüttelte den Kopf. »Ich müsste es eigentlich wissen. Ich sammle solche Fälle. Ist denn dort wirklich alles friedlich abgelaufen?«

»Wie soll ich sagen. Rund rum ist nichts als Schnee und Eis, und wenn es in der Nähe noch Dörfer und Kleinstädte gab, so sind diese schnell verwildert. Es ist schon vorgekommen, dass irgendwelche Barbaren angegriffen haben. Und natürlich auch wilde Tiere, wenn man diese so nennen kann. Aber sie hatten immer ausreichend Waffen. Rund um die Uhr Verteidigungsbereitschaft und überall Außenposten. Elektrisch geladener Stacheldraht, Wachtürme. Wie gesagt, eine Festung. Im ersten Jahrzehnt, mit noch frischem Schwung, haben sie einen Palisadenzaun hochgezogen. Außerdem haben sie die Umgebung erforscht. Sie kamen bis Murmansk, immerhin zweihundert Kilometer weit. Anstelle der Stadt gibt es dort nur noch einen riesigen verkohlten Trichter. Sie wollten auch eine Expedition nach Süden machen, Richtung Moskau, ich habe ihnen aber davon abgeraten. Wozu das Risiko? Sobald die Strahlung zurückgeht, können sie neue Landstriche erobern. Aber einstweilen ist bei uns nichts zu holen. Ein Friedhof, nichts weiter.« Homer seufzte.

»Es wäre schon sehr merkwürdig«, sagte Leonid, »wenn die Menschheit, nachdem sie sich erst durch das Atom vernichtet hat, sich eben dadurch rettet.«

»Sehr merkwürdig.« Der Alte blickte ihn finster an.

»Es ist wie bei Prometheus, als er das Feuer stahl. Die Götter hatten ihm verboten, den Menschen das Feuer zu bringen. Aber er wollte die Menschen aus dem Schmutz herausholen, aus Dunkelheit und Kälte...«

»Ich hab's gelesen«, unterbrach Homer giftig. »‘Die Mythen und Legenden des Alten Griechenlands‘.«

»Ein prophetischer Mythos. Nicht umsonst waren die Götter dagegen. Sie wussten, wie alles enden würde.«

»Aber es war das Feuer, das den Menschen zum Menschen machte.«

»Sie wollen damit sagen, dass er ohne Strom wieder zum Tier wird?«

»Ich will damit sagen, dass wir ohne Strom um zweihundert Jahre zurückgeworfen werden. Und wenn man bedenkt, dass nur einer von tausend überlebt hat und dass alles wieder aufgebaut, erschlossen und erforscht werden muss, wahrscheinlich eher um fünfhundert Jahre. Vielleicht holen wir das auch nie mehr auf. Oder sind Sie da anderer Meinung?«

»Nein, nein«, erwiderte Leonid. »Aber geht es denn wirklich nur um den Strom?«

»Worum denn sonst?« Vor Erregung warf Homer die Arme in die Luft.

Der Musiker musterte ihn mit einem langen, seltsamen Blick und zuckte mit den Schultern.

Das Schweigen zog sich in die Länge. Homer hatte das Ende ihres Gesprächs als Sieg empfunden: Endlich hatte das Mädchen aufgehört, den dreisten Kerl mit den Augen zu verschlingen, und war in Gedanken versunken. Es war nicht mehr weit bis zur Station, als Leonid auf einmal sagte: »Na schön. Dann erzähle ich euch auch mal eine Geschichte.«

Homer setzte eine erschöpfte Miene auf, nickte aber gnädig.

»Auf der anderen Seite der Sportiwnaja, noch vor der zerstörten Sokolnitscheski-Brücke, zweigt angeblich eine Spur vom Haupttunnel ab und endet in einer Sackgasse. Es gibt ein Gitter dort und dahinter ein verschlossenes Sicherheitstor. Mehrfach hat man versucht, das Tor zu öffnen, aber immer ohne Erfolg. Praktisch alle Abenteurer, die sich dorthin aufmachten, kamen nie wieder zurück. Ihre Leichen hat man später an ganz anderen Orten der Metro gefunden.«

Homer verzog das Gesicht. »Die Smaragdene Stadt?«

»Es ist ja bekannt«, fuhr Leonid unbeirrt fort, »dass die Sokolnitscheski-Metrobrücke schon am ersten Tag eingestürzt ist. Das heißt, dass alle Stationen dahinter von der Metro abgeschnitten sind. Allgemein geht man davon aus, dass auf der anderen Seite niemand überlebt hat, obwohl es dafür keinerlei Beweise gibt.«

Homer winkte ungeduldig ab. »Die Smaragdene Stadt.«

»Ebenfalls bekannt ist, dass die Moskauer Universität auf weichem Grund gebaut wurde. Das riesige Gebäude war nur stabil, weil gewaltige Kältemaschinen im Keller den sumpfigen Boden in gefrorenem Zustand hielten. Ansonsten wäre es längst in den Fluss hinabgerutscht.«

»Ein abgedroschenes Argument«, warf der Alte ein. Er begriff, worauf Leonid hinauswollte.

»Über zwanzig Jahre sind vergangen, aber das verlassene Gebäude steht noch immer an Ort und Stelle.«

»Weil das alles ein Märchen ist, deshalb!«

»Gerüchten zufolge befindet sich unter der Universität nicht nur irgendein Keller, sondern ein großer strategischer Luftschutzbunker, zehn Stockwerke tief. Dort stehen die Kältemaschinen und - was noch wichtiger ist - auch ein eigener Atomreaktor, Wohnräume und Verbindungsgänge zu den nächstgelegenen Metrostationen und sogar zur Metro-2.«

Leonid sah Sascha mit großen, furchterregenden Augen an, so dass diese lachen musste.

»Alles kalter Kaffee«, kommentierte Homer abschätzig.

»Angeblich soll sich dort eine ganze unterirdische Stadt befinden«, setzte der Musiker mit verträumter Stimme fort. »Eine Stadt, deren Bewohner keineswegs gestorben sind, sondern es sich zur Aufgabe gemacht haben, in mühevoller Kleinarbeit das verlorengegangene Wissen wieder einzusammeln und dem Schönen zu dienen. Sie scheuen keine Mittel, um Expeditionen in noch erhaltene Galerien, Museen und Bibliotheken an der Oberfläche zu unternehmen. Bei der Erziehung ihrer Kinder legen sie größten Wert darauf, dass diese ein klares Gefühl für Schönheit entwickeln. Friede und Harmonie herrschen dort, ihre einzige Ideologie ist die Aufklärung, die einzige Religion die Kunst. Dort sind die Wände nicht nur mit zwei hässlichen Ölfarben gestrichen, sondern mit wunderbaren Fresken bemalt. Aus den Lautsprechern tönen nicht Befehle und Alarmsirenen, sondern Berlioz, Haydn und Tschaikowsky. Stellt euch nur vor: Jeder der Bewohner kann aus dem Kopf Dante zitieren. Nur deshalb sind die Menschen dort so geblieben wie früher. Oder nein, nicht wie im 21. Jahrhundert, sondern eher wie in der Antike. Na ja, Sie haben ja die ‚Mythen und Legenden‘ gelesen.« Leonid lächelte den Alten an, als halte er ihn für leicht begriffsstutzig. »Frei, mutig, schön und weise. Gerecht und edel.«

»Hab ich noch nie gehört!« Homer hoffte nur, dass der schlaue Teufel ihm damit nicht das Mädchen einfing.

»In der Metro heißt dieser Ort ‚Smaragdene Stadt‘. Seine Bewohner jedoch bevorzugen angeblich eine andere Bezeichnung.« »Die da wäre?«, schnappte Homer. »Arche.« »Blödsinn! Völliger Blödsinn!« Der Alte schnaubte und wandte sich ab. »Natürlich«, sagte der Musiker. »Es ist ja nur eine Geschichte.«

An der Dobryninskaja herrschte Chaos.

Homer blickte sich nach allen Seiten um, verblüfft und ängstlich zugleich: War es eine Täuschung? Konnte sich so etwas an einer Ringstation abspielen? Es sah aus, als hätte jemand kurz zuvor der Hanse den Krieg erklärt.

Aus dem Tunnel neben ihnen ragte eine Transportdraisine hervor, darauf ein paar Leichen, willkürlich übereinandergeschichtet. Militärsanitäter mit Schürzen hievt sie herunter und legten sie auf einem Stück Zeltbahn ab. Einer fehlte der Kopf, andere hatten entstellte Gesichter, wieder anderen quollen die Gedärme hervor .

Homer hielt Sascha die Augen zu. Leonid atmete schwer und wandte sich ab.

»Was ist passiert?«, fragte einer der Männer aus ihrem Begleitschutz einen Sanitäter.

»Unsere Wachleute beim Großen Verteiler hat's erwischt. Alle bis zum letzten tot. Keine Überlebenden. Und niemand weiß, wer's war.« Der Sanitäter wischte sich die Hände an seiner Schürze ab. »Hast du mal was zum Rauchen? Meine Hände zittern so.«

Der Große Verteiler, auch Haupt-Zubringer genannt, war ein spinnenartiges Gleissystem, das hinter der Pawelezkaja-Radialstation abzweigte und gleich vier Linien miteinander verband: den Ring, die graue, die orangene und die grüne Linie.

Homer hatte gehant, dass Hunter diesen Weg wählen würde. Es war der kürzeste. Allerdings wurde er stets von starken Einheiten der Hanse bewacht.

Wozu dieses Blutvergießen? Hatten sie als Erste das Feuer auf ihn eröffnet? Oder ihn in der Dunkelheit gar nicht kommen sehen? Wo war er jetzt? Oh Gott, da lag noch ein Kopf . Warum hatte er das getan?

Homer dachte an den zersprungenen Spiegel und an Saschas Worte. Sollte sie recht gehabt haben? Vielleicht kämpf-

fte der Brigadier gegen sich selbst, vielleicht wollte er ja eigentlich unnötige Morde vermeiden, hatte sich aber nicht in der Gewalt . Hatte er den Spiegel zerschlagen, um den hässlichen, furchtbaren Menschen zu vernichten, in den er sich allmählich verwandelte?

Nein. Hunter hatte in dem Spiegel keinen Menschen, sondern ein Ungeheuer erblickt. Er hatte es zu erledigen versucht, doch dabei nur das Glas zersplittert, so dass aus der einen Spiegelung ein ganzes Dutzend geworden war.

Aber was, wenn . Homer blickte den Sanitätern nach, wie sie die letzte von acht Leichen von der Draisine auf den Bahnsteig trugen . Was, wenn ihm aus dem Spiegel ein verzweifelter Mensch entgegeblickt hatte? Der alte Hunter?

Was, wenn jener - der andere, der monströse - bereits herausgekommen war und die Führung übernommen hatte?

14

WAS NOCH?

Was macht den Menschen eigentlich zum Menschen? Mehr als eine Million Jahre zieht er durch diese Welt. Die magische Transformation, die dieses intelligente Herdentier zu etwas völlig Neuem werden ließ, hat sich jedoch erst vor etwa zehntausend Jahren vollzogen. Man denke nur: 99 Prozent seiner Geschichte hat er sich in Höhlen gedrängt und rohes Fleisch gekaut, außerstande sich zu wärmen, Werkzeug oder gar Waffen zu entwickeln, nicht einmal richtig sprechen konnte er. Auch in seinen Empfindungen unterschied er sich kaum von Affen oder Wölfen: Hunger, Angst, Bindung, Fürsorge, Befriedigung.

Wie hat er nur in wenigen Jahrhunderten gelernt zu bauen, zu denken und seine Gedanken aufzuschreiben? Die ihn umgebende Materie zu verändern, zu erfinden? Warum begann er auf einmal zu zeichnen, wie entdeckte er die Musik? Wie konnte er sich die Erde unterwerfen und sie nach

seinen Bedürfnissen umgestalten? Was war es, das dieses Tier vor zehntausend Jahren hinzubekam?

Das Feuer? Es verlieh dem Menschen die Fähigkeit, Licht und Wärme zu zähmen und beides in unbewohnbare, kalte Gegenden zu tragen. Endlich konnte er seine Beute magenfreundlich zubereiten. Aber was änderte das? Gut, es gestattete ihm, seine Ländereien auszudehnen. Doch die Ratten haben auch ohne Feuer den ganzen Planeten besiedelt.

Nein, es war nicht das Feuer, jedenfalls nicht allein, da hatte der Musikant recht. Also musste es noch etwas geben. Aber was?

Die Sprache? Das ist zweifellos ein Unterschied zu den anderen Tieren. Wenn rohe Gedanken zu Wortbrillanten geschliffen werden und schließlich zu einer allgemeinen, überall im Umlauf befindlichen Währung werden. Dabei geht es nicht einmal so sehr darum, das auszudrücken, was sich in deinem Kopf abspielt, sondern vielmehr um die Fähigkeit, es zu ordnen, instabile, wie geschmolzenes Metall fließende Bilder in eine feste Form zu gießen. Die Klarheit und Nüchternheit des Geistes zu wahren, Anweisungen und Wissen exakt und eindeutig weiterzugeben. Daher auch die Fähigkeit, sich zu organisieren, zu unterwerfen, Armeen zusammenzustellen und Staaten zu bilden.

Doch Ameisen kommen ganz ohne Worte aus. Auf einer für den Menschen kaum wahrnehmbaren Ebene erschaffen sie riesige Konglomerate, leben in den komplexesten Hierarchien, teilen einander mit größter Exaktheit Informationen und Befehle mit, stellen mit eiserner Disziplin tausendköpfige, furchtlose Legionen, die sie in unhörbaren, aber gnadenlosen Kriegen aufeinanderhetzen.

Oder sind es die Buchstaben? Ohne die wir nicht in der Lage wären, unser Wissen zu speichern? Diese Ziegelsteine, aus denen sich der himmelstürmende babylonische Turm

der menschlichen Zivilisation zusammensetzt? Ohne die alle Weisheit, die die Menschheit je erringt, wie ungebrannter Lehm zerfließen und zerspringen, unter dem eigenen Gewicht zusammensinken und zu Staub zerfallen würde? Ohne Buchstaben würde jede Generation den großen Turm von neuem zu bauen beginnen, würde sie sich ihr ganzes Leben lang an den Ruinen derselben Lehmhütte abrackern und schließlich krepieren, ohne auch nur ein einziges neues Stockwerk errichtet zu haben.

Erst die Buchstaben - die Schrift - ermöglichten es dem Menschen, das angehäuften Wissen aus seinem engen Schädel hinauszubefördern und unverfälscht für die Nachkommen aufzubewahren. So wurde er endlich von dem Schicksal erlöst, längst Entdecktes immer wieder von neuem entdecken zu müssen, und war in der Lage, auf einem festen, von seinen Vorfahren überlieferten Fundament etwas Eigenes zu errichten.

Doch war das alles?

Könnten die Wölfe schreiben, wäre ihre Zivilisation so ähnlich wie die des Menschen? Hätten sie denn überhaupt eine Zivilisation?

Ein satter Wolf verfällt in eine wohlige Trägheit, er liebkost seine Artgenossen und spielt mit ihnen, bis ihn sein knurrender Magen weiterrückt. Einen satten Menschen überkommt dagegen ein völlig anders geartetes Gefühl: Er wird melancholisch. Es ist eine unfassbare, unerklärliche Regung, die ihn dazu bringt, stundenlang die Sterne zu betrachten, die Wände seiner Höhle mit Ocker zu bepinseln, den Bug seines Kampfbootes mit geschnitzten Figuren zu dekorieren, in jahrhundertelanger Schwerstarbeit steinerne Kolosse zu errichten, anstatt die Festungsmauern zu verstärken, und sein Leben lang an der Verfeinerung seiner poetischen Meisterschaft zu arbeiten, anstatt sich in der Kunst der Schwertführung zu üben.

Es ist diese Regung, die einen ehemaligen Hilfszugführer dazu bringt, die wenigen ihm verbliebenen Jahre der Lektüre und der Suche zu widmen, der Suche und dem Versuch, etwas niederzuschreiben . Etwas Besonderes . Um diese Sehnsucht zu befriedigen, lauscht das einfache, arme Volk den fahrenden Geigern, halten sich Könige eigene Troubadoure oder Hofmaler, betrachtet ein im Unterirdischen geborenes Mädchen lange ein bemaltes Teepäckchen. Es ist ein undeutliches, aber machtvolles Rufen, das sogar die Stimme des Hungers zu übertönen vermag - und das nur der Mensch vernimmt.

Ist es nicht gerade dieses Rufen, das über das Spektrum der tierischen Empfindungen hinausgeht und dem Menschen erst die Fähigkeit gibt zu träumen, die Kühnheit zu hoffen und den Mut zu verzeihen? Liebe und Mitleid, also jene Gefühle, die der Mensch so oft für seine besonderen Eigenschaften hält, hat nicht er entdeckt. Auch ein Hund ist fähig, zu lieben und mitfühlend zu sein: Ist sein Herrchen krank, so weicht er nicht von seiner Seite und winselt. Sogar Sehnsucht legt er an den Tag und ist in der Lage, den Sinn seines Lebens in einem anderen Wesen zu sehen: So mancher Hund ist beim Tode seines Herrchens selbst bereit zu sterben, nur um bei ihm zu bleiben. Aber träumen kann der Hund nicht.

Dann ist es also die Sehnsucht nach dem Schönen und die Fähigkeit, es zu schätzen? Diese erstaunliche Fähigkeit, sich an einer Farbkomposition zu erfreuen, an Klangreihen, gebrochenen Linien und elegant gebauten Sätzen? Ihnen ein süßes und zugleich schmerzliches Klingen der Seele zu entlocken, das jedes Herz erfasst -selbst ein verfettetes, von Schwielen überzogenes, völlig vernarbtes - und es von seinen Geschwüren befreit?

Vielleicht. Doch nicht nur das.

Um die Gewehrschüsse und verzweifelten Schreie gefesselter nackter Menschen zu übertönen, haben gewisse Menschen großartige Wagneroperen mit voller Lautstärke abspielen lassen. Und das war kein Widerspruch: Das eine untertrich nur das andere.

Was also noch?

Selbst wenn der Mensch in dieser Hölle als biologische Art überlebt, wird er diesen zerbrechlichen, kaum wahrnehmbaren, aber zweifellos realen Bestandteil seiner Natur bewahren? Wird er diesen besonderen Funken erhalten können, der vor zehntausend Jahren das halb verhungerte Tier mit dem trüben Blick zu einem Wesen einer anderen Ordnung machte? Zu einem Wesen, das der seelische Hunger noch viel mehr quält als der körperliche. Einem schwankenden Wesen, ewig hin- und hergerissen zwischen geistiger Größe und Niedrigkeit, zwischen unerklärlicher, für ein Raubtier eigentlich ausgeschlossener Gnade - und unverzeihlicher Grausamkeit, wie sie nicht einmal in der seelenlosen Welt der Insekten ihresgleichen kennt. Einem Wesen, das herrliche Schlösser errichtet und unglaubliche Gemälde erschafft, das sich in der Fähigkeit, Schönes zu synthetisieren, mit dem Schöpfer selbst misst - und auf der anderen Seite Gaskammern und Wasserstoffbomben erfindet, um das Erschaffene wieder zu annihilieren und seinesgleichen möglichst ökonomisch zu vernichten. Einem

Wesen, das am Strand eifrig Sandburgen baut, um sie sodann aus einer Laune heraus zu zerstören. Einem Wesen, das keinerlei Grenzen kennt, das ängstlich ist und zugleich überschäumend, außerstande, seinen prekären Hunger zu stillen, und doch sein ganzes Leben nichts anderes versucht. Einem Menschen.

Wird dieser Funke in ihm, von ihm bleiben?

Oder wird er in der Vergangenheit verschwinden als ein kurzer Ausschlag im Diagramm der Geschichte? Wird der

Mensch nach dieser seltsamen - auf die Dauer seiner Existenz gerechnet - einprozentigen Abweichung also wieder zurückgeworfen in ewige Abstumpfung, in eine zeitlose Routine, in der ungezählte Generationen, die Augen zu Boden gerichtet, wiederkäuend, aufeinander folgen und zehnhundert-, fünfhunderttausend Jahre gleichermaßen unbeachtet vergehen?

Was noch?»

»Ist das wahr?»

»Was denn?» Leonid lächelte sie an.

»Das mit der Smaragdenen Stadt? Mit der Arche? Dass es so einen Ort in der Metro gibt?» Saschas Stimme klang nachdenklich; sie hatte den Blick auf ihre Füße gerichtet.

»Es gibt solche Gerüchte.«

»Ich würde das gerne mal sehen. Weißt du, als ich dort oben herumging, tat es mir um die Menschen leid. Wegen eines einzigen Fehlers wird es nie wieder so sein wie früher. Dabei war es so schön . glaube ich zumindest.«

»Wegen eines einzigen Fehlers? Nein, wegen eines Kapitalverbrechens. Die ganze Welt zu zerstören, sechs Milliarden Menschen umzubringen -lässt sich das noch als Fehler bezeichnen?»

»Trotzdem. Haben du und ich etwa nicht verdient, dass man uns verzeiht? Jeder verdient das. Jeder hat das Recht auf eine Chance, sich und alles zu ändern, es von neuem zu versuchen, noch einmal, und wenn es das letzte Mal ist.« Sascha schwieg eine Weile, dann sagte sie: »Ich würde so gerne sehen, wie dort alles in Wirklichkeit aussieht. Früher hat es mich nicht interessiert. Früher hatte ich einfach Angst, und mir kam dort alles so hässlich vor. Aber anscheinend bin ich einfach immer nur an der falschen Stelle nach oben gegangen. Wie dumm . Die Stadt dort oben ist wie mein früheres Leben. Sie hat keine Zukunft. Nur Erinnerungen, und selbst die sind fremd. Nur Gespenster. Ich

habe etwas sehr Wichtiges begriffen, als ich dort oben war, weißt du .« Sie suchte nach Worten. »Die Hoffnung ist wie das Blut in deinen Adern. Solange es fließt, lebst du. Ich will weiter hoffen.«

»Und was willst du in der Smaragdenen Stadt?«, fragte Leonid.

»Ich will sehen, fühlen, wie das Leben früher war. Du hast es doch selbst gesagt. Dort sind die Menschen wahrscheinlich wirklich ganz anders. Sie haben das Gestern noch nicht vergessen, und sie werden ganz sicher ein Morgen haben. Also müssen sie ganz, ganz anders sein.«

Sie gingen ohne Hast die Dobryninskaja entlang. Noch immer ließen die Wachleute sie nicht aus den Augen. Homer hatte sie schweren Herzens verlassen, um beim Stationsvorsteher vorzusprechen; er war schon seit geraumer Zeit fort. Von Hunter fehlte nach wie vor jede Spur.

Dann, in dem marmornen Mittelgang der Dobryninskaja, hatte Sascha eine seltsame Erkenntnis: Die großen, innen ausgekleideten Bögen, durch die man zu den Gleisen gelangte, wechselten sich hier mit kleinen, dekorativen Reliefbögen ab. Immer ein großer, dann ein kleiner Bogen, wieder ein großer und wieder ein kleiner. Wie Mann und Frau, die sich an den Händen hielten, Mann und Frau, Mann und Frau . Und auf einmal spürte sie das Verlangen nach der breiten und starken Hand eines Mannes, in die sie ihre eigene legen konnte. Um sich darin nur ein wenig zu verbergen.

»Auch hier kann man ein neues Leben beginnen«, sagte Leonid und zwinkerte ihr zu. »Man muss nicht unbedingt woanders hingehen auf der Suche nach etwas . Manchmal genügt es, sich einfach umzusehen.«

»Und was sehe ich da?«

»Mich.« Er senkte den Blick mit gespielter Bescheidenheit.

»Ich habe dich schon gesehen. Und gehört.« Nun endlich lächelte Sascha zurück. »Deine Musik gefällt mir sehr, wie allen. Brauchst du denn gar keine Patronen? Du hast so viele davon hergegeben, um uns durchzuschleusen.«

»Ich brauche nur so viele, dass es fürs Essen reicht. Ich habe immer genug. Für Geld zu spielen ist Blödsinn.«

»Warum spielst du dann?«

»Wegen der Musik.« Er lachte. »Wegen der Menschen. Nein, nicht ganz.

Wegen dem, was die Musik mit den Menschen macht.«

»Was macht sie denn mit ihnen?«

»Alles, was du willst«, erwiderte Leonid, diesmal wieder ernst. »Ich habe eine, die Liebe entfacht, und eine, die zu Tränen rührt.«

Sascha blickte ihn misstrauisch an. »Und die, die du letztes Mal gespielt hast?

Die, die keinen Namen hat. Was ruft sie hervor?«

»Die?« Er piffte die Einleitung. »Gar nichts. Sie nimmt nur den Schmerz.«

»He, Alter!«

Homer schloss sein Buch und rutschte auf der unbequemen Holzbank hin und her. Der Diensthabende thronte hinter einem kleinen Schreibtisch, das fast vollständig von drei alten schwarzen Telefonen ohne Tasten oder Wählscheiben besetzt war. Auf einem der Apparate blinkte ein rotes Lämpchen.

»Andrej Andrejewitsch lässt bitten. Du hast zwei Minuten, also rede nicht lang rum, sondern komm gleich zur Sache.«

Homer stöhnte. »Zwei Minuten reichen nicht.«

Der Diensthabende zuckte mit den Schultern. »Ich habe dich gewarnt.«

Selbst fünf Minuten würden nicht ausreichen - Homer wusste weder, wo er anfangen und aufhören sollte, noch,

wonach er fragen oder worum er bitten wollte. Außer dem Chef der Dobryninskaja gab es jedoch niemanden, an den er sich jetzt wenden konnte.

Uniformmantel, hörte dem Alten nicht lange zu.

»Bist du von Sinnen? Ich habe hier einen Ausnahmezustand, acht meiner Männer sind hin, und da kommst du mir mit irgendwelchen Epidemien! Es gibt hier nichts dergleichen! Schluss jetzt, du hast mir schon genug Zeit gestohlen! Entweder, du ziehst sofort Leine.«

Wie ein Pottwal, der aus dem Wasser springt, riss der Stationsvorsteher seinen Wanst in die Höhe, dass der Tisch, an dem er saß, beinahe umgefallen wäre. Der Diensthabende blickte fragend durch die Tür herein.

Homer erhob sich ebenfalls verwirrt von dem harten, niedrigen Besucherstuhl. »Ich gehe schon. Aber warum haben Sie Streitkräfte an die Serpuchowskaja geschickt?«

»Was geht dich das an?«

»An der Station heißt es.«

»Was, was? Es reicht. Dass du mir hier keine Panik schürst. Pavel, ab mit ihm in den Affenkäfig!«

Einen Augenblick später wurde Homer ins Vorzimmer gezerrt. Von dort schleppte der Wachmann den widerspensigen Alten in einen engen Korridor, wobei er ihm abwechselnd gut zuredete - und ihm eine aufs Maul gab.

Bei einer Ohrfeige flog Homer die Atemmaske vom Gesicht. Er versuchte die Luft anzuhalten, doch dann bekam er einen Schlag in den Magen und begann krampfhaft zu husten.

Der Pottwal tauchte auf der Schwelle seines Büros auf. Er füllte die gesamte Türöffnung aus. »Da soll er erst mal sitzen. Wir sehen dann später weiter.« Dann knurrte er den nächsten Besucher an. »Und wer bist du? Bist du angemeldet?«

Homer blickte sich nach dem Fremden um. Drei Schritte von ihm entfernt stand Hunter, reglos und mit gekreuzten Armen. Er trug eine enge, fremde Uniform, sein Gesicht war im Schatten des geöffneten Visiers nicht zu sehen. Er schien den Alten nicht zu erkennen und sich nicht einmischen zu wollen. Homer hatte erwartet, dass er wie ein Fleischer von oben bis unten vor Blut triefte, doch der einzige dunkelrote Fleck auf der Kleidung des Brigadiers stammte von dessen eigener Wunde.

Hunters steinerner Blick glitt zum Stationsvorsteher hinüber -und plötzlich bewegte er sich langsam auf ihn zu, als wollte er durch ihn hindurch in dessen Büro gehen.

Dieser reagierte zuerst wie vor den Kopf geschlagen, dann begann er vor sich hin zu murmeln, wich zurück und machte den Weg frei. Der Wachmann, der Homer immer noch am Kragen hatte, hielt unschlüssig inne.

Hunter folgte dem Fettsack ins Innere und brachte ihn mit einem raubtierartigen Fauchen zum Schweigen. Dann flüsterte er ihm etwas ins Ohr, das wie ein Befehl klang.

Der Diensthabende hatte den Alten stehengelassen und war über die Türschwelle getreten. Einen Augenblick später prallte er durch die Türöffnung zurück, gefolgt von einem Schwall schmutziger Flüche - die Stimme des Stationsvorstehers kreischte fast. »Und lass diesen Provokateur in Ruhe!«, schrie er, als stünde er unter Hypnose.

Rot vor Scham zog der Diensthabende die Tür hinter sich zu, schleppte sich zu seinem Platz am Eingang und vergrub das Gesicht in einem auf Einwickelpapier gedruckten Nachrichtenblatt. Als Homer entschlossen an seinem Tisch vorbei auf das Büro des Vorstehers zuing, verbarg sich der Mann nur noch tiefer hinter seiner Zeitung - als ob ihn das alles überhaupt nichts mehr angehe.

Erst jetzt, als er dem fassungslosen Wachhund nochmal einen triumphierenden Blick zuwarf, fasste Homer dessen

Telefonapparate etwas genauer ins Auge. Auf dem einen, der so unablässig vor sich hin blinkte, klebte ein Stück schmutzig-weißes Heftpflaster, auf das jemand mit blauem Kugelschreiber ein einziges Wort gekritzelt hatte: TULSKA-JA.

»Wir stehen im Kontakt mit dem Orden.« Der verschwitzte Vorsteher der Dobryninskaja knackste mit seinen Fäusten und ließ dabei den Brigadier keinen Moment aus den Augen. »Über diese Operation hat uns niemand informiert. Allein kann ich eine solche Entscheidung nicht treffen.«

»Dann rufen Sie in der Zentrale an«, erwiderte der andere. »Noch haben Sie Zeit, sich mit ihnen abzustimmen. Aber nicht mehr lange.«

»Sie werden mir keine Erlaubnis erteilen. Eine solche Operation gefährdet die Stabilität der Hanse. Sie wissen doch, dass das wichtiger als alles andere ist. Außerdem haben wir die Situation unter Kontrolle.«

»Was für eine Stabilität, zum Teufel? Wenn wir keine Maßnahmen treffen.«

Andrej Andrejewitsch schüttelte störrisch den schweren Kopf. »Die Situation ist stabil. Ich verstehe nicht, was Sie wollen. Alle Ausgänge sind ständig bewacht. Da kommt nicht mal eine Maus durch. Warten wir doch ab, bis sich alles von selbst regelt.«

»Nichts regelt sich von selbst!«, herrschte ihn Hunter an. »Damit erreichen Sie nur, dass die dort versuchen werden, über die Oberfläche zu entkommen, und irgendwann findet einer einen Weg zu uns zurück. Die Station muss ordnungsgemäß gesäubert werden. Ich begreife nicht, warum Sie das nicht schon längst erledigt haben.«

»Aber es könnten doch noch gesunde Menschen dort sein. Wie stellen Sie sich das vor? Dass ich meinen Jungs einfach befehle, die Tulsckaja komplett abzufackeln? Samt dem Zug mit den Sektierern? Vielleicht auch noch die Ser-

puchowskaja gleich dazu? Die Hälfte von denen haben dort doch ihre Huren und uneheliche Kinder! Nein, wissen Sie was? Wir sind hier keine Faschisten. Krieg ist Krieg, aber das hier . Kranke abzuschlachten . Selbst als an der Belorusskaja die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen ist, haben sie die Schweine in verschiedene Ecken gebracht, damit die kranken getötet werden konnten und die gesunden weiterleben durften - man hat sie nicht einfach nur gekeult.«

»Das waren Schweine. Hier geht es um Menschen«, sagte der Brigadier tonlos.

»Nein und nochmals nein.« Der Vorsteher schüttelte erneut den Kopf, dass der Schweiß spritzte. »Ich kann das nicht. Das ist unmenschlich. Wozu soll ich mein Gewissen damit belasten? Damit ich später Alpträume kriege?«

»Sie müssen überhaupt nichts tun. Dafür gibt es Leute, die keine Alpträume haben. Lassen Sie uns nur Ihre Stationen passieren. Mehr nicht.«

»Ich habe Kuriere zur Polis geschickt. Die sollen sich nach einem Impfstoff erkundigen.« Andrej Andrejewitsch wischte sich mit dem Ärmel die Stirn. »Wir haben die Hoffnung, dass....«

»Es gibt keinen Impfstoff. Und keine Hoffnung. Hören Sie endlich auf, den Kopf in den Sand zu stecken. Warum sehe ich hier keine Sanitätstruppen aus der Zentrale? Warum weigern Sie sich, dort anzurufen und grünes Licht für die Kohorte des Ordens anzufordern?«

Der Stationsvorsteher schwieg. Er versuchte die Knöpfe seines Mantels zu schließen, fummelte mit seinen feuchten Fingern daran herum und gab schließlich auf. Dann trat er an einen abgewetzten Geschirrschrank, schenkte sich einen stark riechenden Likör in ein kleines Glas und trank es mit einem Mal aus.

Hunter begriff. »Sie haben es ihnen gar nicht gesagt . Dort ist man völlig ahnungslos! An einer Station in Ihrer

Nachbarschaft ist eine Epidemie ausgebrochen, und die Zentrale weiß nichts davon .«

»Es geht um meinen Kopf«, erwiderte der andere heiser. »Eine Seuche an einer angrenzenden Station, das bedeutet das Aus für mich. Weil ich es zugelassen habe. Weil ich nichts getan habe, um das zu verhindern. Weil ich die Stabilität der Hanse gefährdet habe.«

»An einer angrenzenden Station? Etwa an der Serpu-chowskaja?«

»Bislang ist dort noch alles ruhig, aber ich habe zu spät reagiert. Woher sollen wir wissen .«

»Und wie haben Sie den Leuten Ihre Aktionen erklärt? Dass Sie Militäreinheiten an eine unabhängige Station schicken? Und den Tunnel abriegeln?«

»Banditen. Aufständische. Das kommt überall vor. Nichts Besonderes.«

Der Brigadier nickte. »Und jetzt ist es zu spät, alles zuzugeben.«

»Jetzt geht es nicht mehr nur um meine Entlassung.« Andrej Andrejewitsch schenkte sich ein zweites Glas ein und stürzte es sogleich herunter. »Darauf steht die Höchststrafe.«

»Und was jetzt?«

»Ich warte.« Der Vorsteher lehnte sich gegen den Tisch. »Vielleicht passiert ja doch noch etwas.«

»Warum antworten Sie nicht auf die Anrufe?«, sagte Homer plötzlich. »Ihr Telefon klingelt ständig, das sind die von der Tulsckaja. Wer weiß, wie es um sie steht.«

»Nein, es klingelt nicht mehr«, entgegnete der Vorsteher mit erloschener Stimme. »Ich habe den Ton abstellen lassen. Nur das Lämpchen leuchtet noch.

Solange es das tut, sind dort Leute am Leben.«

»Aber warum gehen Sie nicht ran?«, wiederholte Homer wütend.

»Was soll ich den Leuten dort denn sagen?«, kläffte der Vorsteher zurück.

»Dass sie sich gedulden sollen? Dass ich ihnen gute Besserung wünsche? Dass Hilfe unterwegs ist? Dass sie sich alle eine Kugel in den Kopf jagen sollen? Mir hat schon das Gespräch mit den Flüchtlingen gereicht!«

»Halt endlich den Mund«, befahl Hunter leise. »Hör mir lieber zu. In vierundzwanzig Stunden bin ich mit einer Truppe zurück. Ich will, dass man mich an allen Posten ungehindert passieren lässt. Die Serpuchowskaja hältst du geschlossen. Wir gehen bis zur Tulschaja und erledigen unsere Arbeit. Falls nötig, werden wir das auch an der Serpuchowskaja tun. Wir veranstalten einen kleinen Krieg. Die Zentrale brauchst du nicht zu informieren. Du brauchst überhaupt nichts zu tun. Ich Sorge schon selbst dafür, dass die Stabilität wiederhergestellt wird.«

Der Vorsteher nickte schwach. Entkräftet sank er in sich zusammen wie ein löchriger Fahrradschlauch. Er goss sich noch einen Schnaps ein, roch daran, und bevor er das Glas leerte, fragte er leise: »Du wirst bis zum Ellenbogen im Blut wühlen. Schreckt dich das nicht?«

»Blut lässt sich mit Wasser abwaschen«, erwiderte der Brigadier.

Als sie das Büro verließen, holte der Stationsvorsteher tief Luft und rief mit donnernder Stimme den Diensthabenden zu sich. Der stürzte hinein, und die Tür schloss sich krachend hinter ihm.

Homer hatte auf Hunter gewartet. Nun ließ er ihn einige Schritte vorausgehen, dann beugte er sich über das Schreibpult des Wachhabenden, riss den Hörer von dem blinkenden Apparat und hielt ihn gegen sein Ohr. »Hallo! Hallo! Ich höre!«, flüsterte er in die Sprechmuschel.

Stille. Aber die Stille war nicht dumpf, wie bei einem durchgeschnittenen Kabel, sondern eher hohl, als ob je-

mand den Hörer auf der anderen Seite abgehoben hätte, doch jetzt nicht zugehen war, um Homer zu antworten. Als ob dieser jemand am anderen Ende sehr lange auf eine Reaktion gewartet und dann die Geduld verloren hatte. Als ob der Alte mit seiner gebrochenen Stimme in das Ohr eines Toten sprach.

Hunter hatte sich auf der Schwelle umgedreht und warf einen missbilligenden Blick auf Homer. Dieser legte den Hörer vorsichtig wieder zurück und folgte dem Brigadier gehorsam.

»Popow! Popow! Aufstehen! Schnell!«

Die starke Lampe des Kommandeurs strahlte durch die Lider und setzte das Hirn über seinen Pupillen in Brand. Eine kräftige Hand schüttelte ihn an der Schulter, dann fuhr sie mit heftigem Schwung über Artjoms unrasiertes Gesicht. Dieser öffnete mühsam die Augen, rieb sich die brennende Wange, sprang von seiner Liege, stellte sich stramm und salutierte.

»Wo ist deine Waffe? Schnapp sie dir und dann mir nach!«

Schon seit Tagen schliefen sie alle in Uniform. Artjom wickelte seine Kalaschnikow aus, die ihm, mit einem Stofffetzen umhüllt, als Kissen gedient hatte, und trottete müde hinter dem Kommandeur her. Wie lange hatte er geschlafen? Eine Stunde? Zwei? Sein Kopf dröhnte, die Kehle fühlte sich trocken an.

»Es geht los«, rief ihm der Kommandeur über die Schulter zu. Artjom roch seine Fahne.

»Was geht los?«, fragte er ängstlich.

»Das wirst du gleich sehen. Da hast du ein Ersatzmagazin. Du wirst es brauchen.«

Die geräumige, säulenlose Tuskaja, die aussah wie der obere Teil eines riesigen Tunnels, lag fast ganz im Dunkeln. Nur an ein paar Stellen zuckten schwache Lichtstrahlen auf;

sie bewegten sich völlig plan- und sinnlos hin und her, als ob Kinder oder Affen die Lampen hielten. Doch woher sollten auf einmal Affen hier auftauchen?

Mit einem Mal war Artjom hellwach. Er begriff sofort, was los war, und begann fieberhaft sein Sturmgewehr zu kontrollieren. Sie hatten nicht standgehalten! Oder war es noch nicht zu spät?

Aus der Wachstube kamen, schlaftrunken und heiser, zwei weitere Kämpfer herausgelaufen und schlossen sich ihnen an. Der Kommandeur trommelte also unterwegs die letzten Reserven zusammen, jeden, der sich noch auf den Beinen hielt und eine Waffe tragen konnte. Einige von ihnen husteten bereits.

Durch die schwere, verbrauchte Luft drang ein seltsames, unheilvolles Geräusch an ihre Ohren. Kein Schrei, kein Heulen, kein Befehl - ein Stöhnen aus Hunderten von Kehlen, gequält, voller Verzweiflung und Grauen. Ein Stöhnen, eingerahmt von einem kargen, metallischen Klappern und Knirschen, das gleichzeitig aus zwei, drei, zehn verschiedenen Richtungen kam.

Auf dem Bahnsteig war eine riesige Barrikade aus zerrissenen und eingefallenen Zelten, umgestürzten Blechkabinen, Waggonteilen, Sperrholzplatten und irgendwelchem Hausrat errichtet. Der Kommandeur bahnte sich seinen Weg durch die Schrotthaufen wie ein Eisbrecher. In seinem Kielwasser folgten unsicheren Schrittes Artjom und die anderen.

Auf dem rechten Gleis zeichnete sich in der Dunkelheit ein nicht mehr ganz vollständiger Metrozug ab. Das Licht in beiden Waggons war gelöscht, die geöffneten Türen hastig mit Teilen von Absperrgittern vernagelt worden. Im Inneren jedoch brodelte und kochte eine furchtbare Menschenmenge hinter den dunklen Fensterscheiben. Dutzende von Händen hatten die glatten Gitterstäbe gepackt, rissen

daran, schaukelten und lärmten. An jeder der Eingangstüren waren Scharfschützen in Gasmasken postiert, die von Zeit zu Zeit auf die schwarzen, weit aufgerissenen Mäuler zusprangen und die Gewehrkolben hoben, ohne jedoch zuzuschlagen, geschweige denn zu schießen. An einer anderen Stelle versuchten die Wachleute die wogende Masse zu beschwichtigen.

Begriffen die Menschen in den Waggonen denn überhaupt, was die Soldaten ihnen sagten? Man hatte sie in den Zug gesperret, weil einige von ihnen versucht hatten, aus den Isolationsräumen im Tunnel zu fliehen. Sie waren einfach zu viele geworden - mehr als die Gesunden.

Der Kommandeur lief am ersten, dann am zweiten Waggon vorbei, und da begriff Artjom endlich, warum er es so eilig hatte: An der letzten Tür war die Eiterbeule geplatzt, und seltsame Geschöpfe flossen aus dem Waggon heraus. Sie hielten sich kaum noch auf den Beinen, ihre Gesichter waren von Geschwulsten bis zur Unkenntlichkeit entstellt, ihre Arme und Beine aufgebläht und krankhaft verdickt. Noch war niemand entkommen: Sämtliche noch verfügbaren Gewehrscützen waren vor dieser Tür zusammengezogen worden.

Der Kommandeur durchbrach die Umzingelung und ging nach vorne durch. »An alle Patienten! Kehren Sie unverzüglich an Ihre Plätze zurück! Das ist ein Befehl!« Mit einer heftigen Bewegung zog er seine Stetschkin aus dem Gürtelhalfter.

Der Kranke, der am weitesten vorn stand, brauchte mehrere Versuche, bis er seinen angeschwollenen, kiloschweren Kopf gehoben hatte. Dann fuhr er sich mit der Zunge über die aufgesprungenen Lippen und sagte: »Warum behandelt ihr uns so?«

»Wie Sie wissen, sind Sie von einem unbekannten Virus befallen worden. Wir suchen derzeit nach einem Gegenmittel. Sie müssen Geduld haben.«

»Ihr sucht nach einem Gegenmittel«, blaffte der Kranke.
»Dass ich nicht lache.«

»Kehren Sie unverzüglich in den Waggon zurück.« Der Kommandeur entsicherte geräuschvoll. »Ich zähle bis zehn, dann eröffnen wir das Feuer. Eins.«

»Ihr macht uns doch nur Hoffnung, damit ihr nicht die Kontrolle verliert. Bis wir von selbst verrecken.«

»Zwei.«

»Wir haben schon seit vierundzwanzig Stunden kein Wasser mehr bekommen. Warum soll man Todeskandidaten auch zu trinken geben.«

»Die Wachleute haben Angst, sich den Gittern zu nähern. Zwei haben sich bereits angesteckt. Drei.«

»Die Waggonen sind voller Leichen. Wir treten auf menschliche Gesichter. Weißt du, wie es klingt, wenn eine Nase zerbricht? Wenn es ein Kind ist, dann...«

»Wir haben keinen Platz dafür! Wir können sie nicht verbrennen. Vier.«

»Und in dem anderen Abteil ist es so eng, dass die Toten neben den Lebenden stehenbleiben. Schulter an Schulter.«

»Fünf.«

»Verdammt, so schießt schon! Ich weiß doch, dass es kein Gegenmittel gibt.

Dann sterbe ich wenigstens schnell. So ist es, als würde jemand meine Innereien mit einer groben Feile aufreiben, dann mit Alkohol übergießen .«

»Sechs.«

». und am Ende anzünden. Als wäre mein Kopf voller Würmer, die allmählich nicht nur mein Hirn, sondern auch meine Seele auffressen. Njam, njam, kracks, kracks, kracks .«

»Sieben.«

»Idiot! Gib uns endlich frei! Lass uns wie Menschen sterben! Woher nimmst du das Recht, uns so zu quälen? Du weißt doch genau, dass auch du wahrscheinlich schon.«

»Acht . Die Maßnahmen dienen der Sicherheit. Damit die anderen überleben. Ich bin bereit zu krepieren, aber von euch Pestbeulen kommt hier keiner raus. Anlegen!«

Artjom hob sein Sturmgewehr und nahm einen der Kranken ins Visier, der in der Nähe stand. Herrgott, war das eine Frau? Unter dem T-Shirt, das nur noch einer bräunlichen Kruste glich, wölbten sich ihre aufgeblähten Brüste. Er blinzelte mit den Augen und richtete den Lauf auf einen schwankenden Greis. Die Menge von Missgeburten wich zuerst murrend zurück, versuchte sich durch den Eingang ins Innere zu drücken, doch vergeblich - aus dem Waggon drängten wie frischer Eiter immer neue Kranke heraus, stöhnend und weinend.

»Du Sadist, weißt du, was du da tust? Vor dir stehen lebende Menschen. Wir sind doch keine Zombies!«

»Neun.« Die Stimme des Kommandeurs war brüchig geworden. Es klang fast wie ein Flüstern.

»Lass uns einfach frei!«, brüllte der Kranke aus Leibeskräften und streckte die Arme nach dem Kommandeur aus. Als wäre er ein Dirigent, regte sich die Masse und begann der Bewegung seiner Hände zu folgen.

»Feuer!«

Kaum hatte Leonid sein Instrument an die Lippen gelegt, da begannen die Menschen sich um ihn zu scharen. Schon bei den ersten zögerlichen, noch unsauberer Klängen lächelten die Leute zufrieden, klatschten aufmunternd, und als die Stimme der Flöte kräftiger wurde, begannen sich ihre Gesichter zu verwandeln. Es war, als würde aller Schmutz von ihnen abfallen.

Diesmal hatte Sascha einen besonderen Platz: direkt neben dem Musiker. Dutzende Augenpaare waren nun nicht nur auf Leonid gerichtet, sondern einige begeisterte Blicke galten auch ihr. Erst war es Sascha unangenehm - sie verdiente diese Aufmerksamkeit und Dankbarkeit ja gar nicht - doch dann hob die Melodie sie vom Granitboden auf und trug sie mit sich fort, so wie ein gutes Buch oder die Erzählung eines Menschen einen mitreißt und alles vergessen lässt.

Es war ebenjene Melodie - Leonids eigene, namenlose -, die durch den Raum wogte. Er begann und beendete damit jeden seiner Auftritte. Mit ihr glättete er die Falten in den Gesichtern der Zuhörer, wischte den Staub aus ihren glasierten Augen und entzündete dahinter kleine Lichter. Auch wenn Sascha das Stück bereits kannte, gelang es Leonid doch, durch kleine Modulationen stets neue Geheimtüren zu öffnen, so dass die Musik immer wieder anders klang. Ihr kam es so vor, als hätte sie ganz, ganz lange den Himmel betrachtet, und dann, auf einmal, öffnete sich zwischen den weißen Wolken nur einen Augenblick lang eine endlose, sanftgrüne Weite.

Plötzlich spürte sie einen Stich. Sie zuckte zusammen, fand sich sogleich wieder unter der Erde und blickte sich furchtsam um. Da war es: Einen Kopf größer als die übrigen Zuschauer, stand, etwas weiter hinten, mit erhobenem Kinn - Hunter.

Er hatte seinen harten, schartigen Blick in sie gestoßen, und wenn er für kurze Zeit von ihr abließ, so nur um einen Hieb gegen den Musiker zu führen. Dieser beachtete den Kahlen nicht. Selbst wenn ihn etwas beim Spiel störte, ließ er es sich nicht anmerken.

Seltsamerweise ging Hunter nicht fort und machte auch keine Anstalten, sie mitzunehmen oder das Konzert zu unterbrechen. Erst als die letzten Töne verklungen waren,

wich er zurück und verschwand. Sofort ließ Sascha Leonid stehen und bahnte sich ihren Weg durch die Menge, um den Kahlen einzuholen.

Dieser war nicht weit entfernt stehengeblieben, vor einer Bank, auf der Homer saß, den Kopf gesenkt.

»Du hast alles gehört«, sagte der Brigadier heiser. »Ich gehe weiter. Kommst du mit?«

»Wohin?« Der Alte lächelte dem Mädchen müde zu. »Sie weiß Bescheid.«

Hunter musterte Sascha noch einmal mit seinem stechenden Blick, dann nickte er wortlos und wandte sich wieder dem Alten zu. »Es ist nicht weit von hier.« Er machte eine Bewegung mit dem Kopf. »Aber ich . ich will nicht allein gehen.«

»Nimm mich mit«, rief Sascha entschlossen.

Der Kahle seufzte laut, ballte seine Finger zur Faust und löste sie wieder. »Danke für das Messer«, sagte er schließlich. »Ich habe es gut brauchen können.«

Das Mädchen fuhr zurück, verwundet. Doch im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder in der Gewalt und entgegnete: »Du entscheidest, was du mit dem Messer tust.«

»Ich hatte keine andere Wahl.«

Sie kaute ihre Unterlippe und runzelte die Stirn. »Jetzt hast du sie.«

»Nein, auch jetzt nicht. Wenn du Bescheid weißt, musst du das verstehen.

Wenn du wirklich .«

»Was verstehen?«

»Wie wichtig es ist, dass ich zur Tulschaja durchkomme. Wichtig für mich. So schnell wie möglich .«

Sascha bemerkte, dass seine Finger leicht zitterten und dass der dunkle Fleck an seiner Schulter wieder größer geworden war. Sie fürchtete sich vor diesem Menschen, doch

noch mehr fürchtete sie um ihn. »Du musst damit aufhören«, bat sie ihn sanft.

»Ausgeschlossen«, erwiderte er barsch. »Es ist egal, wer es tut. Warum nicht ich?«

»Weil du dich zugrunde richtest.« Sascha kam näher, berührte vorsichtig seine Hand.

Er zuckte zurück, als hätte sie ihn gebissen. »Ich muss es tun. Die Leute, die hier das Sagen haben, sind allesamt Feiglinge. Wenn ich noch länger zögere, richte ich die ganze Metro zugrunde.«

»Aber was, wenn es eine andere Möglichkeit gäbe? Ein Gegenmittel? Wenn du . das nicht mehr tun müsstest?«

»Wie oft soll ich es noch sagen: Es gibt kein Mittel gegen dieses Fieber! Würde ich sonst... würde ich...«

»Was würdest du wählen?« Sascha hielt ihn noch immer fest.

»Ich habe keine Wahl!« Der Brigadier schob ihre Hand fort. »Gehen wir!«, fuhr er Homer an.

»Warum willst du mich nicht mitnehmen?«, rief Sascha.

Leise, fast flüsternd, damit es außer ihr niemand hörte, sagte er: »Ich habe Angst.«

Er drehte sich um und ging. Im Vorbeigehen murmelte er Homer zu, er habe zehn Minuten bis zum Aufbruch. »Liegt jemand im Fieber?«, ertönte es plötzlich von hinten.

»Was?« Sascha wirbelte herum und stieß mit Leonid zusammen.

Der Musiker lächelte unschuldig. »Wenn ich mich nicht täusche, sprach eben jemand von einem Fieber.«

»Du hast dich verhört.« Sie hatte keine Lust, mit ihm zu diskutieren.

»Und ich dachte schon, an den Gerüchten sei etwas Wahres dran«, sagte Leonid nachdenklich, gleichsam zu sich selbst.

Sascha runzelte die Stirn. »Was für Gerüchte?«

»Von der Quarantäne an der Serpuchowskaja. Von dieser angeblich unheilbaren Krankheit. Einer Epidemie.« Leonid sah sie aufmerksam an, beobachtete jede Bewegung ihrer Lippen, ihrer Augenbrauen.

Sie errötete. »Wie lange hast du uns belauscht?«

Er breitete die Arme aus. »Ich tue es nie absichtlich. Ich habe einfach ein musikalisches Gehör.«

»Das ist mein Freund«, erklärte sie ihm und deutete mit dem Kopf in Hunters Richtung.

»Großartig«, erwiderte Leonid unbestimmt.

»Warum hast du >angeblich unheilbar< gesagt?«

»Sascha!« Homer hatte sich erhoben und starrte Leonid misstrauisch an. »Kann ich dich mal sprechen? Wir müssen entscheiden, was wir jetzt.«

»Gestatten Sie noch eine Sekunde?« Der junge Mann ließ den Alten mit einem höflichen Lächeln stehen, ging schnell ein paar Schritte zur Seite und winkte das Mädchen zu sich.

Sascha folgte ihm unsicher. Sie spürte, dass ihr Ringen mit dem Kahlen noch immer nicht verloren war -wenn sie jetzt durchhielt, würde Hunter es nicht mehr wagen, sie noch einmal fortzujagen. Dann würde sie ihm endlich helfen können, auch wenn sie keine Ahnung hatte, wie sie das anstellen sollte.

Leonid senkte den Kopf und flüsterte ihr zu: »Es könnte doch sein, dass ich von der Epidemie schon viel früher gehört habe als du, oder? Vielleicht ist diese Krankheit ja gar nicht zum ersten Mal ausgebrochen. Und vielleicht gibt es ja doch irgendwelche magischen Tabletten dagegen.« Er blickte ihr in die Augen.

»Aber er sagt, dass es kein Gegenmittel gibt«, stammelte Sascha. »Dass er alle.«

». vernichten muss? Er - das ist dein großartiger Freund? Das wundert mich nicht. Er hat sicher Medizin studiert.«

»Willst du damit sagen.«

»Ich will damit sagen« -der Musiker legte eine Hand auf Saschas Schulter, beugte sich zu ihr und hauchte ihr leicht ins Ohr - »dass die Krankheit heilbar ist.

Es gibt ein Gegenmittel.«

15

ZU ZWEIT?

Der Alte räusperte sich verärgert und machte einen Schritt auf das Mädchen zu. »Sascha! Ich muss mit dir sprechen!«

Leonid zwinkerte Sascha zu, trat von ihr zurück, übergab sie mit gespielter Demut an Homer und entfernte sich. Doch Sascha konnte nun an nichts anderes mehr denken. Während der Alte sie zu überzeugen versuchte, sie könne Hunter noch brechen, ihr irgendetwas vorschlug und beschwörend auf sie einredete, sah das Mädchen über seine Schulter hinweg den Musiker an. Der erwiderte ihren Blick nicht, doch ein flüchtiges Lächeln, das über seine Lippen huschte, sagte Sascha, dass er alles wahrnahm. Sie nickte und bedeutete Homer, dass sie zu allem bereit wäre, wenn er sie nur noch eine Minute mit Leonid allein ließ. Sie musste herausfinden, was er wusste; sie musste selbst daran glauben, dass es ein Heilmittel gab.

»Ich komme gleich wieder«, unterbrach sie den Alten mitten im Wort, glitt an ihm vorbei und lief zu Leonid hinüber.

»Dich interessiert also die Fortsetzung?«, rief der ihr entgegen.

»Du musst es mir sagen!« Sie hatte keine Lust mehr zu spielen. »Wie?«

»Das ist der kompliziertere Teil der Frage. Ich weiß, dass die Krankheit heilbar ist. Ich kenne Menschen, die sie besiegt haben. Und ich kann dich zu ihnen bringen.«

»Aber du hast doch gesagt, dass du sie bekämpfen kannst.«

Er zuckte mit den Schultern. »Du hast mich falsch verstanden. Wie sollte ich auch? Ich bin doch nur ein Flötist. Ein Wandermusikant.« »Was sind das für Leute?«

»Wenn es dich interessiert, stelle ich sie dir vor. Allerdings müssen wir dazu einen kleinen Spaziergang machen.«

»An welcher Station sind sie?«

»Nicht sehr weit von hier. Du wirst es schon erfahren. Wenn du willst.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Aber du würdest es gerne. Und weil ich dir auch noch nicht ganz glaube, kann ich dir nicht alles erzählen.«

Saschas Blick verfinsterte sich. »Warum willst du, dass ich mit dir komme?«

»Ich?« Leonid schüttelte den Kopf. »Mir ist das egal. Du willst es doch. Ich muss niemanden retten - ich könnte es gar nicht. Zumindest nicht so.«

Sie zögerte, dann fragte sie: »Versprichst du mir, dass du mich zu diesen Leuten bringst? Versprichst du, dass sie helfen können?«

»Ich bringe dich hin«, erwiderte Leonid mit fester Stimme.

Wieder mischte sich der aufgebrachte Homer ein: »Was hast du vor, Sascha?«

»Ich komme nicht mit.« Sie zupfte an dem Träger ihrer Latzhose, dann drehte sie sich zu dem Musiker um. »Er sagt, dass es ein Gegenmittel gibt.«

»Er lügt«, sagte Homer unsicher.

»Sie scheinen sich in der Virologie weitaus besser auszukennen als ich.«

Leonid bemühte sich um einen respektvollen Ton. »Haben Sie in dem Bereich geforscht? Oder selbst Erfahrungen gemacht? Sie glauben also auch, dass eine Massenkeulung die beste Vorgehensweise wäre, um der Infektion beizukommen?«

»Woher weißt du das?«, fragte der Alte verblüfft und blickte Sascha an. »Hast du ihm etwa.«

»Und da kommt auch schon euer Oberarzt.« Der Musiker hatte bemerkt, dass sich Hunter näherte, und trat zur Sicherheit einen Schritt zurück. »Dann ist ja das komplette Erste-Hilfe-Team beisammen, und ich kann mich verabschieden.«

»Warte«, bat das Mädchen.

»Er lügt!«, flüsterte ihr Homer zu. »Er will einfach mit dir . Selbst wenn er die Wahrheit sagt, werdet ihr es nicht rechtzeitig schaffen. Hunter wird in spätestens vierundzwanzig Stunden mit einer Verstärkungstruppe zurück sein. Wenn du bei uns bleibst, kannst du ihn vielleicht noch umstimmen. Und der da .«

»Gar nichts kann ich«, entgegnete Sascha düster. »Nichts kann ihn jetzt noch aufhalten, das spüre ich. Ich habe nur eine Möglichkeit: Ich muss ihn vor eine Wahl stellen. Ich muss ihn spalten.«

»Spalten?« Homer hob verwundert die Augenbrauen.

»Ich werde keine vierundzwanzig Stunden brauchen«, sagte sie und verschwand.

Warum hatte er sie gehen lassen?

Warum hatte er Schwäche gezeigt und zugelassen, dass ein verrückter Landstreicher seine Heldin, seine Muse, seine Tochter entführte? Je mehr der Alte über Leonid nachdachte, desto weniger gefiel er ihm. Aus den großen grünen Augen des Musikers blitzten gierige Blicke, und wenn er sich unbeobachtet glaubte, glitten dunkle Schatten über sein Engelsgesicht.

Was wollte er von ihr? Im besten Fall spießte dieser Verhehrer der Schönheit nur Saschas Unschuld auf eine Nadel, um sie für sein Poesiealbum zu trocknen. Der flüchtige Charme ihrer Jugend - etwas, das man sich nicht einprägen, geschweige denn fotografieren konnte -, würde dabei von

ihr herabrieseln wie Blütenstaub. Das Mädchen selbst, betrogen und ausgenutzt, würde sich schütteln und von ihm fortfliegen, doch würde sie lange brauchen, um wieder mit sich ins Reine zu kommen und den Betrug dieses Satansbratens zu vergessen.

Warum hatte er sie dann gehen lassen?

Aus Feigheit. Weil Homer es nicht nur vermieden hatte, mit Hunter zu streiten, sondern ihm auch nicht einmal die Fragen hatte stellen können, die ihn wirklich beunruhigten. Sascha war verliebt, also waren ihr Wagemut und ihre Unbesonnenheit verzeihlich. Ob der Brigadier mit ihm genauso nachsichtig umgegangen wäre?

Homer nannte ihn weiterhin »Brigadier«, aus Gewohnheit, aber auch, um sich selbst zu beruhigen: Diese Bezeichnung nahm dem Mann das Furchtbare und Außergewöhnliche, schließlich war er nur der Kommandeur des nördlichen Außenpostens an der Sewastopolskaja . Doch nein! Der da Seite an Seite mit Homer durch den Tunnel schritt, war nicht mehr der gleiche menschenscheue Glücksritter. Der Alte begann zu begreifen, dass sein Gefährte dabei war, sich zu verwandeln. Etwas Schreckliches ging mit ihm vor - es war töricht, das nicht sehen zu wollen, und sinnlos, sich selbst etwas einzureden.

Hunter nahm ihn wieder mit -etwa um ihm das blutige Ende des ganzen Dramas zu zeigen? Nun würde er nicht mehr nur die Tulsckaja vernichten, sondern noch dazu die Sektierer, die in den Tunneln hockten, sowie die Serpurowskaja samt allen Bewohnern und den dort stationierten Soldaten der Hanse. Und all das nur, weil ein paar von ihnen sich möglicherweise angesteckt hatten.

Und der Sewastopolskaja stand vielleicht dasselbe Schicksal bevor.

Der Brigadier brauchte keine Gründe mehr, um zu töten. Er suchte nur nach einem Anlass.

Homer war zu nichts mehr imstande, als hinter Hunter herzulaufen und wie in einem Alptraum all dessen Verbrechen zu beobachten und zu dokumentieren. Dabei rechtfertigte er sich damit, dass diese im Namen der Rettung geschahen, redete sich ein, sie seien das geringere Übel. Der unbarmherzige Brigadier aber erschien ihm wie ein Moloch, und Homer war zu verzagt, um gegen das Schicksal anzukämpfen.

Das Mädchen jedoch schien sich nicht fügen zu wollen. Während Homer sich schon damit abgefunden hatte, dass die Tulsckaja und Serpuchowsckaja in Sodom und Gomorrha verwandelt wurden, ergriff Sascha noch den geringsten Strohalm. Homer gelang es nicht mehr, sich einzureden, dass vielleicht doch Pillen oder ein Impfstoff, ein Serum gefunden werden konnten, bevor Hunter die Epidemie mit Feuer und Schwert beenden würde - Sascha dagegen würde bis zuletzt nach einem Heilmittel suchen.

Homer war weder Krieger noch Arzt, und vor allem war er zu alt, um noch an Wunder zu glauben. Ein Teil seines Herzens jedoch träumte leidenschaftlich von der Rettung, und genau diesen Teil hatte er nun herausgerissen und fortgehen lassen - mit Sascha.

Alles, was er sich selbst nicht zu tun getraute, hatte er einfach auf das Mädchen abgewälzt. Und in der Ergebenheit seine Ruhe gefunden.

In vierundzwanzig Stunden würde alles vorbei sein. Danach würde Homer desertieren, eine einsame Zelle für sich finden und sein Buch zu Ende schreiben.

Nun wusste er, wovon es handeln würde.

Davon, wie ein vernunftbegabtes Tier einen magischen Stern, der vom Himmel herabgefallen war, einen Himmelsfunken, verschlang und zum Menschen wurde. Wie der Mensch den Göttern das Feuer stahl, es jedoch nicht bezähmen konnte und die Welt bis auf den Grund niederb-

rannte. Wie man ihm zur Strafe exakt einhundert Jahrhunderte später diesen Funken des Menschlichen wieder wegnahm.

Und wie er darob nicht wieder zum Tier wurde, sondern sich in etwas viel Furchtbareres verwandelte, etwas, wofür es nicht einmal einen Namen gab.

Der Wachleiter ließ die Handvoll Patronen in seiner Tasche verschwinden und drückte dem Musiker zur Besiegung des Geschäfts kräftig die Hand. »Für eine symbolische Zuzahlung könnte ich euch sogar eine Mitfahrgelegenheit organisieren«, erklärte er.

»Ich bevorzuge romantische Spaziergänge«, erwiderte Leonid.

Der Wachleiter ließ nicht locker und flüsterte dem Musiker zu: »Sieh doch mal, zu zweit kann ich euch nicht einfach ohne Eskorte durch unsere Tunnel laufen lassen. Ihr bekommt in jedem Fall'nen Konvoi, denn deine Lady hat ja keine Dokumente. Aber so würde ich euch zack-zack an einen Ort befördern, wo ihr eure Zweisamkeit genießen könntet.«

»Das brauchen wir gar nicht!«, fuhr Sascha entschlossen dazwischen.

Der Musiker verneigte sich vor ihr. »Wir tun so, als seien die Wachen unser Ehrengleit. Der Prinz und die Prinzessin von Monaco bei der Promenade.«

»Welche Prinzessin?«, platzte Sascha heraus.

»Von Monaco. Es gab mal so ein Fürstentum. An der Côte d'Azur.«

»Hör mal«, unterbrach ihn der Wachleiter. »Wenn du unbedingt zu Fuß gehen willst, macht euch mal auf die Socken. Dein Magazin in allen Ehren, aber die Jungs müssen bis zum Abend zur Basis zurück. He, Krückel!«, rief er einen Soldaten zu sich. »Begleitet die beiden bis zur Kiewskaja. Der Patrouille sagt ihr, es ist'ne Deportation. Bringt sie dort

auf die Radiallinie, und dann ab nach Hause.« Er wandte sich Leonid zu. »Stimmt's?«

»Jawoll«, erwiderte der und salutierte scherzhaft.

Der Wachleiter zwinkerte ihm zu. »Gerne wieder.«

Wie sich doch das Gebiet der Hanse vom Rest der Metro unterschied! Auf der gesamten Strecke von der Pawelezkaja zur Oktjabrskaja gab es keine einzige Stelle, an der es völlig dunkel gewesen wäre. Alle fünfzig Schritt hing an dem Kabel, das an der Wand entlangkroch, eine elektrische Lampe, deren Licht gerade bis zur nächsten reichte. Ja, selbst die Flucht- und Geheimtunnel, die bisweilen von hier abzweigten, waren so gut beleuchtet, dass sie ihren Schrecken verloren.

Wäre es nach Sascha gegangen, sie wäre losgestürzt, um wertvolle Minuten zu sparen, doch Leonid überzeugte sie, dass es keinen Grund zur Eile gab. Auch weigerte er sich standhaft zu erklären, wo sie von der Kiewskaja aus hingehen würden. Er marschierte ohne Hast und sichtlich gelangweilt vor sich hin - offenbar war er in den für Normalsterbliche unzugänglichen Tunneln der Ringlinie kein seltener Gast.

»Ich bin froh, dass dein Freund stets so handelt, wie er es für richtig hält«, sagte er nach einer Weile.

Sascha runzelte die Stirn. »Wovon sprichst du?«

»Läge ihm die Zivilbevölkerung so sehr am Herzen wie dir, hätten wir ihn mitnehmen müssen. So aber haben wir uns in Pärchen aufgeteilt, und jeder tut das, wonach ihm der Sinn steht. Er töten, du heilen.«

»Er will niemanden töten!«, sagte sie scharf und ein wenig zu laut.

»Schon klar. Es ist ja sein Job.« Er seufzte. »Wer bin ich, ihn zu verurteilen?«

»Was wirst du denn machen, wenn du groß bist?«, fragte sie ihn mit unverhohlenem Spott. »Spielen?«

Leonid lächelte. »Ich werde einfach bei dir sein. Was braucht es noch zum Glück?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das sagst du nur so. Du kennst mich doch gar nicht. Wie sollte ich dich glücklich machen?«

»Ich wüsste schon wie. Mir genügt es bereits, ein schönes Mädchen anzusehen, und schon bin ich guter Laune. Und was .«

»Du behauptest also, dass du dich in Sachen Schönheit auskennst?« Sie schielte zu ihm hinüber.

Er nickte. »Das ist das Einzige, worin ich mich auskenne.«

Plötzlich glätteten sich ihre Falten. »Was ist denn an mir so besonders?«

»Du leuchtest!«

Diesmal hatte seine Stimme ernst geklungen. Doch schon im nächsten Augenblick blieb der Musiker einen Schritt zurück und ließ seinen Blick über sie gleiten. »Schade nur, dass du so grobe Sachen anziehst.«

»Was stört dich denn daran?« Auch sie verlangsamte ihren Schritt. Es irritierte sie, dass er ihr auf den Rücken starrte.

»Deine Kleidung lässt kein Licht durch. Und ich bin wie eine Motte.« Er flatterte mit den Händen und machte ein blödsinniges Gesicht. »Ich fliege immer auf das Feuer zu.«

Ein leichtes Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sie ließ sich auf sein Spiel ein. »Hast du Angst vor der Dunkelheit?«

»Vor der Einsamkeit!« Leonid setzte eine traurige Miene auf und faltete die Hände vor der Brust.

Das hätte er nicht sagen sollen. Während er die Saiten stimmte, hatte er deren Widerstand falsch eingeschätzt, und nun war die dünnste und zarteste von ihnen, die jeden Moment hätte erklingen können, mit einem hässlichen Laut gerissen.

Die leichte Zugluft des Tunnels, die alle ernsten Gedanken fortgeweht und Sascha dazu gebracht hatte, mit den Anspielungen des Musikers zu jonglieren, flaute sofort ab. Mit einem Schlag war die etwas aufgehellte Stimmung, die Leonids spielerische Andeutungen bei ihr erzeugt hatten, wie weggeblasen. Nun war sie wieder nüchtern und machte sich Vorwürfe, dass sie ihm nachgegeben hatte. War sie deswegen mit ihm mitgezogen und hatte Hunter und den Alten verlassen?

»Als ob du wüsstest, was das ist«, murmelte sie und wandte sich ab.

Die Serpuchowskaja, blassgrau vor Angst, war ganz in Dunkelheit getaucht.

Soldaten mit Armee-Gasmasken blockierten den Zugang zu den Tunneln sowie den Übergang zur Ringlinie. Die Station sirrte, in Vorahnung der Katastrophe, wie ein aufgeregter Bienenstock. Hunter und Homer wurden wie hohe Führungspersonen mit Begleitschutz durch den Saal geführt, und die Bewohner der Serpuchowskaja versuchten in ihren Augen zu lesen, ob sie wussten, was hier vor sich ging und wie es um ihr Schicksal bestellt war. Homer blickte zu Boden - diese Gesichter wollte er sich nicht einprägen.

Der Brigadier hatte ihn nicht eingeweiht, wohin er ging, doch der Alte ahnte es von selbst. Zur Polis. Vier Metro-Stationen, miteinander verbunden durch Übergänge, eine Stadt mit Tausenden von Bewohnern. Die geheime Hauptstadt dieses unterirdischen Reiches, das sich längst in Dutzende verfeindeter Feudalstaaten aufgesplittert hatte. Ein Bollwerk der Wissenschaft und Zufluchtsort der Kultur. Ein Allerheiligstes, das niemand anzugreifen wagte.

Niemand außer dem alten Homer, diesem halb wahnsinnigen Pestreiter?

gegangen. Die Übelkeit hatte nachgelassen, und das schwindsüchtige Husten, das ihn immer wieder gezwungen

hatte, seine blutige Atemmaske zu reinigen, war abgeflaut. Vielleicht wurde sein Organismus ja doch selbst mit der Krankheit fertig? Oder er hatte sich gar nicht infiziert? Vielleicht hatte er sich einfach zu viel eingebildet. Er hatte das schon immer von sich gewusst, und doch hatte er sich so ins Bockshorn jagen lassen.

Der Tunnel hinter der Serpuchowskaja, dunkel und still, hatte einen schlechten Ruf. Homer wusste: Bis zur Polis würden sie keine Menschenseele antreffen; der Halt zwischen den beiden bewohnten Stationen Serpuchowskaja und Borowizkaja jedoch hielt mitunter Überraschungen bereit. Über die Poljanka, die einzige Station auf dieser Strecke, kursierten in der Metro nicht wenige Legenden. Wer dort vorbeikam, musste in der Regel nicht um sein Leben fürchten - seinem Verstand jedoch konnte dieser Bahnhof durchaus ernsthaften Schaden zufügen.

Homer war bereits mehrfach hier gewesen, allerdings nie auf etwas Besonderes gestoßen. Auch dafür hatten die Legenden, die er natürlich alle kannte, eine Erklärung. Also hoffte er inständig, dass die Station auch dieses Mal tot und verlassen daliegen würde wie zu besseren Zeiten.

Doch etwa hundert Meter vor der Poljanka bemerkte der Alte einen fernen Widerschein elektrischen Lichts, erste Geräusche hallten ihm entgegen, und ihn ergriff eine ungute Vorahnung. Er konnte deutlich menschliche Stimmen ausmachen - was eigentlich völlig unmöglich war. Schlimmer noch: Hunter, der sonst jegliche Anwesenheit von Lebewesen auf viele Hundert Schritt im Voraus spürte, schien absolut nichts zu hören und zeigte keinerlei Reaktion.

Auch Homers beunruhigte Blicke beachtete er nicht. Er war völlig in sich gekehrt, und es schien, als sähe er gar nicht, was sich vor ihnen abspielte. Die Station war bewohnt! Seit wann? Homer hatte sich nicht selten gefragt, warum die Bewohner der Polis trotz ständigen Platzman-

gels nie versucht hatten, die Poljanka zu erschließen und zu annektieren. Es war der Aberglauben, der sie bisher daran gehindert hatte! Er war Grund genug gewesen, diesen merkwürdigen Zwischenhalt in Ruhe zu lassen.

Doch offenbar hatte jemand die Angst überwunden und hier eine Zeltstadt aufgebaut sowie die notwendige Beleuchtung installiert. Und wie verschwenderisch sie mit Strom umgingen! Noch im Tunnel hielt sich Homer eine Hand vor die Augen, um sie vor den grellen Quecksilberlampen zu schützen, die von der Decke herabhingen.

Erstaunlich! Selbst die Polis hatte nie so sauber und gepflegt ausgesehen. An den Wänden war nichts mehr von all dem Staub und Ruß vergangener Jahre zu sehen, die Marmorplatten glänzten, und die Decke schien erst gestern frisch geweißelt worden zu sein. Homer sah durch die Bogenöffnungen ins Stationsinnere, konnte aber kein einziges Zelt erblicken. War man noch nicht dazu gekommen, sie aufzustellen? Oder wollte man hier vielleicht ein Museum

einrichten? Den komischen Käuzen, die die Polis regierten, war das durchaus zuzutrauen.

Allmählich füllte sich der Bahnsteig mit Menschen. Sie interessierten sich weder für den bis an die Zähne bewaffneten Söldner mit dem Titanhelm noch für den neben ihm her trotgenden, schmutzigen Alten. Und doch: Als Homer sie ansah, wusste er, dass er keinen Schritt weiter kommen würde - seine Beine waren wie gelähmt.

Jeder dieser Menschen, die sich allmählich am Bahnsteigrand sammelten, war gekleidet, als würde an der Poljanka ein Film über die ersten Jahre nach der zweiten Jahrtausendwende gedreht. Feinste Mäntel und Umhänge, bunte, bauschige Jacken, dunkelblaue Jeans. Solche Kleider hatten die Menschen vor der großen Katastrophe getragen. Wo waren die wattierten Anoraks, das grobe Schweinsleder, wo

das allgegenwärtige Braun der Metro, das Grab aller Farben, hingekommen? Woher rührte all dieser Reichtum?

Und die Gesichter: Das waren keine Gesichter von Menschen, die auf einen Schlag ihre ganze Familie verloren hatten. Diese Menschen schienen erst vor kurzem die Sonne gesehen zu haben, sie machten den Eindruck, als hätten sie den Tag ganz selbstverständlich mit einer heißen Dusche begonnen - das hätte Homer beschwören können. Und dann er hatte das Gefühl, dass er viele dieser Menschen von irgendwoher kannte.

Immer mehr dieser wundersamen Personen versammelten sich, drängten sich am Rand des Bahnsteigs, ohne jedoch auf die Gleise herabzusteigen. Bald erfüllte die bunte Menge die ganze Station von einem Tunnel zum anderen. Es schien, als seien sie alle irgendwelchen Fotos entstiegen, die ein Vierteljahrhundert zuvor gemacht worden waren.

Nach wie vor sah keiner von ihnen Homer direkt an. Überallhin blickten sie, an die Wand, in Zeitungen, beäugten einander heimlich, sei es schmeichelhaft oder neugierig, verächtlich oder teilnahmsvoll - nur den Alten übersahen sie, als wäre dieser ein Geist.

Warum hatten sie sich hier versammelt? Worauf warteten sie?

Es dauerte eine Weile, bis Homer sich wieder fing. Wo war der Brigadier? Welche Erklärung hatte er für das Unerklärliche? Warum hatte er noch nichts gesagt?

Hunter war etwas weiter hinten stehengeblieben. Die Station mit den vielen Menschen interessierte ihn überhaupt nicht. Mit schwerem Blick starrte er in den Raum vor sich, als ob er auf eine Art Hindernis gestoßen sei. Wenige Schritte vor ihm schien etwas auf der Höhe seiner Augen in der Luft zu hängen. Homer näherte sich dem Brigadier, blickte vorsichtig unter dessen Visier und plötzlich schlug Hunter zu.

Die geballte Faust durchpflügte die Luft, beschrieb eine merkwürdige Bahn von links nach rechts, als ob der Brigadier mit einer imaginären Klinge auf eine unsichtbare Gestalt einstechen wollte. Fast hätte er Homer dabei getroffen, doch der sprang zur Seite, und Hunter setzte seinen Kampf fort. Er schlug zu, wich zurück, verteidigte sich, schien jemanden mit stählernen Fingern festhalten zu wollen, ächzte im nächsten Augenblick selbst in einer Art Würgegriff, befreite sich und ging wieder zum Angriff über. Allmählich ließen seine Kräfte nach, und der unsichtbare Gegner schien die Oberhand zu gewinnen. Immer schwerer rappelte sich der Brigadier nach jedem dieser unhörbaren, aber vernichtenden Schläge auf, immer langsamer und unsicherer wurden seine Bewegungen.

Der Alte hatte das Gefühl, dass er etwas Ähnliches bereits gesehen hatte, und zwar erst vor kurzem. Wo und wann? Und was zum Teufel war mit dem Brigadier los? Homer rief seinen Namen, doch er schien wie besessen zu sein und reagierte nicht einmal auf lautes Schreien.

Die Leute auf dem Bahnsteig beachteten Hunter nicht; er existierte für sie genauso wenig wie sie für ihn. Dafür sorgten sie sich umso mehr um etwas anderes: Immer unruhiger blickten sie auf ihre Armbanduhren, blähten die Backen auf, unterhielten sich mit ihren Nachbarn und verglichen die Zeit mit den roten Ziffern der elektronischen Uhr über dem Tunneleingang.

Homer kniff die Augen zusammen und folgte dem Blick der Leute. Die Stationsuhr zeigte die Zeit an, seit der letzte Zug abgefahren war. Doch die Anzeige war merkwürdig verlängert - sie war zehnstellig: acht Ziffern vor dem blinkenden Doppelpunkt und dann noch zwei für die Sekunden. Außen herum zählten kleine rote Punkte im Kreis die Sekunden ab, und nur die letzte Ziffer dieser unglaublich

langen Zahl - es waren über zwölf Millionen - veränderte sich.

Ein Schrei ertönte - ein Schluchzen.

Homer wandte sich von der rätselhaften Uhr ab. Hunter lag reglos mit dem Gesicht nach unten auf den Gleisen. Homer lief zu ihm hin und drehte den schweren, leblosen Körper auf den Rücken. Nein, der Brigadier atmete, wenn auch unregelmäßig. Verletzungen waren keine zu sehen, obwohl seine Augen verdreht waren wie die eines Toten. Seine rechte Hand war noch immer geballt, und erst jetzt bemerkte Homer, dass Hunter in diesem merkwürdigen Duell nicht unbewaffnet gewesen war. Aus seiner Faust ragte der Griff eines schwarzen Messers.

Homer versetzte dem Brigadier ein paar Ohrfeigen, worauf dieser wie ein Betrunkener zu stöhnen begann, mit den Augen blinzelte, sich mit dem Ellenbogen aufstützte und den Alten mit trübem Blick musterte. Dann sprang er mit einem Satz auf die Beine und klopfte sich ab.

Das Traumbild hatte sich verflüchtigt: Die Menschen in den Mänteln und farbigen Jacken waren spurlos verschwunden, das gleißende Licht erloschen, und der Staub der Jahrzehnte hing wieder an den Wänden. Die Station war schwarz, leer und leblos - so, wie sie Homer von seinen früheren Expeditionen kannte.

wie ihre Bewacher miteinander flüsterten und scharf einatmeten, wenn sie mit ihren Ersatzlederstiefeln über die Schwellen stolperten. Sascha war wütend -nicht so sehr auf den Musiker, sondern auf sich selbst. Dieser . ja was? Er hatte sich nur so verhalten, wie es von ihm zu erwarten gewesen war. Inzwischen war ihr eher das eigene Benehmen etwas peinlich -war sie nicht zu hart mit ihm umgegangen?

An der Oktjabrskaja änderte sich der Wind plötzlich wie von selbst, und als Sascha die Station erblickte, vergaß sie alles andere. In den letzten Tagen war sie bereits an Orten

gewesen, deren Existenz sie nie für möglich gehalten hätte. Doch die Oktjabrskaja mit ihrer Pracht stellte alles Bisherige in den Schatten. Auf dem Granitboden lagen Teppiche, deren ursprüngliche Muster trotz ihres Alters noch immer zu erkennen waren. Fackelförmige, auf Hochglanz polierte Leuchter erfüllten den Saal mit gleichmäßigem, milchigem Licht. Hier und dort waren Tische aufgestellt, an denen Menschen mit glänzenden Gesichtern saßen, sich träge miteinander unterhielten und Papiere austauschten. Sascha verrenkte sich den Hals, um möglichst viel davon aufzunehmen. Dann sagte sie verschüchtert: »Das hier ist alles so luxuriös.«

»Die Ringstationen sind für mich wie Schweinefleisch am Spieß«, flüsterte ihr Leonid zu. »Sie tropfen nur so vor Fett. Übrigens, wie wär's mit einem Imbiss?«

»Keine Zeit.« Sie schüttelte den Kopf und hoffte, er würde das erwartungsvolle Knurren ihres Magens nicht hören.

»Komm schon.« Der Musiker zog sie an der Hand. »Hier gibt es ein Plätzchen - alles, was du bisher gegessen hast, ist kein Vergleich dazu. Jungs, ihr habt doch sicher nichts gegen eine Mahlzeit?«, rief er den Bewachern zu. »Sei unbesorgt, Sascha, in zwei Stunden sind wir da. Das mit dem Schweinespieß war nicht nur so dahingesagt. Hier machen sie nämlich.«

Er schwärmte ihr in höchsten Tönen von dem Fleisch vor, bis Sascha schließlich einlenkte. Wenn es nur noch zwei Stunden bis zum Ziel waren, war eine halbstündige Mahlzeit vertretbar. Immerhin hatten sie fast einen ganzen Tag Zeit, und wer wusste schon, wann sie das nächste Mal etwas zu essen bekamen?

Der Schaschlik hatte das Lob wirklich verdient. Doch als sei das nicht genug, bestellte Leonid noch eine Flasche Süßwein. Sascha trank aus Neugier ein kleines Glas, den Rest teilte sich der Musiker mit den Wachleuten. Plötzlich

fuhr sie auf, erhob sich mit schwankenden Knien und befahl Leonid ebenfalls aufzustehen.

Die Härte in ihrer Stimme rührte von dem plötzlichen Ärger über sich selbst. Ärger darüber, dass sie, erschöpft vom Essen und dem heißen Alkohol, ein wenig zu spät seine Hand von ihrem Knie fortgeschoben hatte. Seine Finger waren leicht und sinnlich gewesen. Unverschämt. Leonid hob sogleich die Hände, als wollte er sagen: »Ich gebe auf!«, doch auf ihrer Haut spürte sie noch immer seine Berührung. Warum habe ich ihn so schnell weggestoßen?, fragte sie sich verwirrt und kniff sich zur Strafe.

Sie spürte das Verlangen, diese klebrig-süße Szene so schnell wie möglich aus ihrem Gedächtnis zu tilgen, sie mit irgendeinem sinnlosen Geschwätz zu übertünchen, mit Worten einzupudern. »Die Menschen hier sind so seltsam«, sagte sie zu Leonid.

»Warum?« Er leerte sein Glas mit einem Zug und kam langsam hinter dem Tisch hervor.

»Es fehlt etwas in ihren Augen.«

»Hunger.«

»Nein, nicht nur. Sie scheinen gar nichts zu brauchen.«

»Das kommt daher, dass sie nichts brauchen.« Leonid schmunzelte. »Sie sind satt. Königin Hanse ernährt sie. Und die Augen? Ganz normale, trübe Augen sind das.«

Sascha wurde ernst. »Was wir heute übriggelassen haben, hätte mir und meinem Vater für drei Tage gereicht. Hätten wir es nicht mitnehmen sollen, um es jemandem zu geben?«

»Nein«, erwiderte der Musiker, »sie geben es ihren Hunden. Arme Leute gibt es hier nicht.«

»Aber man könnte es doch an irgendwelchen Nachbarstationen verteilen! Dort, wo Menschen hungern.«

»Die Hanse ist doch kein Wohlfahrtsverein«, schaltete sich der Wachmann, den sie Krücke nannten, ein. »Die anderen sollen selber schauen, wo sie bleiben.

Das fehlte noch, dass wir die Taugenichtse durchfüttern!«

»Bist du denn von hier?«, erkundigte sich Leonid.

»Ich hab schon immer hier gelebt. So lange ich zurückdenken kann.«

»Du wirst es nicht glauben: Auch wer nicht am Ring geboren ist, braucht manchmal was zum Beißen.«

»Sollen sie sich doch gegenseitig fressen!«, entgegnete der Soldat erregt. »Oder sollen wir zulassen, dass sie uns am Ende alles abnehmen und aufteilen, wie die Roten es wollen?«

»Na ja, wenn das alles so weitergeht wie bisher .«, begann Leonid.

»Dann was? Sei bloß still, du Grünschnabel! Was du hier so zusammenredest, reicht locker für'ne Abschiebung.«

»Die Abschiebung hab ich mir schon längst verdient«, erwiderte der Musiker phlegmatisch. »Ich arbeite dran.«

»Ich könnte dich auch woandershin abliefern«, polterte der Wachmann. »Wegen Spionage für die Roten!«

»Und ich dich wegen Trunkenheit im Dienst.«

»Ach du . Du hast uns doch selbst. Na warte.«

»Nein! Entschuldigen Sie bitte. Das ist ein Missverständnis«, mischte sich Sascha ein, packte den Musiker am Ärmel und zog ihn fort von Krücke, der schwer atmete.

Fast gewaltsam zog sie Leonid zu den Gleisen, blickte auf die Stationsuhr und stöhnte auf. Über dem Essen und der Streiterei waren fast zwei Stunden vergangen - Hunter dagegen war sicherlich nicht eine Sekunde stehengeblieben.

Der Musiker hinter ihr lachte betrunken los.

Den ganzen Weg bis zum Park kulturel über murrten die beiden Wachleute vernehmlich. Leonid hätte am liebsten dageengehalten, doch Sascha wies ihn immer wieder zu recht und redete beschwörend auf ihn ein. Sein Rausch hielt noch an und beflügelte seinen Übermut und seine Frechheit; das Mädchen

wand sich, um seinen zudringlichen Händen zu entkommen.

»Gefalle ich dir denn gar nicht?«, sagte er gekränkt. »Ich bin nicht dein Typ, ja?

Solche wie mich magst du nicht, du brauchst Muskeln und Na-a-arben. Warum bist du dann überhaupt mitgekommen?«

»Weil du mir was versprochen hast!« Sie stieß ihn weg. »Nicht deswegen.«

»Das alte Lied: ‚Ich bin nicht so eine!‘« Er seufzte. »Wenn ich gewusst hätte, dass du so eine Mimose bist.«

»Wie kannst du nur? Dort sind noch immer Menschen am Leben. Sie werden alle sterben, wenn wir es nicht schaffen!«

»Was soll ich denn tun? Ich krieg kaum meine Füße hoch. Weißt du, wie schwer die sind? Da, fühl mal.« Leonid versuchte im Gehen, die Füße über das Knie zu heben, was reichlich absurd aussah. »Und die Menschen dort sterben sowieso.

Morgen oder in zehn Jahren. Genauso wie du und ich. Was soll's?«

»Also hast du mich angelogen? Ja, du hast gelogen! Homer hat es mir gleich gesagt. Er hat mich gewarnt. Wo gehen wir hin?«

»Nein, ich habe nicht gelogen! Soll ich schwören? Du wirst schon sehen! Entschuldigen wirst du dich bei mir! Peinlich wird es dir sein, und du wirst sagen: ‚Leonid! Ich habe so ein schlechtes Ge-wis-sen‘.« Er rümpfte die Nase.

»Wohin gehen wir?«

»Wir gehen, bis wir platt in die Smaragdenstadt. Lala-la, taram-tam-tam . Es ist kein leichter Weg«, sang Leonid und dirigierte dazu mit dem Zeigefinger. Plötzlich fiel ihm sein Flötenkasten herunter, er fluchte, bückte sich und wäre dabei fast selbst hingefallen.

»He, du Säufer! Schafft ihr es überhaupt bis zur Kiewska-ja?«, rief ihnen einer der Bewacher zu.

»Wenn ihr für uns betet!« Der Musiker verbeugte sich vor ihm. »Und Elli kommt zurück«, fuhr er fort zu singen. »Und Elli kommt zurück. Mit Totoschka. Wau! Wau! Nach Haus.«

Homer hatte nie an die Legende der Poljanka geglaubt, doch nun hatte sie ihm eine Lehre erteilt.

Es gab Menschen, die sie »Schicksalstation« nannten und sie verehrten wie ein Orakel. Manche glaubten, dass eine Pilgerreise hierher in einer Umbruchphase ihres Lebens den Schleier von ihrer Zukunft heben, ihnen einen Hinweis, einen Schlüssel geben, ihnen den Rest des Weges voraussagen und vorherbestimmen konnte.

Manche . Doch jeder, der bei gesundem Menschenverstand war, wusste, dass an der Station bisweilen toxische Gase aus der Erde aufstiegen, die die Fantasie entzündeten und Halluzinationen hervorriefen.

Aber zum Teufel mit den Skeptikern!

Was konnte diese Vision bedeuten? Homer schien es, als sei er nur einen Schritt von der Auflösung entfernt, doch jedes Mal stockten seine Gedanken und verwirrten sich. Und vor seinen Augen erstand erneut Hunter, wie er mit der schwarzen Klinge durch die Luft hieb. Homer hätte viel dafür gegeben, zu erfahren, welche Erscheinung der Brigadier gesehen, mit wem er gekämpft, welches Duell mit seiner Niederlage, ja seinem Tod geendet hatte.

»Woran denkst du?«

Homers Eingeweide verkrampften sich. Noch nie hatte Hunter ihn ohne gewichtigen Grund angesprochen. Ein gebellter Befehl, unwillig geknurrte, karge Antworten . Wie sollte man ein Gespräch über die Seele von einem erwarten, der keine Seele hatte?

»Nur so . Nichts Besonderes«, stotterte Homer.

»Nein, ich höre es«, sagte Hunter ruhig. »Du denkst über mich nach. Hast du Angst?«

»Jetzt nicht«, log der Alte.

»Du brauchst keine Angst zu haben. Ich werde dich in Ruhe lassen. Du erinnerst mich.«

Eine halbe Minute später fragte Homer vorsichtig: »An wen?«

»An einen Teil meiner selbst. Ich hatte vergessen, dass so etwas in mir ist.

Du erinnerst mich daran.« Während er mühevoll diese schweren Worte hervorbrachte, blickte Hunter unentwegt nach vorn, in die Schwärze.

»Deswegen hast du mich mitgenommen?« Homer war zugleich enttäuscht und verblüfft. Er hatte erwartet, dass .

Der Brigadier erwiderte: »Für mich ist es wichtig, das im Kopf zu behalten. Sehr wichtig. Und auch für die anderen ist es wichtig, dass ich . Sonst könnte es werden . wie es schon einmal war.«

»Ist etwas mit deinem Gedächtnis?« Homer hatte das Gefühl, als kröche er über ein Minenfeld. »Ist dir was passiert?«

»Ich erinnere mich an alles!«, gab Hunter scharf zurück. »Nur mich selbst vergesse ich manchmal. Und ich habe Angst davor, mich ganz zu vergessen. Du wirst mich daran erinnern, ja?«

»Gut.« Homer nickte, obwohl Hunter ihn gar nicht anblickte.

»Früher hatte alles einen Sinn«, sagte der Brigadier dann schleppend. »Alles, was ich tat. Ich schützte die Metro. Die Menschen. Die Aufgabe war klar: Jegliche Gefahr beseitigen. Vernichten. Das hatte einen Sinn, ja, das hatte es!«

»Aber jetzt doch auch.«

»Jetzt? Ich weiß nicht, was jetzt ist. Ich will, dass alles wieder so klar ist wie früher. Ich tue das alles nicht einfach

so. Ich bin kein Bandit, kein Mörder! Ich tue es für die Menschen. Ich habe versucht, ohne die Menschen zu leben, um sie davor zu bewahren. Aber es war schrecklich. Ich begann mich so schnell zu vergessen. Ich musste zu den Menschen zurück. Sie schützen. Helfen. Mich erinnern. Und da war die Sewastopolskaja. Dort nahmen sie mich auf, dort kam ich unter. Die Station muss gerettet werden, sie braucht Hilfe. Um jeden Preis. Mir scheint, wenn ich das tue . wenn ich die Bedrohung beseitige . Das ist eine große Sache, etwas Wichtiges. Vielleicht erinnere ich mich dann. Ich muss mich einfach daran erinnern. Deshalb muss ich so schnell wie möglich . Es dreht sich jetzt immer schneller und schneller. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden muss ich es unbedingt schaffen. Ich muss es schaffen: die Polis erreichen, die Truppe zusammenstellen, und wieder zurück . Erinnere mich solange daran, in Ordnung?«

Homer nickte verkrampft. Allein die Vorstellung, was passieren würde, wenn der Brigadier sich endgültig vergaß, versetzte ihn in Angst und Schrecken. Wer würde in diesem Körper zurückbleiben, wenn der frühere Hunter für immer einschlief? Doch nicht der . gegen den er heute jenen illusionären Kampf verloren hatte?

Die Poljanka lag nun weit hinter ihnen. Hunter stürmte zur Polis wie ein Wolfshund, den man von der Kette gelassen und der die Fährte seiner Beute aufgenommen hatte. Oder wie ein Wolf auf der Flucht vor den Jägern?

Am Ende des Tunnels wurde es hell.

Endlich erreichten sie den Park kulturel. Leonid versuchte sich mit ihren Bewachern zu versöhnen, indem er sie in »ein ganz wunderbares Restaurant« einlud, doch diesmal waren die beiden Männer auf der Hut. Selbst auf die Toilette entließen sie ihn erst nach längerer Diskussion; einer der beiden ging mit, der andere verschwand, nachdem er mit seinem Kollegen ein paar Worte geflüstert hatte.

Während der Wachmann an der Tür wartete, fragte er den Musiker unverblümt: »Hast du noch Geld übrig?«

»Nicht mehr viel.« Leonid kam heraus und hielt ihm fünf Patronen hin.

»Gib her! Krücke will Lösegeld für euch. Er glaubt, dass du ein Provokateur der Roten bist. Wenn er recht hat - hier ist der Übergang zu eurer Linie, du weißt ja sicher Bescheid. Wenn nicht, kannst du hier warten, bis die Spionageabwehr dich abholen kommt. Mit denen musst du dann aber selber verhandeln.«

Leonid versuchte einen Schluckauf zu unterdrücken.

»Habt ihr mich also entlarvt, ja? Na gut, von mir aus. Wir sehen uns wieder. Besten Dank auch!« Er hob die Hand zu einem fremdartigen Gruß. »Hör mal. Zum Teufel mit dem Übergang! Bring uns lieber zum Tunnel, hm?« Der Musiker nahm Sascha an der Hand und trottete erstaunlich flink, wenn auch stolpernd los. »Der ist gut«, murmelte er dabei. »‘Hier ist der Übergang zu eurer Linie‘. Vielleicht willst du ja selber nach oben? Vierzig Meter Tiefe. Als ob er nicht wüsste, dass da schon längst alles verplombt ist.«

Sascha begriff nichts. »Wohin gehen wir?«

»Wohin wohl«, brummte Leonid. »Zur Roten Linie! Du hast doch selbst gehört: Ich bin ein Provokateur, und sie haben mich geschnappt, mich enttarnt.«

»Du bist einer von den Roten?«

»Mein liebes Mädchen! Frag mich jetzt nichts! Ich kann nicht zugleich denken und laufen. Und Laufen ist jetzt wichtiger. Gleich schlägt unser Freund nämlich Alarm. Und knallt uns noch während der Festnahme ab. Geld allein genügt uns nämlich nicht, wir wollen auch eine Medaille!«

Sie tauchten in den Tunnel ein und ließen den Wachmann zurück. Gegen die Wand geduckt liefen sie weiter in Richtung Kiewskaja. Sascha begriff, dass sie es bis zur Station ohnehin nicht schaffen würden. Wenn der Musiker

recht behielt und der zweite Wachmann den Verfolgern die Richtung zeigte .

Da bog Leonid plötzlich nach links in einen hellen Seitentunnel ein - so selbstverständlich, als ginge er zu sich nach Hause. Nach wenigen Minuten waren in der Ferne Flaggen, Gitter und auf Sandsäcken aufgebaute MG-Nester zu erkennen, und sie hörten Hundegebell. Ein Grenzposten? War man bereits über ihre Flucht informiert? Wie wollte er hier wieder rauskommen? Und wessen Territorium begann jenseits der Barrikaden?

»Ich komme von Albert Michailowitsch.« Leonid hielt dem herbeigeeilten Posten ein merkwürdig aussehendes Dokument unter die Nase. »Ich müsste mal ans andere Ufer.«

Der Posten warf einen Blick in den Umschlag und brummte: »Der übliche Tarif. Wo sind die Papiere für die Dame?«

»Ich zahle den doppelten.« Leonid krempelte seine Taschen nach außen und kratzte seine letzten Patronen zusammen. »Und die Dame haben Sie nicht gesehen, einverstanden?«

»Nix da ,einverstanden‘«, erwiderte der Grenzer harsch. »Das hier ist kein Basar, sondern ein Rechtsstaat.«

»Ach je!« Der Musiker tat erschrocken. »Ich dachte nur, wir haben doch jetzt Marktwirtschaft, also könnten wir auch ein wenig handeln. Ich wusste gar nicht, dass es da einen Unterschied gibt.«

Fünf Minuten später flogen Sascha und Leonid in hohem Bogen in ein winziges Zimmer mit gekachelten Wänden. Der Musiker war zerzaust, seine Kleidung zerknittert, er hatte eine Schramme auf einer Wange und blutete aus der Nase.

Die Eisentür knallte zu.

Es wurde dunkel.

IN DER ZELLE

Wenn man vor lauter Dunkelheit überhaupt nichts mehr sieht, schärfen sich die anderen Sinne. Gerüche werden intensiver, Geräusche lauter. Im Kerker war zu hören, dass etwas über den Boden kratzte, und es stank unerträglich nach Urin.

Leonid war offenbar noch immer betrunken und schien keine Schmerzen zu spüren. Für kurze Zeit murmelte er noch etwas vor sich hin, dann verstummte er und begann tief zu atmen. Es kümmerte ihn nicht, dass ihre Verfolger sie jetzt mit Sicherheit einholen würden, es war ihm egal, was jetzt aus Sascha wurde - immerhin hatte sie ohne Dokumente und Rechtfertigung versucht, die Grenze der Hanse zu überqueren. Ganz zu schweigen von dem Schicksal der Tulsckaja, das ihm offenbar auch völlig gleichgültig war.

»Ich hasse dich«, sagte Sascha leise.

Keine Reaktion.

Wenig später entdeckte sie in der Dunkelheit der Zelle ein Loch: ein gläsernes Guckloch in der Tür. Alles andere blieb unsichtbar, doch dieser kleine Punkt genügte Sascha, um sich vorsichtig durch die Schwärze zu tasten und langsam an die Tür zu kriechen. Dann begann sie mit ihren kleinen Fäusten dagegenzutrommeln. Die Tür antwortete mit einem lauten Donnern, doch sobald Sascha damit aufhörte, herrschte wieder absolute Stille. Die Wachen reagierten weder auf den Lärm noch auf Saschas Rufen.

Die Zeit floss zäh dahin. Wie lange würde man sie noch in Gefangenschaft halten? Vielleicht hatte Leonid sie ja absichtlich hierhergeführt. Um sie von dem Alten und von Hunter zu trennen. Um sie aus diesem Bund herauszulösen, sie in eine Falle zu locken. Und das nur, um...

Sascha begann zu weinen. Der Ärmel ihrer Jacke sog ihre Tränen und ihr Schluchzen auf.

»Hast du schon mal die Sterne gesehen?«, hörte sie plötzlich seine noch immer nicht ganz nüchterne Stimme.

Sie antwortete nicht.

»Ich auch nur auf Fotos«, fuhr er fort. »Nicht mal die Sonne dringt immer durch all den Staub und die Wolken - wie sollten es dann die Sterne schaffen. Aber als ich eben von deinem Weinen aufgewacht bin, habe ich, glaube ich, einen richtigen Stern gesehen.«

Sie schluckte ihre Tränen herunter, bevor sie antwortete. »Das ist ein

Guckloch.«

»Ich weiß. Aber was mich daran interessiert.« Leonid räusperte sich. »Wer war das, der uns früher aus Tausenden von Augen vom Himmel aus zugesehen hat? Und warum hat er sich abgewandt?«

Sascha schüttelte den Kopf. »Da war nie jemand.«

»Ich wollte das aber immer glauben«, sagte der Musiker nachdenklich.

»In dieser Zelle interessiert sich niemand für uns!« Die Augen quollen ihr wieder über. »Das hast du so ausgeheckt, oder? Damit wir keine Chance mehr haben, es zu schaffen?« Erneut hämmerte sie gegen die Tür.

»Wenn du glaubst, dass dort niemand ist, warum klopfst du dann?«, fragte Leonid.

»Dir ist es doch scheißegal, ob die Kranken sterben!«

Er seufzte. »Das ist also deine Meinung von mir, ja? Das finde ich nicht fair. Dir geht es doch in Wirklichkeit auch nicht um die Kranken. Du hast doch nur Angst, dass dein Geliebter, wenn er sie alle abschlachtet, sich selbst ansteckt, und wenn du dann kein Gegenmittel hast.«

»Das ist nicht wahr!« Sascha war kurz davor, auf ihn einzuschlagen.

»Das ist wohl wahr!«, blaffte Leonid. »Was ist denn so toll an ihm?«

Eigentlich hatte sie nicht die geringste Lust, ihm das zu erklären. Am liebsten hätte sie kein Wort mehr mit ihm gesprochen. Doch es brach wie von selbst aus ihr heraus: »Er braucht mich! Er braucht mich wirklich. Ohne mich geht er zugrunde. Du brauchst mich nicht. Du hast bloß keinen, der mit dir spielt!«

»Na schön, nehmen wir an, er braucht dich. ‚Brauchen‘ scheint mir zwar reichlich hoch gegriffen, aber belassen wir es erst mal dabei. Und wozu brauchst du ihn, diesen Kammerjäger? Stehst du auf finstere Typen? Oder musst du unbedingt eine gefallene Seele retten?«

Sascha schwieg. Es traf sie, mit welcher Leichtigkeit Leonid ihre Gefühle erriet. Waren sie vielleicht gar nicht so besonders? Oder hatte das damit zu tun, dass sie sie nicht verheimlichen konnte? All das Zarte, Flüchtige, das sie selbst nicht in Worte fassen konnte, klang aus seinem Mund alltäglich, ja sogar banal.

»Ich hasse dich«, sagte sie schließlich.

»Macht nichts. Ich finde mich auch nicht so toll.«

Sascha setzte sich auf den Boden. Wieder liefen ihr die Tränen übers Gesicht - zuerst vor Wut, dann aus einem Gefühl der Ohnmacht. Solange von ihr noch etwas abhing, wollte sie nicht aufgeben. Doch nun saß sie hier, in diesem dunklen Kerker, neben diesem gefühllosen Menschen. Es gab nicht die geringste Chance, dass jemand sie hörte. Schreien war sinnlos. Klopfen war sinnlos. Es war niemand da, den sie hätte überzeugen können. Alles war sinnlos.

Und dann sah sie einen Augenblick lang das Bild vor sich: hohe Häuser, einen grünen Himmel, fliegende Wolken, lachende Menschen. Und die heißen Tropfen auf ihren Wangen erschienen ihr wie die Tropfen jenes Sommerregens, von dem ihr der Alte erzählt hatte. Nach einer Sekunde war das Trugbild verflogen - nur eine leichte, wundersame Stimmung hing noch in der Luft.

Sascha biss sich auf die Lippe und sagte störrisch zu sich selbst: »Ich will ein Wunder.«

Im nächsten Augenblick klickte ein Schalter im Gang vor der Tür, und unerträglich grelles Licht flutete in die Zelle.

Bereits weit vor dem Eingang zur heiligen Hauptstadt der Metro, dem marmornen Hort der Zivilisation, verbreitete das weiße Leuchten der Quecksilberlampen eine selige Aura der Ruhe und des Wohlstands.

In der Polis sparte man nicht mit Licht, denn man glaubte an seine magische Wirkung. Der Überfluss an Licht erinnerte die Menschen an ihr früheres Leben, jene fernen Zeiten, als der Mensch noch kein nächtliches Wesen, kein Raubtier gewesen war. Sogar die Barbaren, die von der Peripherie auf das Gebiet der Polis gelangten, beherrschten sich hier.

Der Grenzposten war kaum befestigt und erinnerte eher an ein Vorzimmer in einem sowjetischen Ministerium: ein Tisch, ein Stuhl, zwei Offiziere in sauberer Stabsuniform und mit Schirmmützen. Ausweiskontrolle, Durchsicht der persönlichen Habe. Homer kramte seinen Pass aus der Tasche. Visa gab es nicht mehr, also waren keine Probleme zu erwarten. Er hielt dem Offizier das grüne Büchlein hin und schielte zu dem Brigadier hinüber.

Der stand in sich versunken da und schien die Aufforderung des Grenzers gar nicht gehört zu haben. Hatte er etwa keinen Pass? Was hatte er sich dabei gedacht? Wo er es doch so eilig gehabt hatte, hierherzukommen?

»Ich wiederhole zum letzten Mal« - die Hand des Offiziers wanderte langsam auf sein glänzendes Pistolenhalfter zu - »zeigen Sie mir Ihren Ausweis, oder verlassen Sie unverzüglich das Territorium der Polis!«

Homer war sich sicher: Der Brigadier hatte gar nicht begriffen, was man von ihm wollte. Er reagierte allein darauf, wohin sich die Finger des Offiziers bewegten. Augenblick-

lich erwachte er aus seiner seltsamen Starre, schleuderte blitzartig seine geöffnete Hand nach vorn und stieß sie dem Wachmann in die Kehle. Der lief blau an, krächzte und fiel mit dem Stuhl rücklings zu Boden. Der zweite ergriff die Flucht, doch Homer wusste bereits, dass er es nicht schaffen würde. Wie ein Falschspieler aus seinem Ärmel ein As hervorzaubert, hielt

Hunter plötzlich seine brünierte Henkerspistole in der Hand und .

»Warte!«

Der Brigadier hielt eine Sekunde lang inne. Dem flüchtenden Soldaten genügte das, um den Bahnsteig zu erklimmen, zur Seite zu rollen und zu verschwinden.

»Lass sie! Wir müssen zur Tuskaja! Du . du wolltest, dass ich dich erinnere.« Homer schnappte nach Luft. Er wusste nicht, was er sagen sollte.

»Zur Tuskaja.«, wiederholte Hunter dumpf. »Ja. Besser warten bis zur Tuskaja. Du hast recht.« Er lehnte sich müde gegen den Tisch, legte die schwere Pistole neben sich und ließ den Kopf hängen.

Homer nutzte den Augenblick, hob die Arme und lief voraus, den anderen Wachleuten entgegen, die jetzt hinter den Säulen hervorsprangen.

»Nicht schießen! Er ergibt sich! Nicht schießen! Um Himmels willen .«

Sie fesselten ihm die Arme, wobei ihm die Atemmaske vom Gesicht gerissen wurde. Erst dann ließen sie ihn zu Wort kommen. Der Brigadier stand die ganze Zeit reglos da. Er war wieder in seine seltsame Starre versunken, ließ sich ohne Gegenwehr entwaffnen und in die Untersuchungszelle bringen.

Obwohl Homer sogleich wieder frei gelassen wurde, begleitete er den Brigadier bis vor die Zelle. Der trat hinein, setzte sich auf die Pritsche, hob den Kopf und flüsterte: »Du

musst jemanden für mich suchen. Er heißt Melnik. Bring ihn zu mir. Ich werde hier warten.«

Der Alte nickte und machte eilig kehrt. Schon wollte er sich den Weg durch die am Eingang stehenden Wachleute und Gaffer bahnen, als plötzlich hinter ihm ein Ruf ertönte: »Homer!«

Der Alte erstarrte verblüfft -noch nie hatte ihn Hunter bei seinem Namen genannt. Er kehrte um, trat an die schwächliche Gittertür und sah den Brigadier fragend an.

Dieser hielt sich mit seinen riesigen Armen selbst umschlungen, als hätte er Schüttelfrost, und murmelte ihm mit schwacher, tonloser Stimme zu: »Beeil dich!«

Die Tür öffnete sich, und ein Soldat warf einen zögerlichen Blick herein; es war derselbe, der zuvor den Musiker geschlagen hatte. Ein Fußtritt beförderte ihn in die Zelle, so dass er beinahe auf dem Boden gelandet wäre. Als er wieder aufrecht stand, blickte er sich unsicher um.

In der Tür stand ein sehniger Offizier mit Brille. Auf den Schulterklappen seines Feldrocks prangten ein paar Sterne. Das spärliche dunkelblonde Haar war glatt nach hinten gekämmt. »Los, du Schwachkopf«, knurrte er.

»Ich. Mir.«, stammelte der Grenzer mit weinerlicher Stimme.

»Nur zu!«

»Ich entschuldige mich für das, was ich getan habe. Und du . Sie . Ich kann nicht.« »Nochmal zehn Tage.« »Schlag mich«, sagte der Soldat zu Leonid und wich seinem Blick aus. »Ah, Albert Michailowitsch!«, rief der Musiker blinzeln und lächelte den

Offizier an. »Ich dachte schon, Sie kommen gar nicht mehr.«

Der Angesprochene zuckte leicht mit den Mundwinkeln. »Guten Abend. Ich bin hier, um die Gerechtigkeit wiederherzustellen. Bitte, verschaffen Sie sich Genugtuung.«

Leonid erhob sich und streckte sein Kreuz. »Ich muss meine Hände schonen.

Ich denke, Sie werden die Bestrafung schon selbst vornehmen.« »Mit aller gebotenen Härte«, nickte Albert Michailowitsch. »Einen Monat Arrest. Und natürlich schließe ich mich der Entschuldigung dieses Trotts an.« »Es war ja nicht böse gemeint.« Leonid rieb sich die schmerzende Wange. »Ich hoffe, es bleibt unter uns?« Die metallische Stimme des Offiziers knarzte verschwörerisch. »Wie Sie sehen, bin ich gerade dabei, jemanden durchzuschleusen.« Der Musiker nickte in Saschas Richtung. »Ob Sie uns da wohl entgegenkommen könnten?« »Wird erledigt«, sagte Albert Michailowitsch. Sie ließen den schuldigen Grenzer in der Zelle stehen. Der Offizier schob den Riegel vor und führte sie einen engen Korridor entlang.

»Mit dir gehe ich nirgendwo mehr hin«, sagte Sascha laut.

Leonid zögerte und erwiderte kaum hörbar: »Und wenn ich dir sage, dass wir tatsächlich zur Smaragdenen Stadt unterwegs sind? Was, wenn ich ganz zufällig mehr darüber weiß als dein Opa? Wenn ich sie selbst gesehen habe, ja selbst dort war, und nicht nur das.«

»Du lügst.«

»Was, wenn der da« - der Musiker deutete mit dem Kopf auf den Offizier vor ihnen - »nur deshalb so vor mir katzbuckelt, weil er weiß, woher ich komme?

Und wenn wir in der Smaragdenen Stadt mit Sicherheit dein Gegenmittel finden werden? Und wir nur noch drei Stationen davon entfernt sind.«

»Du lügst!«

»Weißt du was?«, platzte Leonid wütend heraus. »Wenn du schon unbedingt ein Wunder willst, solltest du auch be-

reit sein, daran zu glauben. Sonst verpasst du es am Ende noch.«

»Man muss zwischen echten Wundern und faulem Zauber unterscheiden können«, schnappte Sascha zurück. »Das habe ich von dir gelernt.«

»Ich wusste von Anfang an, dass man uns freilassen würde. Ich wollte einfach den Ereignissen nicht vorgreifen.«

»Du hast auf Zeit gespielt!«

»Aber ich habe dich nicht angelogen! Es gibt wirklich ein Gegenmittel!«

Sie waren bei einem Grenzposten angekommen. Der Offizier, der sich einige Male neugierig nach ihnen umgedreht hatte, händigte dem Musiker dessen Habseligkeiten aus und gab ihm Patronen und Dokumente wieder. Dann salutierte er. »Nun, wie steht's, Leonid Nikolajewitsch? Nehmen wir das Schleuserobjekt mit oder lassen wir es beim Zoll?«

Sascha schauderte. »Wir nehmen es mit.«

»Tja, dann wünsche ich ein Leben in Liebe und Eintracht«, sagte Albert Michailowitsch väterlich, führte sie durch drei hintereinander gestaffelte Gefechtsstände hindurch -deren Besatzung strammstand, während sie passierten -vorbei an Gittern und aus Gleisstücken zusammengeschweißten Panzersperren. »Ich nehme an, dass Sie mit der Einfuhr keine Probleme haben werden?«

Leonid grinste. »Wir schlagen uns schon durch. Ihnen brauche ich das nicht zu sagen, aber ehrliche Beamte gibt es nirgends. Je strenger das Regime, desto geringer der Preis. Man muss nur wissen, bei wem man vorbeischaut.«

Der Offizier räusperte sich. »Ihnen dürfte wohl das gewisse Zauberwort genügen.«

»Leider wirkt es nicht bei allen.« Leonid tastete erneut seine Wange ab. »Wie heißt es so schön: ‚Ich bin kein Zauberer, ich lerne noch.‘«

»Es wäre mir eine Ehre, mit Ihnen zu tun zu haben, wenn Ihre Ausbildungszeit vorbei ist.« Albert Michailowitsch neigte das Haupt, wandte sich um und ging zurück.

Der letzte Soldat öffnete ihnen ein Tor in einem dicken Eisengitter, das den Tunnel von oben bis unten durchtrennte. Dahinter begann ein leerer, aber komplett ausgeleuchteter Abschnitt, dessen Wände an einigen Stellen verrußt, an anderen schartig waren wie von langen Schusswechseln. Ganz am anderen Ende waren neue Befestigungen zu sehen sowie riesige Banner, die von der Decke bis zum Boden herabhingen.

Allein dieser Anblick ließ Saschas Herz schneller schlagen. Sie blieb stehen und fragte Leonid: »Wessen Grenze ist das da?«

»Wie bitte?« Er blickte sie erstaunt an. »Natürlich die von der Roten Linie.«

Wie lange hatte Homer davon geträumt, noch einmal hierherzukommen! Wie lange war er nicht mehr an diesen wunderbaren Stationen gewesen!

An der gebildeten Borowizkaja, die so süßlich nach Kreosot roch, mit diesen kleinen, gemütlichen Wohnungen direkt unter den Bögen, dem Lesesaal für die brahmanischen Mönche in der Mitte des Raumes, den langen, mit Büchern überhäuften Brettertischen und den niedrig herabhängenden, stoffbespannten Lampen. Verblüffend, wie deutlich man hier den Geist der philosophischen Küchengespräche aus den Krisen- und Vorkriegsjahren spürte.

An der würdevollen Arbatskaja, ganz in Weiß und Bronze gehalten, beinahe wie die Kremlpaläste, mit ihrer strengen Ordnung und den umtriebigen Militärs, die noch immer so selbstbewusst taten, als hätten sie mit der Apokalypse überhaupt nichts zu tun gehabt.

An der altehrwürdigen Biblioteka imeni Lenina, über der an der Oberfläche die Leninbibliothek thronte, die man ver-

gessen hatte umzubenennen, als es noch einen Sinn gehabt hätte, die schon so alt gewesen war wie die Welt, als der junge Kolja erstmals die Metro betrat. Sie hatte diesen ganz eigenen Übergang, der sich wie eine romantische Kommandobrücke in der Mitte des Bahnsteigs erhob. Selbst die umlaufenden Stuckverzierungen an der Decke waren - wenn auch nicht sehr gekonnt - restauriert worden.

Und am Alexandrowski sad, jenem ewig im Halbdunkel liegenden, irgendwie hageren, eckigen Halt, wie ein erblindender, gichtgeplagter Rentner, der seiner Komsomol-Jugend gedachte.

Homer hatte schon immer die Frage fasziniert, inwieweit diese Stationen ihren Erbauern ähnelten. Waren sie gewissermaßen Selbstporträts jener Architekten, die sie entworfen hatten? Hatten sie vielleicht kleine Teilchen ihrer Schöpfer in sich aufgenommen? Eines aber wusste der Alte gewiss: Für die Bewohner waren diese Stationen prägend, der jeweilige Charakter übertrug sich auf die Menschen, sie waren infiziert mit der besonderen Stimmung und den spezifischen Malaisen.

Seinem ganzen Wesen nach gehörte Homer mit seiner ewigen Grübeleien und seiner unheilbaren Nostalgie eigentlich gar nicht an die strenge Sewastopolskaja, sondern viel eher hierher, an die Polis, die im Lichte der Vergangenheit erstrahlte.

Das Schicksal hatte jedoch anders entschieden.

Und nicht einmal jetzt, da er endlich wieder hierhergekommen war, hatte er die Muße, diese hallenden Säle zu durchschreiten, die Stuck- und Gussarbeiten zu bewundern, zu fantasieren, sondern musste gehetzt weiterziehen.

Hunter war es unter größter Anstrengung gelungen, jenes furchtbare Geschöpf in sich selbst, das er von Zeit zu Zeit mit Menschenfleisch füttern musste, zu fesseln und einzusperren. Doch dieses Ungeheuer in ihm brauchte nur die

Stäbe seiner inneren Zelle auseinanderzubiegen -und im nächsten Augenblick wäre nichts mehr von dem faden-scheinigen Gitter übrig, hinter dem der Brigadier jetzt saß. Homer musste sich beeilen.

Hunter hatte ihn gebeten, einen gewissen Melnik zu finden. War das ein Deckname? Eine Parole? Als er die Wachen nach diesem Namen gefragt hatte, hatten sie sich augenblicklich verwandelt: Keine Rede mehr von einem Tribunal, das dem gefangenen Brigadier drohe, und auch die Handschellen, die sich schon fast um Homers Handgelenke geschlossen hatten, waren gleich wieder in der Schublade verschwunden. Und es war der beliebte Wachleiter persönlich, der den Alten begleitete.

Sie stiegen eine Treppe hinauf, gingen einen Korridor entlang, kamen zur Arbatskaja. Dort blieben sie vor einer Tür stehen, die von zwei Männern in Zivil bewacht wurde - Berufskillern, wie man unzweifelhaft an den Gesichtern erkannte.

Hinter ihren breiten Rücken erstreckte sich ein enger Gang mit winzigen Diensträumen zu beiden Seiten. Der Dicke bat Homer zu warten und stapfte den Gang hinunter. Nach kaum drei Minuten kam er wieder zurück, musterte den Alten verwundert und bat ihn mitzukommen.

Am Ende des Ganges befand sich ein überraschend geräumiges Zimmer, dessen Wände mit Karten und Plänen bedeckt waren, dazwischen hingen Notizen, verschlüsselte Funksprüche, Fotos und Zeichnungen. Hinter einem breiten Eichentisch saß ein hagerer Mann mittleren Alters mit ungewöhnlich breiten Schultern. Homer dachte zuerst, er trüge eine kaukasische Burka; aus dem übergeworfenen Uniformmantel ragte nur der linke Arm heraus, und bei näherem Hinsehen erkannte Homer, dass der rechte fast komplett amputiert worden war. Der Mann war von hünen-

haftem Wuchs - seine Augen befanden sich fast auf derselben Höhe wie die Homers, der vor ihm stand.

»Danke«, sagte der Mann und entließ den Dicken, der mit merklichem Bedauern die Tür hinter sich schloss. Dann wandte er sich Homer zu. »Wer sind Sie?«

»Nikolajew, Nikolai Iwanowitsch«, erwiderte der Alte verwirrt.

»Lassen Sie die Dummheiten! Wenn Sie zu mir kommen und behaupten, dass Sie meinen teuersten Kameraden begleiten, den ich schon vor einem Jahr beerdigt habe, so müssen Sie einen gewichtigen Grund haben. Wer sind Sie?«

»Niemand. Es geht nicht um mich. Er lebt, glauben Sie mir. Sie müssen mit mir kommen, so schnell es geht.«

»Nun habe ich wirklich das Gefühl, dass dies entweder eine Falle ist. Oder ein idiotisches Spiel. Oder einfach ein Irrtum.« Melnik steckte sich eine Papirossa an und blies Homer Rauch ins Gesicht. »Gut, Sie kennen seinen Namen. Aber angenommen, er wäre mit Ihnen hier, so müssten Sie auch seine Geschichte kennen. Sie müssten wissen, dass wir ihn über ein Jahr lang jeden Tag gesucht haben. Dass wir bei dieser Suche einige Männer verloren haben. Sie müssten verdammt nochmal wissen, wie viel er uns bedeutete. Vielleicht sogar, dass er meine rechte Hand war.« Ein bitteres Lächeln huschte über sein Gesicht.

»Nein, ich weiß nichts dergleichen. Er hat nie etwas von sich erzählt.« Homer hatte den Kopf eingezogen. »Bitte, kommen Sie doch einfach mit zur Borowizkaja. Wir haben keine Zeit.«

»Ich gehe nirgendwohin. Dafür gibt es einen bestimmten Grund.« Melnik griff mit seiner Hand unter den Tisch, machte eine Bewegung und fuhr auf merkwürdige Weise zurück, ohne aufzustehen; erst nach einigen Sekunden begriff Homer, dass er in einem Rollstuhl saß. »Also reden wir

erst mal in Ruhe darüber. Ich will wissen, warum Sie hier aufgetaucht sind.«

»Mein Gott!« Homer wusste nicht mehr, was er diesem Sturkopf noch sagen sollte. »Glauben Sie mir doch. Er lebt. Er sitzt im Affenkäfig an der Borowizkaja. Jedenfalls hoffe ich, dass er da noch ist.«

»Ich würde Ihnen ja gerne glauben.« Melnik machte eine Pause, zog lange an seiner Zigarette, so dass Homer hören konnte, wie das Filterpapier knisternd verbrannte. »Aber es gibt keine Wunder. Sie reißen damit nur alte Wunden wieder auf. Na schön. Ich habe meine eigene Theorie, wer hinter diesem Spiel steht. Aber um das herauszufinden, haben wir Leute, die eigens dafür ausgebildet sind.« Er griff nach dem Telefonhörer.

»Warum hat er solche Angst vor Schwarzen?«, sagte Homer plötzlich zu sich selbst, ohne recht zu wissen, warum.

Melnik hielt inne. Dann legte er den Hörer vorsichtig wieder auf. Er inhalierte den Rest seiner Papirossa, spie den kurzen Stummel in seinen Aschenbecher und sagte: »Teufel auch, dann roll ich eben zur Borowizkaja.«

»Ich geh da nicht hin! Lass mich! Lieber bleibe ich hier.«

Sascha war überhaupt nicht zu Scherzen aufgelegt, und sie kokettierte auch nicht. Kaum jemanden hatte ihr Vater mehr gehasst als die Roten. Sie hatten ihn entmachtet, ihn gebrochen, aber anstatt ihm einfach das Leben zu nehmen, hatten sie ihn - aus Mitleid oder weil sie sich zu schade waren - zu vielen Jahren Erniedrigung und Qualen verdammt. Ihr Vater hatte den Leuten, die sich gegen ihn aufgelehnt hatten, nie verziehen; genauso wenig wie jenen, die die Verräter inspiriert und angestachelt sowie mit Waffen und Flugblättern versorgt hatten. Schon allein rote Farbe konnte bei ihm Tobsuchtsanfälle auslösen. Und wenngleich er gegen Ende seines Lebens behauptet hatte, er zürne niemandem mehr und wünsche keine Rache, so hatte Sa-

scha den Eindruck gehabt, dass er damit nur seine eigene Ohnmacht rechtfertigen wollte.

»Es ist der einzige Weg«, entgegnete Leonid verwirrt.

»Wir wollten doch zur Kiewskaja! Du hast mich in die Irre geführt!«

»Die Hanse liegt seit Jahrzehnten im Krieg mit der Roten Linie, da konnte ich doch nicht gleich dem Erstbesten sagen, dass wir zu den Kommunisten unterwegs sind. Ich musste mir was einfallen lassen.«

»Ohne Lügen geht bei dir wohl gar nichts?«

»Das Tor befindet sich hinter der Sportiwnaja, das habe ich immer gesagt. Die Sportiwnaja ist die letzte Station der Roten Linie vor der eingestürzten Metrobrücke. Das kann ich nun mal nicht ändern.«

»Und wie sollen wir da bitte hinkommen? Ich habe keine Papiere!« Sie ließ Leonid nicht eine Sekunde aus den Augen.

Er lächelte. »Vertrau mir. Man muss nur mit den Menschen reden. Es lebe die Korruption!« Ohne weiter auf ihre Einwände zu hören, packte er Sascha am Handgelenk und zog sie hinter sich her.

Schon von weitem leuchteten ihnen im Scheinwerferlicht der zweiten Verteidigungslinie die riesigen Banner aus rotem Kattun entgegen, die von der Decke hingen. Der stete Luftzug im Tunnel bewegte sie, so dass Sascha vor sich zwei wogende rote Wasserfälle zu sehen glaubte. Sollte das ein Zeichen sein.

Wenn es stimmte, was sie über die Linie gehört hatte, so würde man sie beide mit Kugeln durchlöchern, sobald sie in Schussweite waren. Doch Leonid ging ruhig voraus, sein selbstbewusstes Lächeln unentwegt auf den Lippen.

Etwa dreißig Meter vor dem Grenzposten stieß ihm der grelle Strahl eines Scheinwerfers gegen die Brust. Der Mu-

siker stellte seinen Instrumentenkasten auf den Boden und hob beide Arme. Sascha folgte seinem Beispiel.

Zwei Kontrollbeamte näherten sich ihnen, verschlafen und erstaunt. Es sah nicht danach aus, als wäre ihnen von dieser Seite der Grenze schon einmal jemand entgegengekommen.

Diesmal zog Leonid den Ranghöheren der beiden zur Seite, bevor der Mann Sascha nach irgendwelchen Dokumenten fragen konnte. Er flüsterte ihm etwas ins Ohr, klimperte kaum hörbar mit Messing, worauf der Mann besänftigt zurückkehrte. Der Schichtleiter persönlich begleitete sie an allen Posten vorbei, setzte sie sogar auf eine wartende Draisine und befahl den Soldaten, sie zur Frunsenskaja zu fahren.

Diese legten sich auf die Hebel und setzten keuchend die Draisine in Bewegung. Sascha musterte mit finsterer Miene die Kleider und Gesichter dieser Menschen, die ihr Vater ihr stets als Feinde geschildert hatte. Nichts Besonderes: Wattejacken, verblichene gefleckte Kappen mit aufgesteckten Sternen, eingefallene, knochige Wangen. Sie hatten keine glänzenden Gesichter wie die Wachleute an der Hanse, dafür glitzerte in ihren Augen eine jugendliche Neugier, die die Bewohner der Ringlinie nicht zu kennen schienen. Außerdem: Diese zwei wussten sicher nichts davon, was vor fast zehn Jahren an der Awtosawodskaja passiert war. Waren sie also Saschas Feinde? Konnte man unbekannte Menschen denn überhaupt aus tiefstem Herzen hassen?

Die Soldaten wagten es nicht, die Passagiere anzusprechen. Nur ein gleichmäßiges Ächzen war zu hören, während sie die Hebel betätigten.

»Wie hast du das gemacht?«, fragte Sascha Leonid.

»Hypnose.« Er zwinkerte ihr zu.

»Und was sind das für Dokumente, die du da hast?« Sie blickte ihn misstrauisch an. »Wie kann es sein, dass man dich überall durchlässt?«

»Es gibt verschiedene Pässe für verschiedene Situationen«, erwiderte er vage.

Damit niemand sie hörte, musste sich Sascha ganz dicht an Leonid heransetzen.

»Wer bist du?«

»Ein Beobachter«, flüsterte er.

Hätte Sascha sich nicht den Mund zugehalten, die Fragen wären nur so aus ihr herausgesprudelt. Aber nun lauschten ihnen die Soldaten doch zu auffällig - selbst die Hebel quietschten jetzt leiser. Sie musste also bis zur Frunsenskaja warten, einer vertrockneten und verblichenen Station, deren blasses Antlitz mit roten Fahnen geschminkt war. Das Mosaik auf dem Boden war bereits lückenhaft, die breiten Säulen angenagt vom Zahn der Zeit, die Gewölbe darüber wie dunkle Teiche. Knapp über den Köpfen der Bewohner hingen schwache Lampen an Kabeln, die zwischen den Säulen gespannt waren - nicht auch nur ein Strahl wertvollen Lichts durfte vergeudet werden. Und erstaunlich sauber war es hier: Gleich mehrere nervöse Putzfrauen huschten auf dem Bahnsteig hin und her.

Die Station war voller Menschen, doch wenn Sascha sie anblickte, zuckten sie zusammen und taten geschäftig, nur um sich hinter ihrem Rücken wieder zu entspannen und mit gedämpften Stimmen zu tuscheln. Wenn sie sich dann nach ihnen umdrehte, erstarb das Flüstern, und die Menschen wandten sich erneut ihren Geschäften zu. Niemand schien ihr in die Augen sehen zu wollen, als wäre dies etwas Unanständiges.

Sascha blickte Leonid an. »Fremde kommen wohl nicht oft hierher?«

Der Musiker zuckte mit den Schultern. »Ich bin selbst fremd hier.«

»Wo bist du denn zu Hause?«

»Dort, wo die Menschen nicht so todernst sind.« Er grinste. »Wo man begreift, dass der Mensch nicht nur vom Essen lebt. Wo man das Gestern nicht vergisst, auch wenn die Erinnerung wehtut.«

»Erzähl mir von der Smaragdenen Stadt«, bat Sascha leise. »Warum verstecken sie . Warum versteckt ihr euch?«

»Die Herrscher der Stadt misstrauen den Bewohnern der Metro.« Leonid musste kurz unterbrechen, um mit den Wächtern am Tunneleingang zu verhandeln. Dann tauchten er und Sascha in die tiefe Dunkelheit ein. Mit einem Eisenfeuerzeug entfachte er den Docht einer Öllampe und fuhr fort: »Sie misstrauen ihnen, weil die Menschen in der Metro allmählich ihr menschliches Antlitz verlieren. Außerdem gibt es hier noch immer Leute, die diesen furchtbaren Krieg begonnen haben. Auch wenn das natürlich niemand zugeben würde, nicht einmal seinen besten Freunden gegenüber. Die Menschen in der Metro sind eben unverbesserlich. Man kann sie nur fürchten, sich von ihnen fernhalten, sie beobachten. Würden sie von der Smaragdenen Stadt erfahren, so würden sie sie auffressen und wieder auskotzen, so wie sie es mit allem machen, was sie in die Finger bekommen. Die Gemälde der großen Meister würden verbrennen.

Papier würde verbrennen und alles, was darauf ist. Das ausgezehrte Gebäude der Universität würde einstürzen. Die einzige Gesellschaft, die Gerechtigkeit und Harmonie erreicht hat, würde vernichtet werden. Die große Arche würde untergehen. Und nichts würde mehr bleiben.«

Sascha fühlte sich gekränkt. »Warum glaubt ihr, dass wir uns nicht ändern können?«

»Nicht alle glauben das.« Leonid sah sie mit schrägem Blick an. »Einige versuchen etwas zu tun.«

»Sie scheinen sich aber nicht sehr zu bemühen.« Sascha seufzte. »Nicht mal der Alte wusste etwas von ihnen.«

»Dafür hat so mancher sie selbst gehört«, sagte er geheimnisvoll.

»Du meinst die Musik?«, riet Sascha. »Bist du einer von denen, die uns verändern wollen? Aber wie?«

»Durch Nötigung zum Schönen«, scherzte der Musiker. Ein Adjutant schob den Rollstuhl, während Homer nebenherhetzte. Er konnte kaum Schritt halten und blickte sich von Zeit zu Zeit nach seinem hünenhaften Bewacher um.

»Wenn Sie die Geschichte tatsächlich nicht kennen«, sagte Melnik, »erzähle ich sie Ihnen. Sollte ich an der Borowizkaja nicht den richtigen Mann zu Gesicht bekommen, können Sie damit wenigstens Ihre Zellengenossen unterhalten. Hunter war einer der besten Kämpfer des Ordens, ein Jäger wie er im Buche steht. Sein Spürsinn war der eines Tiers, und er selbst war unserer Sache vollkommen ergeben. Er war es, der diese Schwarzen vor eineinhalb Jahren aufspürte. An der WDNCh. Schon mal davon gehört?«

»An der WDNCh?«, wiederholte Homer nachdenklich. »Ja, unverletzliche

Mutanten waren das, die Gedanken lesen und unsichtbar werden konnten, nicht wahr? Ich dachte, die hießen ‚Dunkle‘?«

»Wie auch immer. Er ging jedenfalls als Erster den Gerüchten nach und schlug Alarm, doch wir hatten damals weder genügend Mann noch genügend Zeit. Also verweigerte ich ihm die Unterstützung. Ich war mit anderen Dingen beschäftigt.« Melnik bewegte seinen Armstumpf. »Hunter machte sich allein auf den Weg. Bei unserem letzten Kontakt teilte er mir mit, dass diese Kreaturen den Willen anderer beherrschen konnten und alles um sich herum in Angst und Schrecken versetzten. Er war ein unglaublich

cher, ja ein geborener Krieger. Er allein war so viel wert wie eine ganze Einheit.«

»Ich weiß«, murmelte Homer.

»Und er kannte keine Angst. Er hat damals einen jungen Kerl zu uns geschickt mit einer Nachricht, dass er nach oben gehen würde, um mit den Schwarzen abzurechnen. Wenn er nicht mehr auftauchen würde, sollten wir daraus schließen, dass die Gefahr größer war als ursprünglich angenommen. Er verschwand. Wir gingen davon aus, dass er umgekommen war. Wir haben ein eigenes Nachrichtensystem: Wer lebt, ist verpflichtet, einmal wöchentlich darüber Mitteilung zu machen. Verpflichtet! Er aber schweigt schon seit über einem Jahr.«

»Und was ist aus den Schwarzen geworden?«

Melnik verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln. »Wir haben die ganze Gegend mit Smertsch-Raketen glattgebügelt. Seither haben wir von den Schwarzen nichts mehr gehört. Kein Briefchen, kein Anruf. Die Ausgänge an

der WDNCh sind verschlossen, das Leben geht wieder seinen normalen Gang.

Der Junge hat das damals mental nicht verkraftet, aber soweit ich weiß, hat man ihn wieder hingekriegt. Er lebt jetzt ein ganz normales Leben, hat sogar geheiratet. Hunter dagegen . den hab ich auf dem Gewissen.« Er rollte über eine Stahlrampe die Treppe hinab, sehr zum Schrecken der dort unten versammelten Bibliothekare, wartete auf den keuchenden Alten und fügte hinzu: »Letzteres solltest du deinen Zellengenossen besser nicht erzählen.«

Eine Minute später war die ganze Prozession bei der Zelle angekommen. Melnik ordnete an, die Zellentür nicht zu öffnen; er stützte sich auf seinen Adjutanten, biss die Zähne zusammen, erhob sich und blickte durch das Guckloch. Ihm genügte ein Bruchteil einer Sekunde.

Dann, erschöpft, als hätte er den ganzen Weg von der Arbatskaja zu Fuß zurückgelegt, fiel Melnik zurück in den Sessel, ließ seinen erloschenen Blick über Homer gleiten und verkündete das Urteil: »Das ist er nicht.«

»Ich glaube nicht, dass meine Musik mir gehört«, sagte Leonid auf einmal ernst. »Ich weiß gar nicht, wie sie in meinen Kopf kommt. Ich komme mir manchmal vor wie eine Art Flussbett. Ich bin nur das Instrument. Wenn ich spielen will, setze ich die Flöte an die Lippen. Aber es ist, als würde jemand anders mich an seine Lippen setzen - und es entsteht eine Melodie.«

»Das ist die Inspiration«, flüsterte Sascha.

Er breitete die Arme aus. »Wie auch immer, es gehört nicht mir, es kommt von außen. Und ich habe kein Recht, es in mir zurückzuhalten. Es wandert durch die Menschen. Ich beginne zu spielen und sehe, wie sich alle um mich scharen: Reiche und Arme, die, die von Schorf überzogen sind, und andere, die vor Fett glänzen, Verrückte, Krüppel, bedeutsame Menschen - einfach alle. Irgendetwas bewegt meine Musik in ihnen, so dass sich alle auf eine Tonart einstimmen. Ich bin sozusagen die Stimmgabel. Ich kann sie in Harmonie bringen, wenn auch nur für kurze Zeit. Sie klingen dann so rein. Sie singen. Wie soll ich das erklären?«

»Du erklärst es sehr gut«, sagte Sascha nachdenklich. »Ich habe es selbst gemerkt.«

»Ich muss versuchen, es ihnen einzupflanzen. In dem einen mag es verkümmern, aber in einem anderen geht die Saat vielleicht auf. Ich rette jedoch niemanden - das kann ich nicht.«

»Aber warum wollen die anderen Bewohner der Smaragdenen Stadt uns nicht helfen? Und du, warum willst du nicht zugeben, dass du genau das tust?«

Leonid schwieg, bis sie endlich an der Sportiwnaja ankamen. Die Station war genauso kränklich und blass, über-

trieben feierlich und trostlos wie die anderen. Und diese hier war dazu noch niedrig, eng und beschwerlich wie ein Kopfverband. Es roch nach Rauch, Armut und Stolz. Ein Beschatter heftete sich sogleich an ihre Fersen. Wo immer sie auch hingingen, er folgte ihnen in exakt zehn Schritten Entfernung.

Das Mädchen drängte weiter, doch der Musiker hielt sie zurück. »Jetzt nicht.

Wir müssen warten.« Er fand einen Platz auf einer steinernen Bank und klappte die Schlösser seines Flötenkastens auf.

»Warum?«

»Das Tor lässt sich nur zu einer bestimmten Zeit öffnen.«

»Wann?« Saschas Blick fiel auf das Zifferblatt der Stationsuhr. Wenn die stimmte, hatte sie nur noch zwölf Stunden.

»Ich sag's dir rechtzeitig.«

»Du zögerst schon wieder alles hinaus!« Sie starrte ihn an und entfernte sich von ihm. »Mal versprichst du, dass du mir hilfst, und dann versuchst du mich wieder aufzuhalten!«

»Ja.« Er holte tief Luft und blickte ihr in die Augen. »Ich will dich aufhalten.«

»Warum? Weshalb?«

»Ich spiele nicht mit dir. Glaub mir, zum Spielen hätte ich schon jemanden gefunden, ich bekomme nicht so schnell einen Korb. Ich glaube, ich bin verliebt. Mein Gott, wie banal das klingt.«

»Das glaubst du doch nie im Leben! Du sagst es nur, das ist alles.«

Seine Stimme war immer noch todernst. »Es gibt eine Methode, wie man Liebe von Spiel unterscheiden kann.«

»Wenn du betrügst, um jemanden zu kriegen, dann ist das Liebe?«

»Ein Spiel lässt sich immer neu an die Umstände anpassen. Liebe aber macht dein ganzes bisheriges Leben kaputt. Wahrer Liebe sind die Umstände völlig gleichgültig.«

»Damit hab ich kein Problem. Ich habe nie ein Leben gehabt. Fähr mich jetzt zum Tor.«

Leonid sah das Mädchen aus schweren Augen an, lehnte sich gegen die Säule und verschränkte die Arme vor der Brust. Mehrmals holte er Luft, als wollte er Sascha eine Abfuhr erteilen, doch dann atmete er immer wieder aus, ohne ein Wort zu sagen. Schließlich sank er in sich zusammen und gestand düster: »Ich kann nicht mit dir gehen. Sie lassen mich nicht zurück.«

»Was heißt das?«

»Ich kann nicht in die Arche zurückkehren. Man hat mich von dort verbannt.«

»Verbannt? Weswegen?«

»Wegen einer bestimmten Sache.« Er wandte sich ab und sprach nun ganz leise, und obwohl Sascha nur einen Schritt von ihm entfernt stand, verstand sie nicht alles. »Es . war eine persönliche Geschichte. Mit einem Bibliotheksaufseher. Er erniedrigte mich vor Zeugen . In derselben Nacht betrank ich mich und zündete die Bibliothek an. Der Aufseher verbrannte mit seiner ganzen Familie. Leider haben sie bei uns die Todesstrafe abgeschafft -ich hätte sie nämlich verdient gehabt. Stattdessen haben sie mich verbannt. Lebenslänglich. Es gibt für mich kein Zurück.«

Sascha ballte die Fäuste. »Warum hast du mich dann hierhergeführt? Warum musstest du auch noch meine Zeit verbrennen?«

»Du könntest versuchen, bei ihnen zu läuten«, murmelte Leonid. »In einem Seitentunnel, zwanzig Meter vom Tor entfernt, gibt es eine Markierung mit weißer Farbe. Genau darunter, auf der Höhe des Bodens, befindet sich ein Gummideckel, und darunter ein Klingelknopf. Du musst

dreimal kurz, dreimal lang und dreimal kurz klingeln - das ist das Erkennungssignal für zurückkehrende Beobachter .«

Leonid half Sascha, die drei Wachposten zu passieren, dann ging er wieder zur Station zurück. Zum Abschied versuchte er ihr ein altes Sturmgewehr in die Hand zu drücken, das er irgendwo aufgetrieben hatte, doch Sascha wollte es nicht. Dreimal kurz, dreimal lang, dreimal kurz - das war alles, was sie jetzt brauchte. Und eine Lampe.

Der Tunnel hinter der Sportivnaja machte zu Beginn einen düsteren, stillen Eindruck. Sie galt als die letzte bewohnte Station der Linie, und so erinnerte jeder Posten, an dem sie Leonid vorbeiführte, immer mehr an eine kleine Festung. Sascha hatte jedoch nicht die geringste Angst. Sie dachte jetzt nur noch an eines: Schon bald würde sie an der Schwelle zur Smaragdenen Stadt stehen.

Und wenn die Stadt gar nicht existierte, brauchte sie erst recht keine Angst mehr zu haben.

Der Seitentunnel lag genau dort, wo Leonid gesagt hatte. Ein beschädigtes Gitter trennte ihn ab, in dem Sascha mühelos einen ausreichend breiten Durchschlupf fand. Nach einigen Hundert Schritt stieß sie auf die Stahlwand eines Sicherheitstors, das auf sie einen ewigen, unerschütterlichen Eindruck machte.

Sascha zählte weitere vierzig Schritt ab, und tatsächlich: Sie erblickte in der Dunkelheit eine weiße Markierung an der feuchten, gleichsam schwitzenden Wand. Auch den Gummideckel fand sie sofort. Sie bog ihn nach hinten, er tastete den Knopf und warf nochmals einen Blick auf die Uhr, die ihr Leonid mitgegeben hatte. Sie hatte es geschafft! Sie war rechtzeitig angekommen! Noch ein paar lange Minuten musste sie ausharren, dann schloss sie die Augen .

Dreimal kurz.

Dreimal lang.

Dreimal kurz.

WER SPRICHT?

Artjom senkte den glühenden Lauf. Schweiß und Tränen brannten ihm in den Augen, doch sein Handrücken stieß gegen die Gasmaskе. Sollte er sie einfach abreißen? Was machte es jetzt noch für einen Unterschied.

Das Schreien der Infizierten war offenbar lauter als die Gewehrsalven. Wie sonst war es zu erklären, dass immer mehr von ihnen aus dem Waggon geströmt waren und sich in den Bleihagel gestürzt hatten? Hatten sie das Donnern nicht gehört, nicht begriffen, dass sie aus nächster Nähe exekutiert wurden? Worauf hatten sie gehofft? War ihnen ohnehin alles gleich gewesen?

Vor dem Ausgang war der Bahnsteig auf mehreren Metern mit aufgeblähten Leichen übersät. Einige zuckten noch, ja irgendwo in diesem schaurigen Grabhügel stöhnte noch jemand. Die Pestbeule war ausgelaufen. Jene, die sich noch im Waggon befanden, waren ängstlich zusammengedrückt, versteckten sich vor den Kugeln.

Artjom warf einen Blick auf die anderen Schützen. Zitterten nur ihm die Hände und Knie? Keiner sprach ein Wort, sogar der Kommandeur schwieg. Man hörte nur das Röcheln der Menschen in dem noch immer überfüllten Zug, wie sie krampfhaft den blutigen Husten unterdrückten. Aus der Tiefe des Leichenhaufens spie indes der letzte Sterbende seine Flüche hervor: »Ihr Ungeheuer. Schweine. Ich lebe noch . Ich halte das nicht aus.«

Der Kommandeur sah sich nach dem Unglücklichen um, und als er ihn entdeckte, ging er in die Knie und feuerte den Rest seines Magazins auf den Mann ab, bis nur noch ein leeres Klicken zu hören war, und selbst dann drückte er noch ein paarmal ab.

Dann erhob er sich wieder, blickte auf seine Pistole und wischte sie merkwürdigerweise an seiner Hose ab. »Der

Rest von euch: Bewahrt Ruhe!«, schrie er heiser. »Jedem, der das Lazarett ohne Erlaubnis zu verlassen versucht, droht die gleiche Strafe.«

»Was sollen wir mit den Leichen tun?«, fragte einer.

»Zurück in den Zug. Iwanenko, Aksjonow, ihr erledigt das!«

Die Ordnung war wiederhergestellt. Artjom konnte wieder an seinen Platz zurückkehren und versuchen weiterzuschlafen: Bis zum Weckruf blieben noch ein paar Stunden. Wenigstens noch eine Stunde schlafen, damit er morgen im Dienst durchhielt.

Doch es kam anders.

Iwanenko machte einen Schritt zurück, schüttelte den Kopf und sagte, er weigere sich, diese eitrigen, halb zerfallenen Leichen anzufassen. Ohne zu zögern richtete der Kommandeur seine Pistole auf ihn -er hatte offenbar vergessen, dass er keine Patronen mehr hatte -, zischte hasserfüllt und drückte ab. Es klickte nur. Iwanenko kreischte auf und rannte davon.

Plötzlich riss einer der Soldaten hustend sein Sturmgewehr in die Höhe und rammte dem Kommandeur mit einer ungeschickten, schrägen Bewegung das Bajonett in den Rücken. Der Kommandeur fiel jedoch nicht, sondern drehte seinen Kopf langsam über die Schulter nach hinten und blickte den Angreifer an.

»Was tust du, verdammter Hurensohn?«, fragte er leise und verwundert.

Der andere schrie ihn an: »Bald wirst du uns genauso entsorgen! Hier gibt es doch gar keine Gesunden mehr! Heute machen wir sie kalt, morgen treibst du uns zu ihnen in die Waggons!« Der Mann bewegte die Waffe hin und her, um sie aus dem Kommandeur herauszuziehen, drückte jedoch nicht ab.

Niemand wagte es, sich einzumischen. Selbst Artjom, der zuerst einen Schritt in ihre Richtung gemacht hatte, war wie gebannt stehengeblieben. Endlich kam das Bajonett aus dem Rücken heraus. Der Kommandeur versuchte vergeblich die Wunde zu berühren, dann sank er in die Knie, stützte sich mit den Händen auf dem verschmierten Boden ab und schüttelte den Kopf. Es sah aus, als kämpfte er gegen eine Müdigkeit an.

Niemand traute sich, dem Kommandeur den Gnadenschuss zu verpassen. Sogar der Aufrührer, der ihn niedergestochen hatte, trat ängstlich zurück. Doch dann riss er sich die Gasmaske vom Gesicht und schrie über die ganze Station hinweg: »Brüder! Hört auf mit der Quälerei! Lasst sie frei! Sie werden sowieso verrecken! Und wir auch! Sind wir etwa keine Menschen?«

»Wagt es bloß nicht.«, zischte der Kommandeur, noch immer auf den Knien.

Die Gewehrschützen begannen laut zu diskutieren. An einer Stelle rissen sie bereits die Gitter von den Waggontüren, dann an einer anderen. Plötzlich feuerte einer der Soldaten dem Anstifter mitten ins Gesicht, so dass dieser sich rückwärts überschlug und reglos neben den anderen Leichen liegen blieb. Doch es war zu spät: Mit Triumphgeheul strömten die Kranken aus dem Zug heraus, liefen ungelenk auf ihren dicken Beinen fort, rissen den unschlüssigen Wachleuten die Gewehre aus den Händen und verschwanden in die verschiedensten Richtungen. Auch ihre Bewacher begannen sich nun zu bewegen: Ein paar von ihnen gaben vereinzelt Schüsse auf die Kranken ab, andere dagegen mischten sich bereits unter sie und liefen mit ihnen auf die Tunnel zu - die einen nach Norden, Richtung Serpuchowskaja, die anderen nach Süden, Richtung Nagatinskaja.

Artjom stand noch immer stocksteif da und starrte den Kommandeur verständnislos an. Der wollte einfach nicht sterben. Zuerst kroch er auf allen vieren vorwärts, dann stand er auf und lief stolpernd los. Offenbar hatte er ein ganz bestimmtes Ziel.

»Ihr werdet euch noch wundern«, murmelte er. »So einfach überrumpelt ihr mich nicht.«

Sein fahriger Blick blieb an Artjom hängen. Erst sah er ihn an, als ob er ihn nicht wiedererkennen würde, dann blaffte er ihn im gewohnten Befehlston an: »Popow! Bring mich in den Funkraum! Am nördlichen Posten müssen die Wachleute unbedingt das Tor schließen.«

Der Kommandeur stützte sich auf Artjoms Schulter, und so humpelten sie schwerfällig an dem jetzt leeren Zug vorbei, vorbei an kämpfenden Menschen und an Bergen von Müll, bis sie endlich im Funkraum ankamen, wo das Telefon stand. Die Wunde des Kommandeurs schien nicht lebensgefährlich zu sein, doch hatte er viel Blut verloren. So verließen ihn nun die Kräfte, und er sank ohnmächtig zusammen.

Artjom schob den Tisch vor die Tür, nahm das Mikrofon der internen Leitung und wählte die Nummer der nördlichen Wache. Der Apparat klickte, dann kam ein rasselnder Laut, wie wenn jemand angestrengt atmete, und schließlich - entsetzliches Schweigen.

Es war also zu spät. Diesen Weg würde er nicht mehr abschneiden können. Aber die Dobryninskaja, die musste er doch wenigstens warnen! Er stürzte zum Telefon, drückte auf einen der beiden Knöpfe, wartete ein paar Sekunden . Gott sei dank, der Apparat funktionierte noch! Zuerst hörte er im Hörer nur das Echo flüstern, dann eine Art Zirpen, dann endlich kamen die Ruftöne.

Eins . zwei . drei . vier . fünf . sechs .

Herrgott, bitte lass sie antworten! Wenn sie noch leben, wenn sie noch nicht infiziert sind, lass sie antworten, damit sie eine Chance bekommen. Lass jemanden abheben, bevor die Kranken die Stationsgrenze dort erreichen. Artjom hätte seine Seele dafür verkauft, wenn am anderen Ende des Kabels nur jemand den Hörer abhob.

Da geschah das Unmögliche. Der siebte Rufton brach in der Mitte ab, ein Krächzen war zu hören, im Hintergrund erregte Wortfetzen, und dann durchschnitt eine atemlose, gebrochene Stimme das Rauschen.

»Dobryninskaja hier!«

Die Zelle war in Halbdunkel getaucht, doch Homer genügte selbst das wenige Licht, um zu erkennen: Die Silhouette dieses Häftlings war zu schwächlich und leblos, um die des Brigadiers zu sein. Es schien, als säße hinter dem Gitter eine Strohuppe, willenlos, in sich zusammengesackt. Wahrscheinlich war es einer der Wachleute - tot. Doch wo war Hunter.

»Ich dachte schon, ihr kommt nicht mehr«, ertönte eine hohle, dumpfe Stimme hinter ihnen. »Da drin war es mir zu eng.«

Melnik wirbelte in seinem Rollstuhl so schnell herum, dass Homer gar nicht hinterherkam. Mitten im Durchgang zur Station stand der Brigadier. Seine Arme waren eng verschränkt, als ob der eine dem anderen misstraute und sich fürchtete, ihn freizugeben. Er zeigte ihnen seine entstellte Gesichtshälfte.

Melniks Wange zuckte. »Bist du das?«

»Noch.« Hunter räusperte sich seltsam. Hätte Homer nicht gewusst, dass das unmöglich war, er hätte dieses Geräusch als eine Art Lachen interpretiert.

»Was ist mit dir? Mit deinem Gesicht?« Sicher wollte Melnik ihn eigentlich etwas ganz anderes fragen. Mit einer

Handbewegung hieß er die Sicherheitsleute, sich zu entfernen. Homer durfte bleiben.

»Du bist auch nicht gerade in Bestform.« Der Brigadier räusperte sich erneut.

»Nichts Besonderes.« Melnik verzog das Gesicht. »Schade nur, dass ich dich nicht umarmen kann. Hol's der Teufel . Wie lange wir dich gesucht haben!«

»Ich weiß. Ich musste eine Zeit lang allein sein«, sagte Hunter in seiner typischen, stakkatohaften Art. »Ich . wollte nicht zu den Menschen zurück. Wollte für immer verschwinden. Aber dann bekam ich Angst.«

»Was ist damals passiert, mit den Schwarzen? Hast du das von ihnen?« Melnik deutete mit dem Kopf auf die violetten Narben in Hunters Gesicht.

»Nichts ist passiert. Es ist mir nicht gelungen, sie zu vernichten.« Der Brigadier berührte die Schramme. »Ich konnte es nicht. Sie . haben mich gebrochen.«

»Du hast damals recht gehabt«, sagte Melnik auf einmal mit unerwarteter Heftigkeit. »Verzeih mir! Zu Anfang habe ich es nicht für wichtig gehalten und dir nicht geglaubt. Wir hatten damals. Nun, du weißt selbst. Aber wir haben sie gefunden und komplett ausgeräuchert. Wir dachten, du lebst nicht mehr. Und dass sie dich. Deswegen habe ich sie für dich. Alle bis zum letzten!«

»Ich weiß«, erwiderte Hunter heiser. Es fiel ihm sichtlich schwer, darüber zu reden. »Sie wussten, dass es dazu kommen würde -wegen mir. Sie wussten alles. Sie konnten die Menschen sehen, das Schicksal jedes einzelnen. Wenn du wüsstest, gegen wen wir damals die Hand erhoben haben! Damals hat er uns noch ein letztes Mal zugelächelt. Er hatte sie geschickt, um uns noch eine Chance zu geben. Und wir . Ich habe sie verurteilt, und ihr habt es vollstreckt. Denn so sind wir. Die wahren Ungeheuer.«

»Was redest du da?«

»Als ich zu ihnen kam, haben sie mir mich selbst gezeigt. Ich blickte damals wie in einen Spiegel und sah alles, wie es ist. Ich begriff alles über mich. Über die Menschen. Warum uns das alles passiert ist.«

»Wovon sprichst du?« Melnik starrte seinen Kameraden besorgt an und blickte dann hastig zur Tür. Bereute er, dass er die Wachleute weggeschickt hatte?

»Ich sag es dir - ich habe mich selbst mit ihren Augen gesehen, wie in einem Spiegel. Nicht von außen, sondern mein Innerstes, das, was sich hinter dem Schutzschirm verbirgt. Sie haben es hervorgelockt, in den Spiegel, um es mir zu zeigen. Das Monster. Den Menschenfresser. Einen Menschen habe ich da jedenfalls nicht gesehen. Und ich habe mich vor mir selbst gefürchtet. Ich hatte mich selbst belogen. Mir gesagt, dass ich da bin, um die Menschen zu beschützen, sie zu retten. Alles gelogen! Wie ein hungriges Tier bin ich allen an die Kehle gegangen. Noch schlimmer. Der Spiegel verschwand, aber es. das da. blieb zurück. Es war erwacht und kam nicht mehr zur Ruhe. Sie dachten, ich würde mich danach umbringen. Und ja: Wozu sollte ich noch leben? Doch ich tat es nicht. Ich musste kämpfen. Zuerst allein, damit es niemand sieht. Weit weg von den Menschen. Ich dachte, ich kann mich selbst bestrafen, damit sie es nicht tun. Ich dachte, ich verjage es durch Schmerzen.« Der Brigadier berührte seine Narben. »Aber dann begriff ich, dass ich es allein nicht besiegen würde. Immer wieder vergaß ich mich. Also kehrte ich zurück.«

»Gehirnwäsche«, sagte Melnik. »Das ist es, was sie mit dir gemacht haben.«

»Egal! Es ist schon wieder vorbei.« Hunter nahm die Hand von seinem Gesicht, und seine Stimme veränderte sich: Nun klang sie wieder dumpf und leblos. »Zumindest fast. Die Geschichte ist lange her. Was geschehen ist, ist geschehen. Wir sind jetzt allein. Wir müssen uns durchkämp-

fen. Aber deswegen bin ich nicht hier. An der Tulschaja ist eine Epidemie ausgebrochen. Sie könnte auf die Sewastopolskaja und auf den Ring übergreifen. Das Luftfieber. Dasselbe wie damals. Tödlich.« Melnik blickte ihn misstrauisch an. »Niemand hat mir etwas davon berichtet.« »Niemand hat niemandem etwas berichtet. Sie sind zu feige. Deshalb lügen sie. Und verheimlichen es. Sie begreifen nicht, was sie damit anrichten.« Melnik rollte näher an den Brigadier heran. »Was willst du von mir?«

»Das weißt du selbst. Die Gefahr muss beseitigt werden. Gib mir eine Marke. Gib mir Männer. Flammenwerfer. Wir müssen die Tulschaja sperren und säubern. Falls nötig, auch die Serpuchowskaja und die Sewastopolskaja. Ich hoffe, dass es noch nicht weiter gekommen ist.«

»Drei Stationen einfach so herausschneiden - für alle Fälle?«

»Um die anderen zu retten.«

»Nach so einem Gemetzel werden sie den Orden hassen.«

»Niemand wird etwas erfahren. Denn es wird niemand übrig bleiben, der sich anstecken könnte . oder etwas gesehen haben könnte.«

»Für einen so hohen Preis?«

»Begreifst du nicht? Wenn wir noch weiter zögern, werden wir niemanden mehr retten können. Wir haben zu spät von der Seuche erfahren. Es gibt keine andere Möglichkeit, sie aufzuhalten. In zwei Wochen ist die ganze Metro eine einzige Pestbaracke, und in einem Monat - ein Friedhof.«

»Ich muss mich erst selbst davon überzeugen.«

»Du glaubst mir nicht, was? Du denkst, ich bin wahnsinnig geworden? Nun, glaub, was du willst, es ist mir egal. Ich gehe allein. Wie immer. Aber ich habe wenigstens ein reines Gewissen.«

Hunter wandte sich um, ohne den versteinerten Homer auch nur eines Blickes zu würdigen, und bewegte sich zum

Ausgang. Seine letzten Worte hatten Melnik wie eine Harpune getroffen, die ihn nun hinter dem Brigadier herzog.

»Warte! Nimm die Marke!« Hastig kramte Melnik in seiner Uniformjacke herum und reichte Hunter eine schmucklose Scheibe. »Ich . genehmige es.«

Der Brigadier nahm die Marke aus der knochigen Hand, steckte sie in die Tasche, nickte schweigend und warf einen langen, lidlosen Blick auf Melnik.

»Komm wieder zurück. Ich bin müde«, murmelte dieser.

Hunter räusperte sich noch einmal auf diese merkwürdige Weise und sagte: »Ich dagegen war nie in besserer Form.«

Dann verschwand er.

Lange traute sich Sascha nicht, noch einmal zu läuten, um die Wächter der Smaragdenen Stadt nicht zu verärgern. Sie hatten sie sicher gehört, aber vielleicht brauchten sie noch Zeit, um sie eingehend zu studieren. Wenn sie die Tür, die in die Erde eingewachsen schien, noch immer nicht geöffnet hatten, so konnte das nur bedeuten, dass sie sich berieten, ob sie eine Fremde einlassen sollten, die offenbar zufällig ihren geheimen Code erraten hatte.

Was sollte sie sagen, wenn sich das Tor öffnete?

Sollte sie ihnen von der Epidemie an der Tulsckaja erzählen? Würden sie es riskieren, sich in diese Geschichte einzumischen? Was, wenn sie sie gleich durchschauten, so wie Leonid es getan hatte? Sollte sie ihnen vielleicht von dem Fieber erzählen, das sie selbst erfasst hatte? Sollte sie anderen gestehen, was sie sich noch nicht einmal selbst eingestand?

Würde Sascha denn überhaupt ihre Herzen rühren können? Wenn sie diese furchtbare Krankheit längst besiegt hatten, warum hatten sie dann nicht eingegriffen, warum keinen Kurier mit dem Medikament zur Tulsckaja geschickt? Nur weil sie die gewöhnlichen Menschen fürchteten? Oder

hofften sie, dass die Krankheit alle dahinraffte? Am Ende hatten sie dieses Fieber selbst in die Metro gebracht.

Nein! Wie konnte sie nur so denken! Leonid hatte gesagt, dass die Bewohner der Smaragdenen Stadt gerecht und menschenfreundlich waren. Dass sie keine Todesstrafe kannten und einander nicht einmal einsperrten. Und dass inmitten all der unendlichen Schönheit, mit der sie sich umgaben, niemand auch nur an ein Verbrechen zu denken wagte.

Aber warum retteten sie dann nicht die Todgeweihten? Und warum öffneten sie nicht die Tür?

Sascha läutete noch einmal. Und noch einmal.

Hinter der Stahlwand war es so still, als wäre diese nur eine Attrappe, die Tausende Tonnen steinerne Erde verdeckte.

»Sie werden dir nicht aufmachen.«

Sascha fuhr herum. Etwa zehn Schritte von ihr entfernt stand Leonid - geduckt, mit wirrem Haar und bedrückter Miene.

Sascha starrte ihn verständnislos an. »Dann versuch du es! Vielleicht haben sie dir ja verziehen? Das ist es doch, weswegen du gekommen bist, oder?«

»Es gibt nichts zu verzeihen. Dort ist nichts.«

»Aber du hast doch gesagt.«

»Ich habe gelogen. Das ist nicht der Eingang zur Smaragdenen Stadt.«

»Wo ist er dann?«

»Ich weiß es nicht.« Er hob die Arme. »Keiner weiß es.«

»Aber warum haben sie dich dann überall durchgelassen? Bist du denn kein Beobachter? Du bist doch . am Ring und bei den Roten . Du machst mir schon wieder etwas vor, ja? Du hast das mit der Stadt ausgeplaudert, und jetzt tut es dir leid!« Sie versuchte flehentlich seinen Blick zu erhaschen, suchte nach einer Bestätigung für ihre Vermutungen.

Leonid blickte störrisch zu Boden. »Ich habe selbst immer davon geträumt, dorthin zu kommen. Viele Jahre habe ich sie gesucht. Habe Gerüchte gesammelt, alte Bücher gelesen. Allein an dieser Stelle hier bin ich an die hundertmal gewesen. Dann fand ich diesen Klingelknopf und ließ es tagelang läuten. Vergebens.«

»Warum hast du mich belogen?« Sie ging auf ihn zu, und ihre rechte Hand griff wie von selbst nach ihrem Messer. »Was habe ich dir getan? Warum tust du das?«

»Ich wollte dich ihnen wegnehmen.« Der Anblick des Messers brachte den Musiker völlig durcheinander, doch anstatt fortzulaufen, setzte er sich auf die Gleise. »Ich dachte, wenn ich mit dir allein bin.«

»Und warum bist du jetzt hier?«

»Schwer zu sagen.« Ergeben blickte er sie von unten an. »Wahrscheinlich habe ich kapiert, dass ich zu weit gegangen bin. Nachdem ich dich hierhergeschickt hatte, bin ich ins Grübeln geraten. Die Seele wird ja nicht schwarz geboren. Anfangs ist sie klar und durchscheinend, und erst allmählich dunkelt sie nach, Flecken für Flecken, jedes Mal, wenn du dir etwas Böses verzeihst, eine Rechtfertigung dafür findest, dir sagst, dass es doch nur ein Spiel ist. Irgendwann nimmt die Schwärze dann überhand. Selten bemerkt man diesen Augenblick selbst, denn von innen ist er schwer zu erkennen. Aber mir wurde plötzlich klar, dass ich genau hier und jetzt eine Grenze überschreite und von da ab ein anderer Mensch sein werde. Für immer. Und deshalb bin ich hier, um alles zuzugeben.

Weil du es nicht verdient hast.«

»Warum haben alle so eine Angst vor dir? Warum knicken sie alle ein?«

»Nicht vor mir«, seufzte Leonid. »Vor meinem Vater.«

»Was?«

»Sagt dir der Name ‚Moskwin‘ nichts?«

Sascha schüttelte den Kopf. »Nein.«

Der Musiker lächelte betrübt. »Da bist du wahrscheinlich die Einzige in der ganzen Metro. Jedenfalls ist mein Vater ein großer Boss. Der Boss der Roten Linie. Er hat mir einen Diplomatenpass ausstellen lassen, also lassen sie mich durch. Der Name kommt nicht so häufig vor, da will keiner Probleme bekommen. Höchstens mal, wenn einer nicht Bescheid weiß.«

Sascha war wieder zurückgetreten und sah ihn abschätzig an. »Und was beobachtest du so? Hat man dich deswegen losgeschickt?«

»Rausgeschmissen haben sie mich. Als Papa kapierte, dass aus mir kein richtiger Mann wird, verlor er die Lust an mir. Und so mache ich jetzt ab und zu seinem Namen Schande.« Leonid zog eine Grimasse.

»Hast du dich mit ihm gestritten?«

»Wie kann man mit dem Genossen Moskwin streiten? Er ist doch ein Denkmahl! Sie haben mich verbannt und verflucht. Weißt du, ich war schon als Kind ein Narr in Christo. Ich mochte nur schöne Bilder, Klavierspiel, Bücher. Daran ist meine Mutter schuld - sie wollte eigentlich ein Mädchen. Als mein Vater dahinterkam, hat er versucht mich für Feuerwaffen und Parteintrigen zu begeistern, aber es war schon zu spät. Mutter brachte mir das Flötespielen bei, und Vater trieb es mir mit dem Riemen wieder aus. Den Professor, der mich unterrichtete, schickte er in die Verbannung und stellte mir einen Politruck zur Seite. Alles vergebens. Ich war schon durch und durch verdorben. Ich hasste die Rote Linie, sie war mir immer zu . grau. Ich wollte ein farbenfrohes Leben, wollte Musik machen, Bilder malen. Also ließ mich mein Vater einmal ein Mosaik zertrümmern, zu pädagogischen Zwecken. Damit ich lernte, dass alles Schöne vergänglich war. Und ich zerschlug es, damit ich keine Prügel bekam. Doch während ich das tat, merkte ich mir jedes

Detail genau, selbst jetzt noch könnte ich es wieder zusammensetzen. Seither hasse ich meinen Vater.«

»Das darfst du nicht sagen!«, rief Sascha entsetzt.

»Ich schon.« Leonid lächelte. »Andere werden dafür erschossen. Das mit der Smaragdenen Stadt . hat mir einmal mein Professor erzählt. Im Flüsterton, als ich noch ganz klein war. Also beschloss ich, dass ich den Eingang unbedingt finden würde, wenn ich groß bin. Es muss doch irgendwo auf dieser Erde einen Ort geben, wo das, wofür ich lebe, einen Sinn hat. Wo alle dafür leben. Wo ich nicht ein kleiner, hässlicher Nichtsnutz bin, kein weißhändiger Prinz, kein Erb-Dracula, sondern ein Gleicher unter Gleichen.«

»Und du hast ihn nicht gefunden, diesen Ort.« Sascha steckte das Messer weg. Sie hatte den Kern all dieser Worte gefunden. »Denn es gibt ihn nicht.«

Leonid zuckte mit den Schultern. Er erhob sich, ging zu dem Klingelknopf hinüber und drückte darauf. »Wahrscheinlich spielt es keine Rolle, ob mich da drüben jemand hört oder nicht. Wahrscheinlich spielt es keine Rolle, ob es diesen Ort auf der Erde überhaupt gibt. Hauptsache, ich glaube, dass er irgendwo existiert. Dass mich jemand hört. Und ich es einfach noch nicht verdient habe, dass mir jemand öffnet.«

»Und das genügt dir?«

Wieder zuckte der Musiker mit den Schultern. »Es hat der ganzen Welt immer genügt - also genügt es auch mir.«

Homer lief auf den Bahnsteig und blickte sich verwirrt um - Hunter war nirgends zu sehen. Hinter ihm rollte Melnik aus dem Untersuchungsgefängnis heraus, grau und niedergeschlagen, als hätte er dem Brigadier gleichzeitig mit der rätselhaften Marke seine Seele vermacht.

Warum war Hunter fortgelaufen und wohin? Warum hatte er Homer zurückgelassen? Melnik würde er nicht danach fragen; vielmehr musste er zusehen, dass er ihm aus dem

Weg ging, bevor dieser sich an ihn erinnerte. Also tat Homer so, als wollte er den Brigadier einholen und schritt eilig davon, jeden Moment auf einen Zuruf von hinten gefasst. Doch Melnik schien sich nicht mehr für ihn zu interessieren.

Hunter hatte Homer gesagt, er brauche ihn, damit er sein früheres Ich nicht vergaß. Hatte er gelogen? Vielleicht hatte er nur vermeiden wollen, dass er in seiner Raserei einen Kampf an der Polis vom Zaun brach, den er durchaus verlieren konnte -und das hätte ihm den Weg zur Tulsakaja versperrt. Sein Gespür und sein Killerinstinkt waren übernatürlich, doch nicht einmal er konnte es wagen, allein eine ganze Station zu stürmen. Wenn das stimmte, dann hatte Homer seine Rolle gespielt, indem er Hunter bis zur Polis begleitet hatte, und war nun unsanft von der Bühne gestoßen worden.

Somit war auch er am Ausgang der Geschichte beteiligt; er hatte seinen Teil dazu beigetragen, dass das Finale genauso wurde, wie es sich der Brigadier -oder derjenige, der seine Rolle spielte - ausgedacht hatte.

Was war das für eine Marke? Ein Passierschein? Ein Insignium der Macht? Ein schwarzes Mal? Ein Ablass im Voraus - für all die Sünden, die Hunter so unbedingt auf seine Seele laden wollte? Wie auch immer: Der Brigadier hatte Melnik die Marke und sein Einverständnis entrissen. Endlich hatte er freie Hand. Und er hatte sicher nicht vor, irgendwem zu beichten - das, was da in ihm die Oberhand gewonnen hatte, das Ungeheuer, das ihm bisweilen im Spiegel erschien, konnte nicht einmal richtig sprechen.

Was würde an der Tulsakaja geschehen, wenn Hunter bis dorthin durchkam?

Würde er seinen Durst stillen können, indem er eine ganze Station in Blut tränkte, ja vielleicht sogar zwei oder drei?

Oder würde das, was er da in sich austrug, dadurch erst ins Unermessliche wachsen?

Welchen der beiden Hunters hatte Homer eigentlich bis hierher begleitet? Denjenigen, der die Menschen verschlang, oder den, der das Monster bekämpfte? Welcher der beiden war in dem Phantom-Zweikampf an der Poljanka zu Boden gegangen? Und wer hatte danach Homer um Hilfe gebeten?

Ja, vielleicht hatte Homer eine ganz andere Bestimmung: ihn zu töten. Waren es womöglich jene kläglichen Überreste des alten Brigadiers, die in ihrer Verzweiflung den Alten als Begleiter angefordert hatten, damit dieser alles mit eigenen Augen sah und Hunter vor Entsetzen oder aus Mitleid irgendwo in einem dunklen Tunnel mit einem Genickschuss kaltmachte? Selbst konnte sich der Brigadier das Leben nicht nehmen, also hatte er sich einen Henker gesucht. Einen Henker, den man um nichts bitten musste, der über genügend Intuition verfügte, um alles von selbst zu begreifen, und geschickt genug war, den anderen Hunter zu betrügen - den zweiten, der mit jedem Tag immer monströser wurde und nicht sterben wollte.

Doch selbst wenn Homer den Mut hatte, den richtigen Moment abpasste und Hunter hinterrücks ermordete, was würde das bringen? Die Seuche würde er allein nicht aufhalten können. Blieb ihm dann also trotz aller Dringlichkeit nichts anderes, als weiter zu beobachten und aufzuschreiben?

Homer ahnte, wohin sich der Brigadier begeben hatte. Dieser schon fast mythische Orden, dem offenbar sowohl Melnik als auch Hunter angehörten, hatte laut Gerüchten seine Basis an der Smolenskaja, dem Unterbauch der Polis. Seine Legionäre schützten die Metro und ihre Bewohner vor jenen Gefahren, mit denen ganze Armeen gewöhnlicher Sta-

tionen nicht fertig wurden. Mehr wusste man über diese geheimnisvolle Organisation nicht.

Der Alte durfte nicht einmal daran denken, die Smolenskaja zu betreten - sie war unzugänglich wie die Festung Alamut. Doch wozu auch: Um den Brigadier wiederzusehen, musste Homer einfach nur an die Dobryninskaja zurückkehren. Und warten, bis Hunters Bestimmung ihn unweigerlich dorthin brachte, an den Ort seines zukünftigen Verbrechens, die Endstation dieser merkwürdigen Geschichte.

Sollte er ihm erlauben, mit den Verseuchten abzurechnen und die Tuskaja zu desinfizieren, und erst danach seinen unausgesprochenen Willen vollstrecken? Homer hatte immer eine ganz andere Rolle für sich gesehen: nicht zu schießen, sondern zu erfinden; nicht Leben zu nehmen, sondern Unsterblichkeit zu verleihen; nicht zu urteilen, sich nicht einzumischen, den Helden seines Buchs die Möglichkeit zu geben, selbst zu handeln. Doch wenn du bis zum Knie im Blut stehst, ist es schier unmöglich, dich nicht schmutzig zu machen. Jetzt war es ein Glück, dass er das Mädchen mit diesem durchtriebenen Kerl hatte gehen lassen - so hatte er wenigstens Sascha davor bewahrt, dieses furchtbare Gemetzel mitanzusehen, das sie ohnehin nicht würde verhindern können.

Er blickte auf die Stationsuhr: Wenn der Brigadier seinen Zeitplan einhielt, blieben Homer noch ein paar Stunden. Ein wenig Zeit also, um mit sich allein zu sein. Und um die Polis um einen letzten Tango zu bitten.

»Und wie willst du dir das Recht verdienen, eingelassen zu werden?«, fragte Sascha.

»Na ja.« Leonid zögerte. »Es ist dumm, ich weiß, aber mit meiner Flöte.

Ich dachte, vielleicht kann ich damit etwas wiedergutmachen. Verstehst du, Musik ist von allen Künsten die flüch-

tigste. Sie existiert nur so lange, wie das Instrument klingt, und im nächsten Augenblick ist sie spurlos verschwunden.

Doch nichts reißt die Menschen so sehr mit wie Musik, nichts verletzt sie so tief und heilt so langsam. Wenn dich einmal eine Melodie berührt, bleibt sie ein Leben lang bei dir. Sie ist ein Extrakt der Schönheit. Ich dachte, vielleicht kann ich damit die Missbildungen der Seele heilen.«

»Du bist sonderbar.«

»Aber jetzt habe ich begriffen, dass ein Aussätziger keine Aussätzigen heilen kann. Wenn ich dir nicht alles sage, werden sie mir nie aufmachen.«

Sascha blickte ihn scharf an. »Glaubst du etwa, dass ich dir verzeihe? Deine Lügen, deine Grausamkeit?«

»Gibst du mir noch eine letzte Chance?« Leonid lächelte ihr zu. »Du sagst doch selbst, dass wir alle eine verdienen.«

Sascha schwieg. Sie war vorsichtig geworden. Diesmal würde sie sich nicht in seine merkwürdigen Spielchen hineinziehen lassen. Gerade erst hatte sie ihm geglaubt, hatte seine Reue für wahr gehalten, und jetzt - schon wieder?

»Von all dem, was ich dir erzählt habe, ist eines wahr«, sagte er. »Es gibt ein Mittel gegen die Krankheit.«

»Ein Medikament?« Sascha fuhr auf, erneut bereit, sich betrügen zu lassen.

»Nein, kein Medikament. Keine Tabletten, kein Serum. Vor ein paar Jahren ist bei uns an der Preobraschenskaja eine ähnliche Krankheit ausgebrochen.« »Warum weiß Hunter nichts davon?«

»Es gab keine Epidemie. Die Krankheit ist von selbst wieder zurückgegangen. Diese Erreger sind empfindlich gegen radioaktive Strahlung. Irgendwas passiert mit ihnen, ich glaube, sie hören auf sich zu teilen. Jedenfalls lässt sich die Krankheit so stoppen, sogar schon mit ziemlich niedrigen Dosen. Man ist damals durch Zufall darauf gekommen.

Mehr braucht es nicht. Die Lösung des Problems liegt sozusagen an der Oberfläche.«

Zitternd griff sie nach seiner Hand. »Wirklich?«

»Wirklich.« Er legte seine andere Hand auf die ihre. »Wir müssen nichts weiter tun, als uns mit ihnen in Verbindung setzen und es ihnen erklären.«

Sie löste sich von ihm, und ihre Augen blitzten auf. »Warum hast du mir das nicht früher gesagt? Das ist doch so einfach! Wie viele Menschen sind inzwischen gestorben!«

»Innerhalb eines Tages? Wohl kaum. Ich wollte nicht, dass du bei diesem Killer bleibst. Ich wollte dir von Anfang an alles sagen, aber ich wollte dieses Geheimnis eintauschen - gegen dich.«

»Gegen fremde Leben hast du mich eingetauscht!«, zischte Sascha. »Dabei bin ich nicht eines davon wert!«

Der Musiker hob eine Augenbraue. »Ich würde meines eintauschen.«

»Das hast du nicht zu entscheiden! Steh auf! Wir müssen schnell zurück. Solange er noch nicht an der Tulskaia angekommen ist.« Sascha tippte mit ihrem Finger auf die Uhr, flüsterte etwas und stöhnte. »Nur noch drei Stunden!«

»Wieso? Wir können die Telefonleitung nutzen. Ich werde veranlassen, dass man bei der Hanse anruft und alles erklärt. Dann müssen wir nicht selbst hinlaufen, zumal wir es vermutlich sowieso nicht schaffen.«

»Nein!« Sascha schüttelte den Kopf. »Nein! Er wird es nicht glauben. Nicht glauben wollen. Ich muss es ihm selbst sagen. Ihm erklären.«

»Und was kommt dann?«, fragte Leonid eifersüchtig. »Dann gibst du dich ihm aus lauter Freude hin?«

»Was geht dich das an?«, schnappte sie zurück. Doch dann begriff sie instinktiv, wie sich ein verliebter Mann am besten kontrollieren ließ, und fügte sanfter hinzu: »Ich will

nichts von ihm. Aber ohne dich habe ich keine Chance durchzukommen.«

»Das Lügen hast du jedenfalls schnell von mir gelernt«, entgegnete Leonid mit säuerlichem Grinsen. Dann seufzte er ergeben. »Na gut. Gehen wir.«

Die Sportivnaja erreichten sie erst nach einer halben Stunde: Die Posten hatten gewechselt, und Leonid musste ihnen erneut erklären, wie ein Mädchen ohne Pass die Grenze zur Roten Linie hatte überqueren können. Sascha blickte nervös auf ihre Uhr, und Leonid auf sie; ihm war deutlich anzumerken, dass er schwankte, mit sich selbst rang.

Auf dem Bahnsteig schichteten schwächliche Rekruten gerade einige Ballen mit irgendwelchen Gütern auf eine alte, stinkende Draisine; betrunkene Handwerker taten so, als würden sie geplatzte Rohrleitungen stopfen; einige Hosenträger in Uniform übten ein Kinderlied. Innerhalb von fünf Minuten wurden Sascha und Leonid zweimal zur Ausweiskontrolle angehalten, und ausgerechnet die letzte Kontrolle, als sie schon fast den Tunnel zur Frunsenskaja betreten hatten, zog sich quälend lange hin.

Die Zeit lief ihnen davon. Sascha wusste nicht einmal, ob ihnen diese Gnadenfrist von gut zwei Stunden überhaupt noch zur Verfügung stand. Hunter konnte keiner aufhalten, und möglicherweise hatte er längst mit seiner Operation begonnen.

Die Soldaten hatten die Draisine inzwischen fertig beladen; das Gefährt nahm schnaufend Fahrt auf und kam näher. Da fasste Leonid einen Entschluss.

»Ich will dich nicht gehen lassen«, sagte er. »Aber ich kann dich auch nicht halten. Ich dachte, ich Sorge dafür, dass wir zu spät kommen, damit du dort nichts mehr zu suchen hast. Aber ich habe verstanden, dass ich dich dadurch nicht für mich gewinnen kann. An sich ist Ehrlichkeit die

schlechteste Methode, um eine Frau zu verführen, doch ich will nicht mehr lügen. Ich will mich nicht mehr ständig vor dir schämen müssen. Wähle selbst, bei wem du bleiben willst.« Unvermittelt riss der Musiker dem betulichen Streifenposten seinen Wunderpass aus der Hand und schlug ihn erstaunlich flink mit einem Kinnhaken zu Boden. Dann packte er Sascha an der Hand und zog sie mit einem Sprung auf die Draisine, die in diesem Moment an ihnen vorbeifuhr. Als sich der Fahrer zu ihnen umwandte, blickte er verblüfft in einen Revolverlauf.

Leonid lachte laut auf. »Papa wäre jetzt stolz auf mich! Wie oft musste ich mir von ihm anhören, dass ich nur meine Zeit vergeude und dass mit meiner weibischen Pfeife niemals was aus mir wird! Und ausgerechnet jetzt, wo ich mich endlich wie ein echter Mann benehme, ist er nicht hier! Was für eine Tragik!« Dann befahl er dem Draisinenführer: »Spring!«, worauf der sich trotz der Geschwindigkeit gehorsam auf die Gleise fallen ließ, sich schreiend überschlug und in der Dunkelheit verschwand.

Leonid begann die Ladung abzuwerfen; mit jedem Ballen, der auf die Gleise fiel, rührte der Motor lauter. Der altersschwache Scheinwerfer am Bug der Draisine warf unsicher und flackernd sein Licht voraus; es reichte gerade für die nächsten paar Meter. Kreischend, wie wenn jemand über Glas kratzt, jagte eine Rattenbrut vor den Rädern davon, ein erschrockener Streckenwärter sprang im letzten Augenblick zur Seite, und in der Ferne begann eine Alarmsirene hysterisch zu heulen. Die Tunnelrippen flackerten immer schneller an ihnen vorbei - Leonid holte aus der Maschine das Letzte heraus.

Sie flogen an der Frunsenskaja vorüber. Die ahnungslosen Wachposten stürzten davon, wie zuvor die Ratten, und erst als die Draisine die Station weit hinter sich gelassen

hatte, heulte dort ärgerlich und im Gleichklang mit der Sportivnaja der Alarm auf.

»Jetzt geht es los!«, schrie Leonid. »Wir müssen es bis zur Abzweigung zum Ring schaffen! Dort haben sie eine große Stellung und werden versuchen uns abzufangen. Wir fahren weiter die Linie entlang, bis ins Zentrum!«

Er wusste, was sie zu befürchten hatten: Aus ebenjenem Seitenarm, der sie zuvor zur Roten Linie geführt hatte, schlug ihnen in diesem Augenblick das Scheinwerferlicht einer Diesellok entgegen. Die Abzweigung lag nur noch wenige Schritte entfernt, zum Anhalten war es zu spät. Leonid trat das blank gescheuerte Pedal bis zum Anschlag in den Boden, und Sascha kniff die Augen zusammen. Es blieb nur zu hoffen, dass die Weiche richtig gestellt war - sonst würden sie frontal mit dem anderen Gefährt zusammenstoßen.

Ein Maschinengewehr donnerte los, die Kugeln sausten wenige Zentimeter an ihren Ohren vorbei. Brandgeruch und heiße Luft hüllten sie ein, ein fremder Motor brüllte auf und verstummte wieder - die beiden Gefährte hatten einander wie durch ein Wunder verfehlt. Kaum hatte ihre Draisine die Weiche passiert, schoss die Diesellok auch schon auf ihre Spur hinaus. Während sie schwankend in Richtung Park kultury rollten, fuhr die Lok in die Gegenrichtung.

Noch hatten sie also einen kleinen Vorsprung. Bis zur nächsten Station würde es reichen, doch was dann? Die Draisine wurde langsamer, denn der Tunnel stieg allmählich an.

Leonid drehte sich zu Sascha um. »Die nächste Station ist Park kultury, sie liegt fast direkt unter der Oberfläche. Die Frunsenskaja dagegen fünfzig Meter tiefer. Wir müssen nur diese Steigung überwinden, dann legen wir wieder einen Zahn zu!«

Und tatsächlich: Als sie am Park kultury ankamen, hatten sie bereits wieder an Fahrt gewonnen. Die Station war alt und stolz, mit einer hohen Decke, doch irgendwie leblos, dunkel und kaum bewohnt. Kräczzend erhob auch hier eine Sirene ihre heisere Stimme. Hinter Ziegelbewehrungen waren Köpfe zu sehen. Sturmgewehre bellten wütend los, jedoch zu spät - sie konnten nichts ausrichten.

»Vielleicht bleiben wir sogar am Leben!« Leonid lachte.
»Mit etwas Glück.«

Da sahen sie vom Heck der Draisine aus zuerst einen Funken in der Dunkelheit, kurz darauf flammte etwas blendend auf und kam näher. Der Scheinwerfer der Diesellok! Den Lichtstrahl wie eine Lanze vor sich gestreckt, als wollte sie die klapprige Draisine damit aufspießen, verschlang sie die Entfernung zwischen ihnen. Wieder knatterte das MG los, wieder jaulten Kugeln an ihnen vorbei.

»Nicht mehr weit! Da ist schon die Kropotkinskaja!«

Die Kropotkinskaja - in Quadrate eingeteilt, voller Zelte, heruntergekommen, ungepflegt. Undeutliche Porträts an den Wänden, gemalt vor langer Zeit und bereits verwischt. Fahnen und nochmals Fahnen, so viele, dass sie zu einem einzigen flammend roten Band verschwammen, wie ein erstarrter Blutstrahl aus einer steinernen Vene.

Diesmal war es ein Granatwerfer, der ihnen seine Ladung nachschleuderte. Ein Regen aus Marmorsplittern ergoss sich über die Draisine, von denen einer Saschas Bein traf, jedoch keine tiefe Wunde hinterließ. Vor ihnen hatten die Soldaten einen Schlagbaum herabgelassen, aber die Draisine durchschlug ihn glatt, wobei sie fast entgleist wäre.

Die Diesellok kam unerbittlich näher: Ihr Motor war viel leistungsfähiger und bewegte das stahlverkleidete Monstrum mühelos vorwärts. Sascha und Leonid legten sich flach hin, um hinter der niedrigen Metallbrüstung vor dem stetigen Kugelhagel in Deckung zu gehen.

In wenigen Augenblicken würden die Karosserien der beiden Fahrzeuge aneinanderstoßen, und dann würden sie die Draisine entern. Sascha sah verzweifelt zu Leonid -der den Verstand verloren zu haben schien, denn er begann sich plötzlich auszuziehen.

Vor ihnen kam eine Feuerstellung in Sicht, Bewehrungen aus Sandsäcken, Panzersperren aus Stahl: das Ziel ihrer Flucht. Nun würden sie zwei Scheinwerfer in die Mangel nehmen, und zwei Maschinengewehre - wie Hammer und Amboss.

Noch eine Minute, dann war alles vorbei.

18

ERLÖSUNG

Der Zug war einige Dutzend Meter lang. Es waren die besten Kämpfer der Sewastopolskaja; Denis Michailowitsch hatte jeden einzelnen selbst ausgewählt. Ihre kleinen Helmlampen blinkten in der Finsternis des Tunnels, und plötzlich kam dem Obersten die ganze Formation wie ein Schwarm von Glühwürmchen vor, die in die Nacht hinausflogen. Eine warme und duftende Sommernacht auf der Krim, über Zypressen hinweg und weiter bis zum sanft rauschenden Meer. Jener Ort, an den der Oberst nach seinem Tod zu gelangen hoffte.

Ein angenehmer Schauer überkam ihn, doch sogleich schüttelte er sich, setzte eine finstere Miene auf und tadelte sich selbst. Ja, auch er begann allmählich zu schwächeln. Das Alter! Er ließ den letzten Soldaten an sich vorbei, holte aus seinem stählernen Zigarettenetui die letzte Selbstgedrehte heraus, roch daran und schnalzte mit dem Feuerzeug.

Dies war ein guter Tag. Das Glück war dem Oberst hold, alles lief wie geplant. Die Nagornaja hatten sie ohne Verluste passiert, ein einziger Soldat war kurz verschwunden,

doch schon bald wieder zur Kolonne gestoßen. Alle waren bester Laune: In den Kampf zu ziehen fiel ihnen leichter als das ewige Warten und die Ungewissheit. Außerdem hatte Denis Michailowitsch ihnen vor dem Feldzug erlaubt, sich noch einmal richtig auszuschlafen. Nur er selbst hatte kein Auge zugetan.

Das Schicksal war für ihn immer nur eine Kette von Zufälligkeiten gewesen; daher war es für den alten Haudegen unbegreiflich, wie man sich ihm einfach anvertrauen konnte. Seit die kleine Expedition in Richtung Kachowskaja aufgebrochen war, hatte es keine Nachrichten von ihr gegeben. Alles war denkbar - auch ein Hunter war nicht unsterblich. Was hatte den Oberst nur dazu gebracht, sich auf einen kriegsversehrten, halb wahnsinnigen Brigadier und einen alten Märchenonkel zu verlassen?

Er konnte nicht mehr länger warten.

Der Plan war, den Hauptteil der Streitkräfte durch die Stationen Nachimowski prospekt, Nagornaja und Nagatinskaja bis zum südlichen hermetischen Tor der Tulschaja zu führen und gleichzeitig ein Vorauskommando über die Oberfläche in die Station einzuschleusen. Dessen Aufgabe war es, über diverse Lüftungsschächte in den Tunnel einzudringen, die Wachen zu eliminieren, sofern dort noch welche waren, und der Truppe das Tor von innen zu öffnen. Alles Weitere war eine Frage der Militärtechnik, egal wer die Station besetzt hielt.

Drei Tage hatten sie gebraucht, um die Schächte zu lokalisieren und freizulegen.

Jetzt waren einige Stalker mit den Diversanten unterwegs dorthin, um sie hineinzulassen. Es würde nur noch ein paar Stunden dauern.

Ein paar Stunden - dann würde sich alles entscheiden, und Denis Michailowitschs Gedanken wären wieder frei, er würde wieder schlafen und essen können.

Der Plan war einfach, sorgfältig austariert, lückenlos. Dennoch verspürte der Oberst ein seltsames Ziehen im Bauch, und sein Herz raste wie damals, als er mit achtzehn Jahren in seinen ersten Kampf in jenes Bergdorf gezogen war. Die heiße Glut der Papirossa besänftigte seine innere Unruhe ein wenig. Schließlich warf er die Kippe fort, zog sich die Maske wieder über und trieb die Brigade mit eiligen Schritten an.

Bald darauf standen sie vor der stählernen Sicherheitstür. Nun konnten sie eine Verschnaufpause einlegen. Denis Michailowitsch würde die Zeit bis zum Sturm nutzen, um mit seinen Kommandeuren noch einmal die Strategien durchzugehen.

In einem hatte Homer recht gehabt, dachte der Oberst und grinste vor sich hin: Wozu sollten sie gegen die Festung anrennen, wenn sie sich von innen öffnen ließ? Das war wie bei der Geschichte mit dem trojanischen Pferd - von wem stammte die nochmal?

Denis Michailowitsch warf einen Blick auf seinen Geigerzähler - die Strahlung war gering - und setzte die Gasmaske ab. Sogleich folgten die Offiziere seinem Beispiel, dann die restlichen Kämpfer.

Sollten sie ruhig noch einmal Luft holen!

Gaffer hatte es in der Polis schon immer gegeben. Meist waren es arme Schlucker, die sich mit Mühe und Not von ihren dunklen Stationen an der Peripherie hierher durchgeschlagen hatten und nun mit aufgerissenen Augen und hängendem Unterkiefer durch die Galerien und Säle wanderten. Und so schenkte auch kaum jemand Homer Beachtung, während er an der Borowizkaja seine Runden drehte, sanft über die schlanken Säulen des Alexandrowski strich und hingerissen, ja geradezu verliebt die Lüster der Arbatskaja betrachtete.

Eine Vorahnung hatte sein Herz ergriffen und ließ es nicht mehr los: Dies war sein letzter Aufenthalt in der Polis. Was ihn in wenigen Stunden an der Tulsakaja erwartete, würde sein ganzes bisheriges Leben durchstreichen. Ja, vielleicht bedeutete es sogar sein Ende. Aber er war entschlossen: Er würde tun, was er tun musste. Er würde Hunter erlauben, die Station niederzumetzeln und auszuräuchern, doch dann würde er versuchen ihn zu töten. Er wusste, wenn der Brigadier Verdacht schöpfte, würde er Homer sogleich den Hals umdrehen. Aber vielleicht erwischte es den Alten ja schon beim Sturm der Tulsakaja, dann war sowieso alles vorbei. Wenn jedoch alles wie geplant lief, würde sich Homer danach in irgendein einsames Nest zurückziehen, um die letzten weißen Blätter seines Buches - von der bereits geknüpften Intrige bis hin zum finalen Höhepunkt - zu füllen. Letzteren würde er selbst setzen, indem er Hunter einen Genickschuss verpasste.

War er dazu imstande? Würde er den Mut aufbringen? Schon allein bei dem Gedanken zitterten Homer die Hände. Ruhig, ruhig. Alles würde sich von selbst entscheiden, jetzt war nicht der richtige Augenblick für solche Gedanken. Aber das machte ihn nur noch nervöser.

Ein Glück, dass das Mädchen verschwunden war! Im Nachhinein war es Homer unbegreiflich, dass er sie überhaupt in sein Abenteuer hineingezogen hatte. Wie hatte er es nur fertiggebracht, sie in diesen Löwenkäfig zu treiben? Schuld daran war allein sein überzogener schriftstellerischer Ehrgeiz; er hatte offenbar einfach verdrängt, dass sie gar kein Geschöpf seiner Fantasie war.

Homers Roman war ganz anders geworden, als er es sich ursprünglich vorgestellt hatte. Er hatte sich einfach viel zu viel vorgenommen. Wie um Himmels willen wollte er in einem Buch all diese Menschen unterbringen?

Allein die Menschenmenge, die der Alte jetzt passierte, hatte auf den wenigen Seiten doch gar keinen Platz. Außerdem sollte sein Roman kein Massengrab werden, wo einem ellenlange Namenslisten vor den Augen flimmerten und die bronzenen Buchstaben nichts über Gesicht und Charakter des Toten verrieten.

Nein, das war ausgeschlossen! Sein ohnehin löchriges Gedächtnis würde all diese Menschen nicht mit an Bord nehmen können. Das pockennarbige Gesicht dieses Süßwarenhändlers oder das blasse, spitz zulaufende Antlitz des Mädchens, das ihm gerade eine Patrone hinhielt. Das Lächeln ihrer Mutter, leuchtend wie das einer Madonna, oder das lüsterne, klebrige Grinsen eines Soldaten, der gerade vorbeiging. Die tiefen Furchen in den Gesichtern der greisen Bettler dort oder die Lachfältchen dieser dreißigjährigen Frau. Wer von ihnen war ein Gewalttäter, wer ein Raffzahn, ein Dieb, ein Verräter, ein Lebemann, ein Prophet, ein Gerechter, wem war alles gleich, und wer hatte sich noch nicht entschieden?

All das wusste Homer nicht. Er wusste nicht, was dieser Süßwarenhändler tatsächlich dachte, während er das kleine Mädchen ansah; was das Lächeln der Mutter zu bedeuten hatte, das von dem Blick des Soldaten entfacht worden war; und welches Gewerbe der arme Mann dort betrieben hatte, bevor ihm die Beine den Dienst versagten. Es war Homer nicht gegeben zu entscheiden, wer von ihnen das Recht auf Ewigkeit verdiente und wer nicht.

Sechs Milliarden waren vernichtet worden, sechs Milliarden! War es etwa ein Zufall, dass sich nur einige Zigtausend hatten retten können?

Zugführer Serow, dessen Stelle Nikolai hätte übernehmen sollen, hatte das Leben immer wie ein Fußballspiel betrachtet. Die Menschheit hat verloren, pflegte er zu Nikolai zu sagen, aber wir beide laufen noch immer herum. Was

glaubst du, weshalb? Weil es in unserem Leben noch unentschieden steht, deshalb! Der Schiedsrichter hat uns eine Nachspielzeit gegeben. Bis zum Abpfiff müssen wir herausfinden, warum wir hier sind, die letzten Dinge regeln, alles geraderücken, und dann bekommen wir den letzten Pass und fliegen auf das leuchtende Tor zu . Er war ein Mystiker gewesen, dieser Serow. Homer hatte den begeisterten Fußballfan nie gefragt, ob er sein Tor bereits geschossen hatte. Doch war er durch Serow zu der Überzeugung gekommen, dass er, Nikolaj Iwanowitsch Nikolajew, seine persönliche Rechnung noch zu begleichen hatte. Und von Serow hatte er auch die Gewissheit, dass es in der Metro keine zufälligen Menschen gab.

Aber es war doch völlig unmöglich, über sie alle zu schreiben! War es den Versuch überhaupt wert?

In diesem Moment erblickte Homer unter Tausenden unbekannter Gesichter eines, das er hier am wenigsten erwartet hätte.

Leonid warf die Jacke ab, zerrte sich den Pullover über den Kopf und dann noch sein ziemlich weißes T-Shirt. Dieses riss er wie eine Fahne in die Luft und begann es hin und her zu schwenken, ohne auf die Kugeln zu achten, die um ihn herum durch die Luft zischten. Und etwas Seltsames geschah: Die Diesellok begann zurückzufallen, und von der Festung, die vor ihnen aufragte, eröffnete man wider Erwarten nicht das Feuer.

»Mein Vater würde mich jetzt umbringen!«, sagte Leonid, nachdem er die Draisine mit quietschenden Bremsen gerade noch vor den Panzersperren zum Stillstand gebracht hatte.

»Was machst du? Was machen wir?«, fragte Sascha, noch immer atemlos. Sie begriff nicht, wie sie dieses Rennen heil hatten überstehen können.

»Wir ergeben uns!« Er lachte auf. »Dies ist die Zufahrt zur Biblioteka imeni Lenina, da drüben ist der Grenzposten der Polis. Wir beide sind jetzt Überläufer.«

Wachleute kamen hinzu gelaufen und befahlen ihnen, von der Draisine herunterzukommen. Dann, als sie Leonids Pass öffneten, tauschten sie Blicke, steckten die Handschellen wieder ein und führten die beiden zur Station. Dort brachte man sie in einen Wachraum. Die Soldaten flüsterten miteinander und warfen ihnen respektvolle Blicke zu, ehe sie den Raum verließen, um die Stationsleitung zu informieren.

Leonid hatte es sich erst mit wichtiger Miene in einem abgewetzten Sessel bequem gemacht. Nun sprang er auf, blickte durch die angelehnte Tür hinaus und winkte Sascha zu sich. »Die sind hier ja noch schlampiger als auf der Roten Linie«, prustete er. »Niemand bewacht uns.«

Sie schlüpfen aus dem Wachraum, gingen zunächst zögerlich, dann immer schneller den Korridor entlang, und schließlich rannten sie los, Hand in Hand, damit sie sich nicht in der Menge verloren. Wenig später erklangen bereits Trillerpfeifen in ihrem Rücken, doch an dieser riesigen Station war es ein Leichtes unterzutauchen - hier waren sicher zehnmal so viele Menschen unterwegs wie an der Pawelezkaja. Nicht einmal in jener Vision, die Sascha an der Oberfläche gehabt hatte, hatte sie sich ein solches Gedränge vorstellen können!

Und hell war es hier, fast genauso wie dort oben. Sascha verdeckte ihre Augen mit der Hand, blickte nur durch einen schmalen Spalt zwischen ihren Fingern.

Wo immer sie hinsah, entdeckte sie wunderliche Dinge - Gesichter, Steine, Säulen -, und wäre Leonid nicht gewesen, hätten sie nicht ihre Finger ineinander verschränkt, sie wäre sicher gestolpert und verlorengegangen. Irgendwann würde sie hierher zurückkehren, versprach sie sich. Irgendwann .

»Sascha?«

Sie wandte sich um und sah Homer, der sie mit einer Mischung aus Angst, Wut und Verwunderung anstarrte. Sie lächelte: Ja, sie hatte den Alten vermisst!

»Was tust du hier?« Eine dümmere Frage hätte er den beiden flüchtenden jungen Leuten nicht stellen können.

»Wir wollen zur Dobryninskaja!«, erwiderte sie atemlos. Sie liefen jetzt etwas langsamer, damit der Alte mit ihnen Schritt hielt.

»Aber das ist Wahnsinn! Das darfst du nicht . Ich verbiete es dir!«

Doch keines der Argumente, die Homer keuchend hervorpresste, konnte sie überzeugen.

Als sie die Stellung am Eingang zur Borowizkaja erreichten, hatte man die Grenzsoldaten offenbar noch nicht über ihre Flucht informiert.

»Ich bin im Auftrag von Melnik hier. Lassen Sie mich sofort durch«, sagte Homer knapp zu dem diensthabenden Offizier. Der wollte schon den Mund öffnen, doch fand er keine Worte, salutierte vor dem Alten und machte den Weg frei.

Als der Posten hinter ihnen in der Dunkelheit versunken war, erkundigte sich Leonid höflich: »Sie haben doch gelogen, oder?«

»Und?«, knurrte Homer.

»Entscheidend ist, dass man es mit Überzeugung tut«, sagte Leonid anerkennend. »Dann merken es nur Profis.« »Bleib mir vom Hals mit deinen Belehrungen!« Homer runzelte die Stirn und schaltete mehrmals seine schwächer werdende Lampe ein und aus. »Wir gehen jetzt bis zur Serpuchowskaja, aber weiter lasse ich euch nicht!«

»Du weißt gar nicht das Wichtigste«, sagte Sascha. »Es gibt ein Gegenmittel!«

»Was?« Homer kam aus dem Tritt, musste husten und blickte Sascha fast furchtsam an. »Wirklich?«

»Ja! Die Strahlung!«

»Die Bakterien lassen sich durch radioaktive Strahlung neutralisieren«, ergänzte Leonid.

»Aber Mikroben und Viren sind doch hundert-, nein tausendmal widerstandsfähiger gegen Strahlung als der Mensch. Und die Immunabwehr sinkt noch dazu.« Homer verlor die Beherrschung und fuhr Leonid an: »Was hast du ihr eingeredet? Warum schleppst du sie dorthin? Begreifst du nicht, was dort los sein wird! Niemand, weder ich noch ihr, kann das jetzt aufhalten! Nimm sie mit und versteck sie an einem sicheren Ort! Und du.« Er wandte sich Sascha zu. »Wie konntest du ihm nur glauben. Diesem Profi!« Die letzten Worte spie er voller Verachtung aus.

»Hab keine Angst um mich«, erwiderte das Mädchen leise. »Ich weiß, dass ich Hunter aufhalten kann. Er hat zwei Seiten, und ich habe beide erlebt. Die eine will Blut sehen, die andere die Menschheit retten.«

Homer warf die Arme in die Höhe. »Was redest du da? Da gibt es längst keine Seiten mehr, sondern nur noch ein einziges Ungeheuer in menschlicher Gestalt.

Vor einem Jahr.«

Hastig berichtete der Alte von dem Gespräch zwischen Melnik und Hunter, doch Sascha ließ sich nicht umstimmen. Je länger sie Homer zuhörte, desto mehr wuchs ihre Gewissheit, dass sie recht hatte. Sie suchte nach Worten, um es ihm zu erklären: »Es ist so: Der Killer in ihm betrügt den anderen. Er redet ihm ein, dass er keine andere Wahl hat. Den einen zerfrisst der Hunger, den anderen die Sehnsucht. Deshalb will Hunter unbedingt zur Tulsakaja - weil ihn beide Hälften dorthin ziehen! Und ich muss sie voneinander trennen. Sobald er die Wahl hat, zu retten, ohne zu töten.«

»Mein Gott! Er wird dir doch gar nicht zuhören! Was ist es, das dich dorthin treibt?«

»Dein Buch.« Sascha lächelte ihm zu. »Ich weiß, dass sich noch alles darin ändern lässt. Das Ende ist noch nicht geschrieben.«

»Hast du den Verstand verloren? Was für ein albernes Zeug«, murmelte Homer verzweifelt. »Warum habe ich dir nur davon erzählt?« Er packte Leonid am Arm. »Junger Mann, wenigstens Sie. Ich bitte Sie, ich weiß, Sie sind kein schlechter Mensch, und Sie haben nicht aus böser Absicht gelogen. Nehmen Sie sie mit. Das wollten Sie doch, oder? Sie sind beide jung und schön. Sie sollen leben! Sie darf dort nicht hin, verstehen Sie? Und Sie auch nicht. Dort. dort wird es ein furchtbares Gemetzel geben. Und Sie werden mit Ihrer kleinen Lüge niemanden daran hindern.«

»Das war keine Lüge«, entgegnete der Musiker höflich. »Soll ich Ihnen mein Ehrenwort geben?«

Homer winkte ab. »Na gut. Ich will Ihnen ja gerne glauben. Aber Hunter. Sie haben ihn doch nur einmal kurz gesehen?«

Leonid räusperte sich. »Dafür oft genug von ihm gehört.«

»Aber wie wollen Sie ihn aufhalten? Etwa mit Ihrer Flöte? Oder glauben Sie vielleicht, dass er auf das Mädchen hören wird? Etwas beherrscht ihn etwas, das überhaupt nichts mehr wahrnimmt.«

Leonid beugte sich zu Homer hinunter und sagte: »Eigentlich bin ich vollkommen Ihrer Meinung. Aber sie hat mich darum gebeten. Und als Gentleman.« Er zwinkerte Sascha zu.

»Versteht ihr denn nicht? Das ist kein Spiel!« Homer blickte flehend mal das Mädchen, mal Leonid an.

»Ich weiß«, erwiderte Sascha entschlossen.

Und der Musiker fügte seelenruhig hinzu: »Alles ist ein Spiel.«

Wenn Leonid tatsächlich Moskwins Sprössling war, war es durchaus möglich, dass er etwas über die Epidemie wusste, das nicht einmal Hunter gehört hatte - oder nicht hatte preisgeben wollen. Homer hielt Leonid für einen Aufschneider, aber was, wenn sich das Fieber tatsächlich mit radioaktiven Strahlen bekämpfen ließ? Wider seinen eigenen Willen, wider allen gesunden Menschenverstand suchte der Alte nach Beweisen für diese Theorie. Hatte er sich in den letzten Tagen nicht genau das gewünscht? Waren der Husten, das Blut im Mund, die Übelkeit am Ende nur Symptome der Strahlenkrankheit? Die Dosis, die er bei ihrem Marsch über die Kachowskaja-Linie abbekommen hatte, war mit Sicherheit hoch genug gewesen, um jegliche Infektion zu beseitigen.

Wie leicht er sich doch verführen ließ!

Angenommen, es stimmte, was bedeutete das für die Tuskaja? Was für Hunter? Sascha hoffte, dass sie ihn von seinem Vorhaben abbringen konnte. Und tatsächlich schien sie eine unerklärliche Macht auf den Brigadier auszuüben. Doch es gab zwei Antagonisten in ihm: Dem einen mochte die Fessel, die ihm das Mädchen anzulegen gedachte, weich wie Seide vorkommen, den anderen jedoch verbrannte sie wie glühendes Eisen. Welcher der beiden würde im entscheidenden Augenblick das Kommando haben?

Diesmal hielt die Poljanka keine Bilder für sie bereit, weder für ihn noch für Sascha oder Leonid. Die Station erschien ihnen leer, wie ausgestorben. War das ein gutes oder schlechtes Omen? Vielleicht hatte ja nur der Luftzug, der jetzt durch den Tunnel wehte und auf starke Winde an der Oberfläche schließen ließ, sämtliche halluzinogenen Ausdünstungen fortgeweht. Vielleicht hatte Homer aber auch einen schweren Fehler begangen, und nun gab es für ihn keine Zukunft mehr, die ihm die Poljanka hätte weissagen können.

»Was heißt ‚smaragden‘?«, fragte Sascha plötzlich.

»Ein Smaragd ist ein grün schimmernder Edelstein«, erklärte Homer zerstreut. »‘Smaragden‘ bedeutet einfach nur ‚grün‘.«

»Komisch«, sagte das Mädchen nachdenklich. »Das heißt, es gibt sie doch.«

Leonid fuhr auf. »Wovon redest du?«

»Ach, nur so . Weißt du« - sie blickte den Musiker an - »ich werde sie jetzt auch suchen, deine Stadt. Und irgendwann werde ich sie finden.« Homer schüttelte nur den Kopf; er nahm Leonid seine Reue nicht ab.

Sascha war die ganze Zeit über in Gedanken versunken. Immer wieder flüsterte sie vor sich hin, und ein paarmal seufzte sie tief. Dann blickte sie Homer forschend an: »Hast du alles aufgeschrieben, was mit mir passiert ist?«

»Ich bin dabei.«

Sie nickte. »Gut.«

An der Dobryninskaja braute sich etwas zusammen. Die Wachen der Hanse waren verdoppelt worden, und die düsteren und wortkargen Soldaten am Eingang zur Station weigerten sich standhaft, Homer und die anderen durchzulassen. Weder die vielen Patronen des Musikers noch all seine Ausweise konnten sie beeindrucken. Schließlich hatte Homer den rettenden Einfall: Er forderte, man möge ihn mit Andrej Andrejewitsch verbinden.

Nach einer langen halben Stunde kam endlich ein Funker angeschlurft, der ein dickes Kabel hinter sich ausrollte. Homer sprach mit drohendem Unterton in den Apparat, sie seien die Vorhut einer Kohorte des Ordens. Diese Halbwahrheit genügte, dass man sie umgehend durch die Station führte.

Im Mittelgang war es stickig, als hätte man die Luft aus der Station gepumpt, und trotz der nachtschlafenden Zeit

waren alle auf den Beinen. Endlich standen sie im Empfangszimmer des Vorstehers der Dobryninskaja.

Dieser empfing sie, verschwitzt und ungepflegt, mit eingefallenen Augen und stinkender Fahne, auf der Schwelle seines Büros. Der Adjutant war nirgends zu sehen. Andrej Andrejewitsch sah sich nervös um, und als er Hunter nicht entdeckte, grunzte er: »Wann kommen die denn endlich?«

»Bald«, versprach Homer.

»An der Serpuchowskaja droht ein Aufstand.« Der Vorsteher wischte sich über das Gesicht und ging im Empfangszimmer auf und ab. »Irgendjemand hat die Geschichte mit der Epidemie ausgeplaudert. Keiner weiß, wovor man sich fürchten soll, und jetzt erzählen sie auch noch irgendwelche Märchen, dass angeblich Gasmasken nicht helfen.«

»Das sind keine Märchen«, warf Leonid ein.

»In einem der Südtunnel, die zur Tulsckaja führen, hat eine komplette Wachmannschaft ihre Stellung verlassen. Feige Schweine! In dem zweiten Tunnel, wo sich der Zug der Sektierer befindet, stehen sie noch, obwohl diese Fanatiker sie bereits belagern und irgendwas vom Jüngsten Tag schreien. Und an meiner eigenen Station kann auch jederzeit die Hölle losbrechen. Wo bleiben sie nur? Sie sind unsere einzige Rettung!«

Plötzlich hörte man lautes Fluchen von der Station her. Jemand schrie auf, dann ertönten die bellenden Rufe der Wachen. Als niemand Andrej Andrejewitsch antwortete, zwängte er sich zurück in sein Büro; wenig später hörten sie, wie ein Flaschenhals leise gegen ein Trinkglas stieß. Als hätte es darauf gewartet, dass der Vorsteher das Zimmer verließ, begann auf dem Schreibtisch des Adjutanten plötzlich das rote Lämpchen eines Telefons zu blinken. Es war der Apparat mit der Aufschrift Tulsckaja auf dem Leukoplast-Streifen.

Homer zögerte ein, zwei Sekunden lang, dann trat er an den Tisch, leckte sich über die trockenen Lippen und holte tief Luft.

»Dobryninskaja hier!«

»Was soll ich sagen?« Artjom blickte verdattert zum Kommandeur hinüber.

Der war noch immer bewusstlos. Die trüben Augen, wie hinter einem zugezogenen Vorhang, wanderten ziellos umher und rollten immer wieder nach oben. Bisweilen durchfuhr ein Hustenanfall krampfhaft seinen Körper. Lungendurchstich, dachte Artjom.

»Seid ihr noch am Leben?«, rief er in den Hörer. »Die Infizierten sind ausgebrochen!«

In diesem Moment wurde ihm klar, dass man dort ja gar nicht wusste, was an der Tulsckaja vor sich ging. Er musste also alles von vorne erzählen und erklären.

Vom Bahnsteig her hörte er das Kreischen einer Frau, dann Maschinengewehrfeuer. Diese Geräusche schlüpfen durch den Türspalt herein, man entkam ihnen nicht. Am anderen Ende der Leitung antwortete ihm jemand, fragte etwas, doch es war nur schlecht zu verstehen.

»Ihr müsst den Ausgang versperren!«, sagte Artjom hastig. »Schießt sie nieder. Und bleibt auf Abstand!«

Aber die wussten ja gar nicht, wie die Kranken aussahen. Wie sollte er sie beschreiben: als angeschwollene, aufgeplatzte, stinkende Wesen? Dabei sahen doch diejenigen, die sich erst vor kurzem angesteckt hatten, ganz normal aus.

»Erschießt sie alle«, sagte er mechanisch.

Nur was, wenn er selbst versuchte, die Station zu verlassen? Würde man ihn dann auch erschießen? Hatte er soeben sein eigenes Todesurteil gesprochen? Nein, er würde nicht mehr davonkommen. Hier gab es keine Gesunden mehr. Artjom fühlte sich plötzlich unendlich einsam.

»Bitte legen Sie nicht auf«, bat er.

Artjom wusste nicht, worüber er mit dem Unbekannten am anderen Ende der Leitung sprechen sollte - also begann er ihm von seinen vielen vergeblichen Versuchen, Kontakt aufzunehmen, zu erzählen und von seiner Angst, dass in der ganzen Metro keine einzige Station mehr am Leben war. Vielleicht, fiel ihm plötzlich ein, hatte er ja mit der Zukunft telefoniert, in der keiner überlebt hatte. Auch das sagte er dem Fremden jetzt. Er brauchte keine Angst haben, sich zu blamieren. Er brauchte überhaupt keine Angst mehr haben. Hauptsache, es war jemand da, mit dem er reden konnte.

»Popow!«, erklang plötzlich die heisere Stimme des Kommandeurs von hinten. »Hast du die nördliche Stellung erreicht? Ist das Tor zu?«

Artjom wandte sich um und schüttelte den Kopf. »Idiot!« Der Kommandeur spuckte Blut. »Zu nichts zu gebrauchen. Hör mir genau zu: Die Station ist vermint. Ich habe Rohre entdeckt -über uns. Da fließt Grundwasser durch. Dort hab ich was deponiert. Wenn wir das hochgehen lassen, läuft die ganze Scheißstation voll. Die Schalter sind hier, im Funkraum. Aber du musst erst das nördliche Tor schließen -und kontrollieren, ob das südliche noch steht. Die Station muss absolut dicht sein, kapiert du? Damit nicht die gesamte Metro absäuft. Wenn alles so weit ist, sagst du mir Bescheid. Die Verbindung zur Wache funktioniert doch noch?«

»Jawohl.« Artjom nickte.

»Und sorg dafür, dass du noch rechtzeitig rauskommst.« Der Kommandeur versuchte ein gequältes Lächeln, dann überkam ihn ein erneuter Hustenanfall. »Das wäre sonst nicht fair.«

»Aber was ist mit Ihnen? Sie sind doch noch hier?«

Der Kommandeur runzelte die Stirn. »Reiß dich zusammen, Popow! Jeder von uns ist für einen bestimmten Zweck geboren. Meiner ist es, diese Schweine zu ersäufen. Deiner,

die Luken dichtzumachen und als rechtschaffener Mensch zu sterben. Kapiert?»

»Jawohl!«

»Dann mach schnell.«

Der Hörer schwieg wieder.

Den Telefongöttern war es zu danken, dass Homer die meisten Worte des Soldaten von der Tulsakaja ziemlich gut verstanden hatte. Die letzten Sätze jedoch waren nicht mehr deutlich zu hören gewesen - und schließlich war die Verbindung ganz abgebrochen.

Der Alte hob den Blick. Über ihm ragte Andrej Andrejewitschs Wanst auf. Unter den Achseln hatte die blaue Uniform des Vorstehers dunkle Flecken, die dicken Hände zitterten. »Was ist dort los?«, fragte er tonlos.

»Die Situation ist außer Kontrolle geraten.« Homer schluckte schwer. »Schicken Sie jeden freien Mann zur Serpuchowskaja.«

»Das geht nicht.« Andrej Andrejewitsch zog eine Makarow aus seiner Hosentasche. »Hier herrscht Panik. Die wenigen verlässlichen Leute habe ich alle bei den Tunneleingängen am Ring postiert, damit zumindest von hier keiner abhaut.«

»Aber wir können sie doch beruhigen. Wir haben . Das Fieber lässt sich heilen. Durch Strahlung. Sagen Sie ihnen das.«

»Strahlung?« Der Vorsteher schnitt eine Grimasse. »Und Sie glauben daran? Na dann, nur zu, meinen Segen haben Sie!« Er salutierte spöttisch vor dem Alten, schlug die Tür hinter sich zu und schloss sich in seinem Büro ein.

Was tun? Jetzt konnten Homer, Leonid und Sascha nicht einmal mehr von hier flüchten. Wo waren die beiden überhaupt? Hatten sich offenbar davongemacht!

Homer lief in den Korridor hinaus, die Hand auf sein rasendes Herz gepresst, rannte zum Bahnsteig und rief ihren Namen. Sie waren verschwunden.

An der Dobryninskaja herrschte Chaos. Frauen mit Kindern und Männer mit dicken Säcken belagerten die spärliche Umzingelung. Zwischen umgeworfenen Zelten huschte marodierendes Gesindel umher, doch niemand beachtete es.

Homer hatte so etwas schon früher gesehen: Es würde damit anfangen, dass die Soldaten auf alle eintraten, die ihnen vor die Füße stolperten - und am Ende würden sie dann sogar auf Unbewaffnete schießen.

Plötzlich ging ein Stöhnen durch den Tunnel.

Der Lärm und das Geschrei verstummten, stattdessen hörte man erstauntes Rufen. Wieder ertönte dieses ungewohnte, machtvolle Geräusch, wie aus Hunderten von Feldposaunen einer römischen Legion, die sich im Jahrtausend geirrt hatte und nun auf die Dobryninskaja zumarschierte.

Hastig schoben die Soldaten die Absperrungen beiseite - und aus dem Schlund des Tunnels trat etwas Riesiges hervor: ein gepanzerter Zug. Vor den schweren Schädel der Fahrerkabine hatte man Stahlplatten genietet, so dass nur noch schmale Schießscharten offen blieben. Darüber waren zwei großkalibrige Maschinengewehre aufgepflanzt, dann folgte ein hagerer, lang gestreckter Rumpf und schließlich der zweite gehörnte Kopf, der in die andere Richtung blickte. Ein solches Monster hatte selbst Homer noch nie gesehen.

Gesichtslose Götzen saßen auf diesem Panzer, schwarz wie Raben. Sie glichen einer dem anderen, trugen Vollschutzanzüge und Kevlarwesten, Gasmasken unbekannter Bauart und spezielle Militärucksäcke. Sie schienen weder in diese Zeit noch in diese Welt zu gehören.

Der Zug hielt an. Die schwerbewaffneten Ankömmlinge sprangen, ohne auf die versammelte Menschenmenge zu achten, auf den Bahnsteig herab und stellten sich in drei Reihen nebeneinander auf. Dann machten sie kehrt und marschierten wie ein Mann - wie eine Maschine - im donnernden Gleichschritt auf den Übergang zur Serpuchowskaja zu. Ihr mächtiges Stampfen übertönte sowohl das ehrfürchtige Getuschel der Erwachsenen als auch das Geschrei der Kinder. Homer lief ihnen hinterher und versuchte unter Dutzenden von Kämpfern Hunter zu identifizieren. Doch sie waren alle fast gleich hoch gewachsen, und die undurchdringlichen Overalls saßen wie angegossen auf ihren breiten Schultern.

Jeder von ihnen hatte die gleiche, furchterregende Bewaffnung: Flammenwerfer und Wintores-Gewehre mit Schalldämpfer. Keine Kokarden, keine Wappen, keine Abzeichen.

Vielleicht einer der drei in der ersten Reihe?

Homer überholte die Kolonne, winkte mit der Hand, sah in die Sichtgläser der Gasmasken. Doch begegnete ihm dort immer nur der gleiche starre, gleichgültige Blick. Keiner der Ankömmlinge reagierte, keiner erkannte Homer. War Hunter überhaupt unter ihnen? Er musste es sein. Er musste doch hier auftauchen!

Weder Sascha noch Leonid hatte Homer auf dem Weg durch den Übergang entdecken können. Sollte doch die Vernunft gesiegt und der Musiker das Mädchen an einem sicheren Ort versteckt haben? Ja, hoffentlich saßen sie dieses Blutbad irgendwo aus. Später würde Homer mit Andrej Andrejewitsch schon eine Lösung aushandeln - sofern dieser sich bis dahin keine Kugel in den Kopf gejagt hatte.

Wie ein Wurfhammer bahnte sich die Formation den Weg durch die Menge und marschierte in rasendem Tempo weiter. Niemand wagte es, sich ihnen in den Weg zu stellen,

sogar die Grenzer der Hanse traten schweigend auseinander. Homer beschloss, der Kolonne zu folgen; er musste sichergehen, dass Sascha nichts unternahm.

Keiner der Soldaten jagte ihn fort. Er war für sie wie ein Kläffer, der einer Draisine hinterherlief.

Als sie den Tunnel betraten, flammten in der vordersten Reihe drei Scheinwerfer auf, so hell wie Tausende von Kerzen, und verbrannten die Dunkelheit vor ihnen. Keiner der Kämpfer sprach, die Stille war erdrückend, unnatürlich. Sicher, das war eine Sache des Trainings. Homer konnte sich jedoch nicht des Gefühls erwehren, dass die Körper dieser Menschen zwar gestählt, ihre Seelen jedoch abgestorben waren. Er hatte eine perfekte Tötungsmaschinerie vor sich, deren Einzelteile vollkommen willenlos waren. Nur einer, äußerlich von den anderen nicht zu unterscheiden, trug in sich das Programm: Wenn er das Kommando »Feuer« gab, würden die anderen ohne nachzudenken die Tulsakaja und jede andere Station mit allem, was darin lebte, niederbrennen.

Zum Glück gingen sie nicht durch den Tunnel, in dem der Zug mit den Sektierern steckte. Diese Unglücklichen durften also noch etwas warten, bis das Fegefeuer sie ereilte. Erst musste die Tulsakaja abgefertigt werden, dann waren sie dran.

Plötzlich, wie auf ein unsichtbares Signal, reduzierte die Kolonne das Schrittempo. Eine Minute später begriff Homer, warum: Sie befanden sich kurz vor der Station.

Durch die durchsichtige, fast glasartige Stille hörte man Schreie.

Und dann kam den Ankömmlingen etwas entgegen, so leise und unverhofft, dass der Alte an seinem Verstand zu zweifeln begann: eine wundersame Musik.

Homer lauschte wie gebannt. Er nahm nichts wahr außer der Stimme, die näselnd aus dem Hörer drang -und plötz-

lich begriff Sascha, dass jetzt der Augenblick gekommen war, sich davonzumachen.

Sie schlüpfte aus dem Empfangszimmer, wartete draußen auf Leonid und zog ihn mit sich - zunächst in den Übergang zur Serpuchowskaja, dann in den Tunnel, der dorthin führte, wo man ihre Hilfe brauchte. Wo sie Leben retten konnte.

Außerdem führte dieser Tunnel sie zu ihm - zu Hunter.

»Hast du keine Angst?«, fragte sie Leonid.

Er lächelte. »Doch. Aber dafür habe ich den leisen Verdacht, dass ich endlich etwas Sinnvolles tue.«

»Du musst nicht mitkommen. Es kann sein, dass dort der Tod auf uns wartet. Wir könnten auch einfach hierbleiben und nirgendwohin gehen.«

»Niemand weiß, was die Zukunft bringt«, erwiderte Leonid mit erhobenem Zeigefinger und blies gelehrt die Backen auf.

»Und ich dachte, du entscheidest selbst darüber?«

»Hör schon auf.« Leonid grinste ironisch. »Wir sind doch alle nur Ratten in einem Labyrinth. Da gibt es so Schiebetürchen, die diejenigen, die uns erforschen, mal hochheben, mal runterlassen. Wenn die Tür an der Sportiwnaja gerade zu ist, kannst du daran kratzen so viel du willst, sie wird sich um nichts in der Welt öffnen. Und wenn hinter der nächsten Tür eine Falle lauert, wirst du trotzdem hineinfallen, selbst wenn du es schon vorher ahnst - es gibt nämlich keinen anderen Weg. Du hast nur eine Wahl: Entweder du läufst weiter - oder du gibst aus Protest den Löffel ab.«

Sascha runzelte die Stirn. »Ärgert es dich denn gar nicht, dass du so leben musst?«

»Nein, mich ärgert eher der Aufbau meines Rückgrats. Ich kann den Kopf nämlich nicht so weit zurücklegen, um demjenigen ins Gesicht zu sehen, der das ganze Experiment hier veranstaltet.«

»Es gibt kein Experiment. Wenn es nötig ist, können Ratten sich sogar durch Zement durchbeißen.«

Leonid lachte auf. »Du bist eben eine Rebellin. Ich dagegen ein Opportunist.«

Sascha schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht. Du glaubst doch auch, dass man die Menschen verändern kann.«

»Ich würde gern daran glauben.«

Sascha passierten eine Stellung, die offenbar in aller Eile verlassen worden war: In dem noch rauchenden Lagerfeuer glommen einige Holzscheite, daneben lag eine speckige, zerlesene Zeitschrift mit Fotos von nackten Frauen. An der Wand hing eine verwaiste, halb zerfetzte Feldstandarte.

Etwa zehn Minuten später stießen sie auf die erste Leiche.

Sie war nur noch schwer als Mensch zu erkennen. Arme und Beine waren weit auseinandergespreizt und so stark angeschwollen, dass die Kleidung darüber aufgeplatzt war. Und das Gesicht war monströser als alles, was Sascha je an Ungeheuern gesehen hatte.

»Vorsicht!« Leonid zog sie von der Leiche weg. »Der ist ansteckend.«

»Na und? Es gibt doch ein Gegenmittel. Dort, wo wir hingehen, sind alle ansteckend.«

Plötzlich ertönten vor ihnen Schüsse, und sie hörten entfernte Schreie.

»Wir kommen zur rechten Zeit«, sagte Leonid. »Sieht aus, als wollten sie nicht mehr auf deinen Freund warten.«

Sascha blickte ihn erschrocken an, doch dann erwiderte sie trotzig: »Egal! Wir müssen es ihnen nur sagen. Sie glauben, dass sie alle zum Tode verurteilt sind.

Wir müssen ihnen wieder Hoffnung geben!«

Das Sicherheitstor der Station stand weit offen. Ein weiterer Toter lag dort mit dem Gesicht nach unten, doch war er

wenigstens noch als Mensch zu erkennen. Daneben knister-
te und zischte verzweifelt der Metallkasten eines Fern-
sprechapparats - es war, als versuchte jemand, den Wach-
posten wieder aufzuwecken.

Ganz am Ende des Tunnels hatten sich einige Männer
hinter hastig aufeinandergestapelten Sandsäcken ver-
schanzt. Ein MG-Schütze und ein paar Soldaten mit Sturm-
gewehren - das war die ganze Spermauer.

Dahinter, dort, wo die engen Tunnelwände aufhörten und
der Bahnsteig der Tulskaia begann, brodelte eine furchter-
regende Menge und bedrängte die Belagerten. Es waren In-
fizierte und Gesunde; grässliche Monster und menschen-
ähnliche Gestalten; einige hielten Taschenlampen vor sich
hin, andere benötigten kein Licht mehr.

Die Soldaten, die vor ihnen lagen, verteidigten den Tun-
nel. Ihre Patronen gingen offensichtlich zur Neige, denn ih-
re Schüsse ertönten immer seltener, und der Mob kam nä-
her und näher.

Einer der Soldaten drehte sich zu Sascha um. »Seid ihr
die Verstärkung? Jungs, sie haben die Dobryninskaja er-
reicht! Die Verstärkung ist da!«

Auch das vielköpfige Ungeheuer reagierte beunruhigt
und drängte weiter vorwärts.

»Leute!«, schrie Sascha. »Es gibt ein Heilmittel! Wir ha-
ben es gefunden! Ihr werdet nicht sterben! Geduld! Bitte
habt noch etwas Geduld!«

Doch die Menge verschluckte ihre Worte, stieß unzufrie-
den auf und wälzte sich weiter voran. Der MG-Schütze
peitschte mit einer grimmigen Salve auf sie ein, so dass ei-
nige stöhnend auf die Erde sanken, während andere mit
vereinzelten Gewehrschüssen antworteten. Unaufhaltsam
bewegte sich die brodelnde Masse vorwärts, bereit, alles
niederzut trampeln und zu zerreißen -die Verteidiger ebenso
wie Sascha und Leonid.

Da geschah etwas.

Erst zögernd, dann immer selbstbewusster und lauter stieg der Gesang einer Flöte auf. Nichts erschien in diesem Augenblick unpassender, ja dümmer zu sein als dies. Die Verteidiger starrten den Flötisten verblüfft an, die Menge dagegen knurrte erst überrascht, dann rückte sie höhnisch lachend weiter vorwärts.

Doch Leonid kümmerte sich nicht darum. Wahrscheinlich spielte er gar nicht für sie, sondern für sich selbst. Dieselbe wundersame Melodie, die Sascha so verzaubert und immer Dutzende von Zuhörern angelockt hatte.

Es war sicher die denkbar ungeeignetste Methode, dem Aufstand Einhalt zu gebieten und die Infizierten zu besänftigen. Aber vielleicht war es gerade die rührende Naivität dieses verzweifelten Schritts - und nicht etwa die Zauberkraft der Flöte -, die den Ansturm der Menge schließlich verlangsamte. Oder war es dem Musikanten doch gelungen, jene, die ihn umzingelten, die bereit waren, alles zu zermalmen, an etwas zu erinnern. Etwas, das.

Die Schüsse verstummten, und Leonid trat nach vorne, ohne die Flöte abzusetzen. Er verhielt sich, als stünde er vor einem ganz gewöhnlichen Publikum, das ihm im nächsten Augenblick applaudieren und Patronen zuwerfen würde.

Und für den Bruchteil einer Sekunde glaubte Sascha unter den Zuhörern ihren Vater zu erkennen, wie er sanft lächelte. Hier also hatte er auf sie gewartet. Sie dachte daran, was Leonid gesagt hatte: Diese Melodie war in der Lage, Schmerzen zu lindern.

Hinter dem hermetischen Tor begann es plötzlich zu rumoren. Eigentlich zu früh.

Waren die Aufklärer etwa schneller durchgekommen als geplant? Dann war die Situation an der Tulsakaja also gar nicht so kompliziert? Ja, vielleicht hatten die Besetzer die Station längst verlassen, ohne das Tor zu öffnen?

Die Truppe schwärmte aus, und die Soldaten verschanzten sich hinter den Vorsprüngen der Tunnelsegmente. Nur vier Mann blieben neben Denis Michailowitsch stehen, direkt vor dem Tor, die Gewehre im Anschlag.

Das war es also. Gleich würde das Tor zur Seite fahren, und nur wenige Minuten später würden vierzig schwerbewaffnete Sewastopoler in die Tulsckaja eindringen, jeglichen Widerstand niederschlagen und die Station im Handumdrehen besetzen. Es war alles viel einfacher, als der Oberst befürchtet hatte.

Denis Michailowitsch holte Luft, um seinen Leuten zu befehlen, die Gasmasken aufzusetzen.

Weiter kam er nicht.

Die Kolonne formierte sich neu, floss auseinander, so dass nun sechs Mann in einer Reihe standen und die gesamte Breite des Tunnels ausfüllten. Die vorderste Riege hielt die Flammenwerfer vor sich, die zweite hatte ihre Schnellfeuergewehre gezückt. Wie schwarze Lava krochen sie voran, bedächtig und zugleich unaufhaltsam.

Homer lugte hinter den breiten Rücken der Männer hervor. In den weißen Strahlen ihrer Scheinwerfer konnte er die gesamte Szenerie überblicken: das Häuflein Soldaten, das noch immer die Stellung hielt, zwei schmale Gestalten

-Sascha und Leonid -sowie eine Horde furchterregender Kreaturen, die sie bedrängte. Er erstarrte vor Entsetzen.

Leonid spielte noch immer. Herrlich. Unglaublich. Beflügelt wie noch nie. Die grässliche Horde sog die Musik gierig in sich auf, und auch die Verteidiger des Tunnels hatten sich erhoben, um ihn besser zu sehen. Seine Melodie trennte die feindlichen Parteien wie eine durchsichtige Wand voneinander; nur sie hinderte sie daran, sich aufeinander zu stürzen zum letzten, tödlichen Kampf.

»Bereit!«

Den Befehl hatte einer aus der schwarzen Gruppe gegeben. Bloß welcher? Die erste Riege ging sogleich in die Knie, die zweite legte an.

»Sascha!«, schrie Homer.

Das Mädchen wandte sich um, kniff die Augen zusammen, streckte eine Hand vor sich und kämpfte sich langsam durch die ihr entgegenschlagende Lichtflut.

Die Menge knurrte und stöhnte unter den sengenden Strahlen. Sie rückten näher zusammen.

Die Kämpfer verharrten reglos.

Sascha stand nun unmittelbar vor der schwarzen Formation. »Wo bist du?«, rief sie. »Ich muss mit dir sprechen. Bitte!«

Niemand antwortete.

»Wir haben ein Gegenmittel gefunden! Die Krankheit lässt sich heilen! Du musst niemanden töten!«

Die düstere Phalanx schwieg noch immer.

»Ich bitte dich! Ich weiß, du willst das nicht. Du versuchst nur, sie zu retten und dich selbst.«

Plötzlich ertönte aus den Reihen der Kämpfer, ohne dass man sie jemand Einzellnem hätte zuordnen können, eine dumpfe Stimme: »Geh fort. Ich will dich nicht töten.«

»Du musst niemanden töten! Es gibt ein Heilmittel!«, wiederholte Sascha verzweifelt und ging vor den völlig gleich aussehenden, maskierten Menschen auf und ab - auf der Suche nach dem Einen.

»Es gibt kein Gegenmittel.«

»Die Strahlung! Die Strahlung hilft!«

»Das glaube ich nicht.«

»Bitte!«

»Die Station muss gesäubert werden.«

»Willst du denn nicht, dass sich etwas ändert? Warum wiederholst du, was du

schon einmal getan hast? Damals, mit den Schwarzen! Warum suchst du nicht nach Vergebung?» Die Kämpfer schwiegen. Und die brodelnde Menge kam wieder näher. »Sascha!«, rief Homer flehend; doch sie hörte ihn nicht.

Endlich fielen die Worte: »Es wird sich niemals etwas ändern. Es gibt niemanden, der mir vergeben könnte. Ich habe die Hand erhoben gegen.. gegen.. Und ich bin gestraft.«

»Es ist alles in dir!« Sascha gab nicht auf. »Du kannst dich selbst befreien! Du kannst es beweisen! Siehst du es denn nicht? Es ist ein Spiegel! Eine Spiegelung dessen, was du damals getan hast, vor einem Jahr! Aber jetzt kannst du alles anders machen. Du kannst zuhören. Eine Chance geben. Und dir selbst eine Chance verdienen!«

»Ich muss das Ungeheuer vernichten«, sprach die Formation.

»Das kannst du nicht!«, rief Sascha. »Niemand kann das! Es ist auch in mir, es schläft in uns allen! Es ist ein Teil des Körpers, ein Teil der Seele. Und wenn es erwacht... Man kann es nicht töten, nicht herauschneiden! Man kann es nur zur Ruhe bringen . in den Schlaf singen .«

In diesem Moment schob sich ein schmutziger junger Soldat durch die entstellte Menschenmenge, zwängte sich an den reglosen schwarzen Reihen vorbei, rannte auf das hermetische Tor zu, packte das Mikrofon des Funkgeräts, das an einer Eisenkonstruktion hing, und rief etwas hinein. Gleich darauf schnalzte ein Schalldämpfer, und der Soldat sank in sich zusammen. Die Menge roch das Blut, blähte sich auf und brüllte wütend los.

Wieder setzte der Flötist sein Instrument an und begann zu spielen, doch im nächsten Augenblick brach die Magie zusammen. Jemand gab einen Schuss auf ihn ab, die Flöte fiel ihm aus den Händen, und er griff sich an den Bauch.

In den Mündungen der Flammenwerfer züngelten erste Feuer. Die Phalanx bestand nur noch aus unzähligen Gewehrläufen. Sie machte einen Schritt nach vorn.

Sascha stürzte zu Leonid, ohne auf die Menge zu achten, die den Musiker bereits erreicht hatte.

»Nein!«, rief sie außer sich. Sie stand allein gegen Hunderte abscheulicher Missgeburten gegen eine Legion von Killern . gegen die ganze Welt. »Ich will ein Wunder!«

Plötzlich ertönte ein ferner Donner. Das Gewölbe erzitterte, die Menge schauderte und wich zurück, und auch die Formation der Kämpfer machte einen Schritt nach hinten. Dünne Rinnsale begannen über den Boden zu fließen, von der Decke fielen erste Tropfen, und immer lauter rauschte ein dunkler Strom heran.

»Ein Durchbruch!«, schrie jemand.

Die Kämpfer zogen sich eilig aus der Station zurück, hin zum hermetischen Tor.

Homer lief mit ihnen mit, doch drehte er sich immer wieder nach Sascha um - die sich nicht von der Stelle rührte.

Sie hielt ihre Hände und das Gesicht in das Wasser, das auf sie herabstürzte, und . lachte. »Das ist der Regen!«, rief sie. »Er wird alles reinwaschen! Wir können wieder neu beginnen!«

Die schwarze Truppe stand bereits außerhalb der Sperre, und auch Homer hatte es rechtzeitig dorthin geschafft. Einige der Kämpfer stemmten sich gegen das Tor, um die Tulsakaja zu schließen und das Wasser zurückzuhalten.

Der Torflügel gab nach und begann sich schwerfällig zu bewegen. Als Homer dies bemerkte, rannte er los, um Sascha zu holen, die noch immer mitten in der Station stand, doch jemand hielt ihn zurück und schleuderte ihn zu Boden.

Dann sprang einer der Kämpfer zum Tor, streckte seine Hand durch den immer enger werdenden Spalt und rief dem Mädchen zu: »Hierher! Ich brauche dich!«

Das Wasser stand bereits hüfthoch. Plötzlich tauchte Sashas blonder Schopf unter - und verschwand.

Der Kämpfer riss die Hand zurück, und das Tor fiel zu.

Das Tor öffnete sich nicht. Ein Zittern durchfuhr den Tunnel, und auf der anderen Seite der Sperre schlug das Echo einer Explosion gegen die Stahlplatte. Dann entfernte es sich wieder.

Denis Michailowitsch legte ein Ohr an das Tor und horchte eine Weile lang.

Dann wischte er sich die Feuchtigkeit von der Wange und blickte verwundert an die beschlagene Decke.

»Wir kehren um!«, befahl er. »Hier ist alles vorbei.«

EPILOG

Homer seufzte und blätterte um. Es war nur noch wenig Platz in seinem Buch - nur ein paar Seiten. Was sollte er hineinschreiben, was würde er opfern müssen? Er hielt die Hand ans Feuer, um die kalten Finger zu wärmen und zu beruhigen.

Der Alte hatte selbst um seine Versetzung zur Südwache gebeten. Hier, den Blick in den Tunnel gerichtet, konnte er besser arbeiten als zu Hause an der *Sewastopolskaja*, zwischen all den Haufen toter Zeitungen, auch wenn Jelena sich bemühte, ihm seine Ruhe zu lassen.

Homer sah auf. Der Brigadier saß abseits von den anderen Wachen, an der äußersten Grenze zwischen Licht und Finsternis. Warum hatte er ausgerechnet die *Sewastopolskaja* gewählt? Irgendwas an dieser Station musste wohl doch besonders sein.

Hunter hatte dem Alten nie erzählt, wer ihm damals an der <i>Poljanka</i> erschienen war. Doch Homer wusste jetzt: Es war keine Prophezeiung gewesen, sondern eine Warnung.

Nach einer Woche war das Wasser an der <i>Tulskaja</i> allmählich wieder zurückgegangen. Die letzten Reste wurden mit den riesigen Pumpen der Ringlinie abgesaugt, und Homer hatte sich sofort freiwillig gemeldet, um mit den ersten Aufklärern die Station zu betreten.

Fast dreihundert Opfer hatte die Katastrophe gefordert. Während Homer all die Leichen umdrehte, spürte er keinen Ekel, ja er empfand überhaupt nichts. Er suchte nur sie, suchte immer weiter.

Danach war er noch lange an der Stelle gesessen, wo er Sascha zum letzten Mal gesehen hatte. Als er gezögert hatte, anstatt darum zu kämpfen, dass er zu ihr laufen konnte. Um sie zu retten. Oder mit ihr unterzugehen.

Ein endloser Zug aus Kranken und Gesunden wanderte an ihm vorbei -in Richtung <i>Sewastopolskaja</i>, zu den heilsamen Tunneln der Kachowskaja-Linie. Der Musiker hatte nicht gelogen: Die Strahlung hielt die Krankheit tatsächlich auf.

Und wer weiß: Vielleicht hatte er ja überhaupt nicht gelogen. Vielleicht gab es auch die Smaragdene Stadt tatsächlich irgendwo, und man musste nur das Tor dazu finden. Vielleicht hatte er aber auch oft genug vor dem richtigen Tor gestanden und es bloß noch nicht verdient, dass es sich vor ihm öffnete.

Nun würde er es nicht mehr erleben, wenn »das Wasser zurückging«.

Doch nicht die Smaragdene Stadt war die Arche; die wahre Arche war die Metro selbst. Die letzte Zuflucht, die sowohl Noah als auch Sem und Ham vor den dunklen, stür-

mischen Wassern verbarg, den Gerechten ebenso wie den Gleichgültigen und den Schurken. Von jedem Tier ein Paar. Von jedem, der noch eine Rechnung offen hatte - ob Gläubiger oder Schuldner.

Es waren zu viele, das stand fest -nicht alle würden in diesem Roman unterkommen können. Das Notizbuch des Alten hatte fast keine freien Seiten mehr. Es war keine Arche, sondern ein Papierschiffchen, es würde nicht alle Menschen mit an Bord nehmen können. Und dennoch hatte Homer das Gefühl, dass es ihm fast gelungen war, mit vorsichtigem Strich etwas sehr Wichtiges auf diese Seiten zu bringen. Nicht über diese Menschen. Über *den* Menschen.

Die Erinnerung an jene, die von uns gegangen sind, vergeht nicht, dachte er. Denn unsere Welt ist gewoben aus den Taten und Gedanken anderer Menschen, so wie jeder von uns aus unzähligen Mosaiksteinchen besteht, die er von Tausenden von Vorfahren geerbt hat. Sie haben eine Spur hinterlassen, einen kleinen Teil ihrer Seele für die Nachkommen. Man muss nur genau hinsehen.

Auch Homers Schiffchen, gefaltet aus Papier, aus Gedanken und Erinnerungen, würde unendlich lang über den Ozean der Zeit schwimmen, bis jemand anders es aufhob, es betrachtete und begriff, dass der Mensch sich niemals geändert hatte, ja dass er sich sogar nach dem Ende der Welt treu geblieben war. Das Himmelsfeuer, das einmal in ihn gelegt worden war, kämpfte im Wind, doch es war nicht erloschen.

Homers Rechnung war beglichen.

Er schloss die Augen und fand sich an einer funkelnden, von gleißendem Licht durchfluteten Station wieder. Auf dem Bahnsteig hatten sich Tausende Menschen versammelt. Sie trugen elegante Kleider aus jener Zeit, als er noch jung gewesen war, als noch niemand daran gedacht hatte,

ihn Homer zu nennen. Doch diesmal waren auch Menschen darunter, die in der Metro gelebt hatten.

Keiner wunderte sich, dass die anderen anwesend waren. Etwas verband sie alle.

Sie warteten, blickten unruhig in das dunkle Gewölbe des Tunnels. Und auf einmal erkannte Homer die Gesichter. Es waren seine Frau und seine Kinder, die Arbeitskollegen, die Klassenkameraden, die Nachbarn, seine beiden besten Freunde, Achmed und seine Lieblingsschauspieler. Es waren alle, an die er sich erinnerte.

Und plötzlich leuchtete der Tunnel auf, und lautlos glitt ein Metrozug in die Station - mit hell gleißenden Fenstern, polierten Flanken, geschmierten Rädern. Das Führerhaus allerdings war leer - nur eine gebügelte Uniform und ein weißes Hemd hingen darin.

Das ist meine Uniform, dachte Homer. Und mein Platz.

Er betrat das Führerhaus, öffnete die Waggontüren und ließ das Signal ertönen. Die Menge wogte hinein und verteilte sich auf den Sitzbänken. Alle Fahrgäste fanden Platz und lächelten beruhigt. Und auch Homer lächelte.

Er wusste: Wenn er in seinem Buch den letzten Punkt setzte, würde dieser schimmernde Zug voller glücklicher Menschen die *Sewastopolskaja* verlassen, direkt in Richtung Ewigkeit.

Unvermittelt riss ihn etwas aus seinem magischen Traum. Ganz in der Nähe hörte er ein dumpfes, fast unnatürliches Ächzen. Er zuckte zusammen und packte sein Gewehr.

Es war der Brigadier, der diesen Laut von sich gab. Homer erhob sich und wollte schon zu Hunter hinübergehen, doch da ächzte dieser erneut etwas höher und dann noch einmal, diesmal etwas niedriger.

Homer lauschte, und plötzlich begann er zu zittern. Er traute seinen Ohren nicht.

Heiser und unbeholfen schien der Brigadier nach einer Melodie zu suchen. Er kam ins Stocken, kehrte wieder an den Anfang zurück und wiederholte sie geduldig, bis sie endlich stimmte. Er sang ganz leise, es klang wie eine Art Wiegenlied.

Es war Leonids namenloses Lied.

Saschas Leiche hatte Homer an der *Tulskaja* nicht gefunden.

Was noch?

ANMERKUNGEN

Seite 10:

ORANGENE LINIE Die Linie 6 der Moskauer Metro, auch genannt »Kaluschsko-Rischskaja-Linie« zwischen den Stationen Mytischtschi und Bitzewski Park.

Seite 14:

METROSTROI Kurzbezeichnung der Moskauer U-Bahn-Baugesellschaft.

Seite 14:

PETSCHENEG Besonders leistungsfähiges 7,62-mm-Maschinengewehr.

Seite 17:

TROIKA Russische Bezeichnung für eine Dreiergruppe.

Seite 21:

KABAK Russisch für »Schenke, Wirtsstube«.

6 Seiten minus?

Seite 50:

TWERSKAJA ULIZA Zentrale Pracht- und Einkaufsstraße Moskaus.

Seite 51:

SOKOLNITSCHESKAJA-LINIE Die Linie 1 der Moskauer Metro zwischen den Stationen Uliza Podbelskogo und Jugo-Sapadnaja.

Seite 66:

HERRIN DES KUPFERBERGES Figur aus mehreren Volksmärchen des russischen Autors Pawel Baschow. Eines der bekanntesten davon ist »Die Steinerner Blume«, das sowohl verfilmt als auch von Prokofjew als Ballett vertont wurde: die Geschichte eines jungen Mannes, der von der Herrin des Kupferberges festgehalten, am Ende jedoch von seiner Geliebten erlöst wird.

Seite 74:

KURGAN Russisch: »Grabhügel«.

Seite 77:

KUNSTKAMMER Ursprünglich die persönliche Kuriositätensammlung Peters des Großen, später das erste Museum Russlands in St. Petersburg. Bekannt sind insbesondere die Präparate von menschlichen und tierischen Föten mit anatomischen Anomalien. ???

Seite 82:

KACHOWSKAJA-LINIE Die Linie 11 der Moskauer Metro zwischen den Stationen Kachowskaja und Kaschirskaja.

Seite 83:

CHRUSCHTSCHOWKAS Bezeichnung für fünfstöckige Plattenbauten von schlechter Qualität, die zu Nikita Chruschtschows Zeiten massenhaft errichtet wurden.

Seite 105:

LINKRUSTA-TAPETE Eine Art fester Wandverkleidung aus speziellem Material. Ende des neunzehnten, Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wurde Linkrusta in vornehmen Häusern, aber auch bei der Innenausstattung von Eisenbahnwaggons häufig verwendet.

Seite 109:

STETSCHKIN Stetschkin APB, eine schallgedämpfte Reihenfeuerpistole mit hoher Präzision und geringem Rückstoß.

Seite 158:

SCHARLOTTKA Einfacher russischer Apfelkuchen.

Seite 171:

SAMOSKWOREZKAJA-LINIE Die Linie 2 der Moskauer Metro zwischen den Stationen Retschnoi woksal und Krasnogwardejskaja.

Seite 190:

KRYMSKI MOST »Krim-Brücke«, 671 Meter lange, einzige Hängebrücke Moskaus über den Fluss Moskwa.

Seite 215:

BUNKER IN DER NÄHE DER TAGANSKAJA 1951 gab Stalin den Befehl zur Errichtung dieses Bunkers mit der Bezeichnung GO-42. Im Falle eines Atomkriegs sollte hier das Ministerium für Telekommunikation untergebracht werden. In sechzig Metern Tiefe befinden sich fast dreißig Räume auf einer Fläche von siebentausend Quadratmetern. Der Bunker war ausgelegt für maximal fünftausend Menschen.

Seite 304:

STALINSCHES MONOLITHEN Gemeint sind die sieben im sogenannten stalinistischen Zuckerbäckerstil erbauten Hochhäuser in Moskau, in denen Ministerien, Hotels, aber auch Privatwohnungen untergebracht waren. Sie entstanden im letzten Jahrzehnt von Stalins Herrschaft im Auftrag des Diktators und prägen seither das Antlitz der Stadt.

Seite 339:

MKAD »Moskowskaja kolzewaja awtomobilnaja doroga« (»Moskauer Autobahnring«), zehnspurige Ringautobahn rund um Moskau. Der Spruch »Gibt es ein Leben jenseits des MKAD?« spielt auf die weithin bekannte Arroganz der

Moskauer an, die glauben, hinter der Stadtgrenze beginne bereits die tiefste Provinz.

Seite 347:

»MYTHEN UND LEGENDEN« »Mythen und Legenden des Alten Griechenlands«, russischer Sammelband mit den bekanntesten klassischen Sagen, frei nacherzählt von Nikolai Kun. Ein überaus populäres Buch, sozusagen der »Gustav Schwab« Russlands. 10 Seiten

Seite 413:

»WIR GEHEN, BIS WIR PLATT . IN DIE SMARAGDENSTADT. . UND ELLI KOMMT ZURÜCK . MIT TOTOSCHKA . WAU! WAU! NACH HAUS.« Lied aus dem bekannten russischen Zeichentrickfilm Der Zauberer der Smaragdenstadt nach der gleichnamigen Erzählung von Alexander Wolkow, einer Nachdichtung des berühmten »Wizard of Oz«. Die Hauptheldin heißt hier nicht Dorothy, sondern Elli und wird von einem sprechenden Hund namens Totoschka begleitet.

Seite 432:

»ICH BIN KEIN ZAUBERER, ICH LERNE NOCH.« Ein in Russland sehr bekanntes Zitat aus dem sowjetischen Film Soluschka (Aschenputtel) von 1947.

Seite 433:

KREOSOT Ein Holzschutzmittel.

Seite 435:

BURKA Traditioneller kaukasischer Filzüberwurf mit besonders breit ausgestellten Schulterteilen.

Seite 446:

SMERTSCH Russisch: »Wirbelsturm«, Bezeichnung für ein russisches Raketenwerfersystem mit insgesamt zwölf Raketen.

Seite 469:

POLITRUK »Polititscheski rukowoditel« (Politischer Führer), ideologisch geschulte Amtsperson, die in der frühen

Sowjetzeit in Unternehmen und Organisationen für die politische Ausbildung des Personals zuständig war.

Seite 473:

FESTUNG ALAMUT Uneinnehmbare Zitadelle der Assassinen im Perserreich.

Seite 507:

WINTORES-GEWEHR Ein schallgedämpftes russisches Scharfschützengewehr, Kaliber 9×39 .

**Titel der russischen Originalausgabe
МЕТРО 2034**

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Deutsche Erstausgabe 11/2009

**Redaktion: Maria Peeck
Lektorat: Sascha Mamczak**

**Copyright © 2009 by Dmitry Glukhovsky unter Vermittlung
der Nibbe & Wiedling
Literary Agency Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe
und der Übersetzung by
Wilhelm Heyne Verlag, München in der Verlagsgruppe
Random House GmbH**

www.heyne.de

**Karten: Herbert Ahnen
ISBN : 978-3-641-03774-3
www.randomhouse.de**